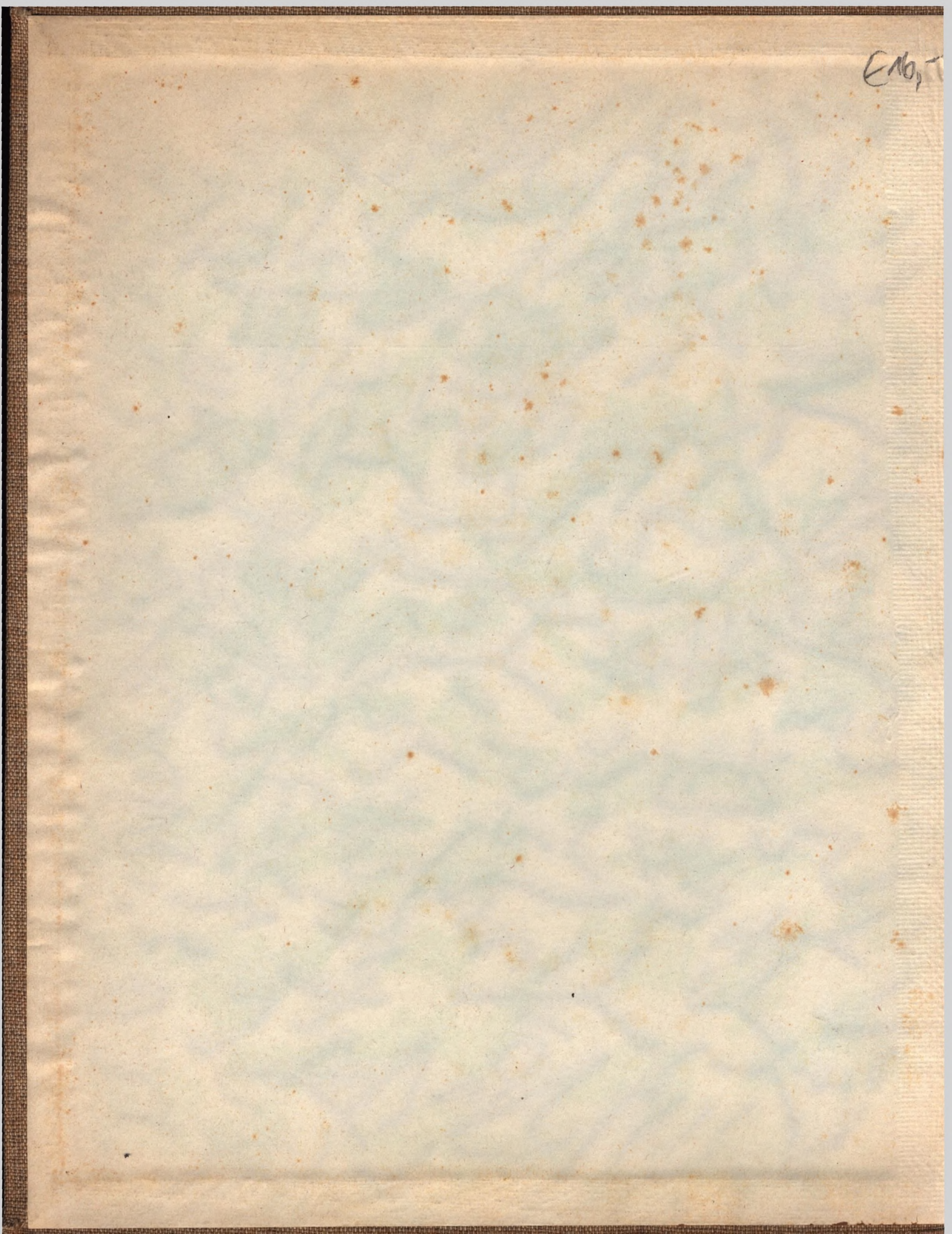
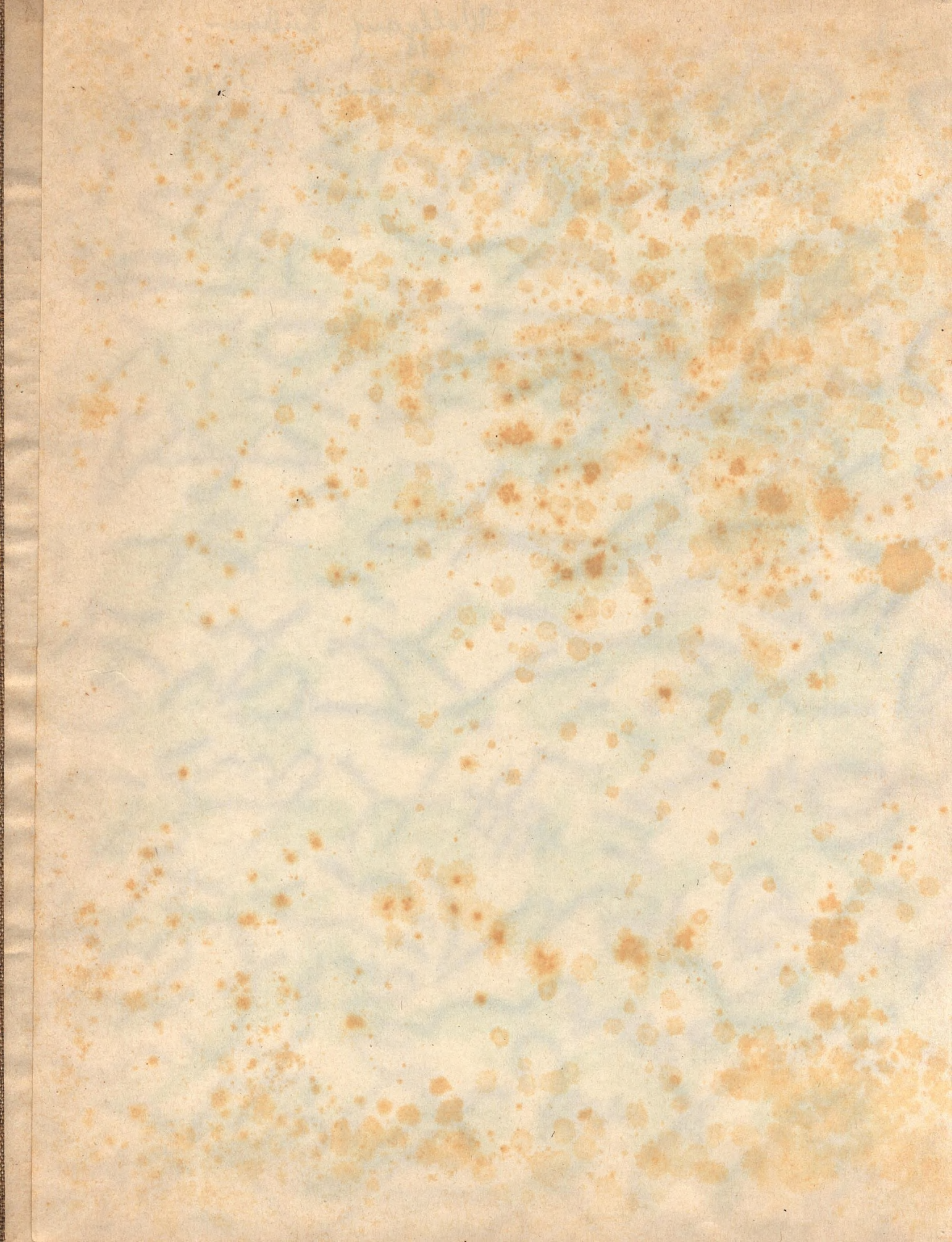

Haithabu



Wolfgang

Weihnachten 1937.



Haithabu

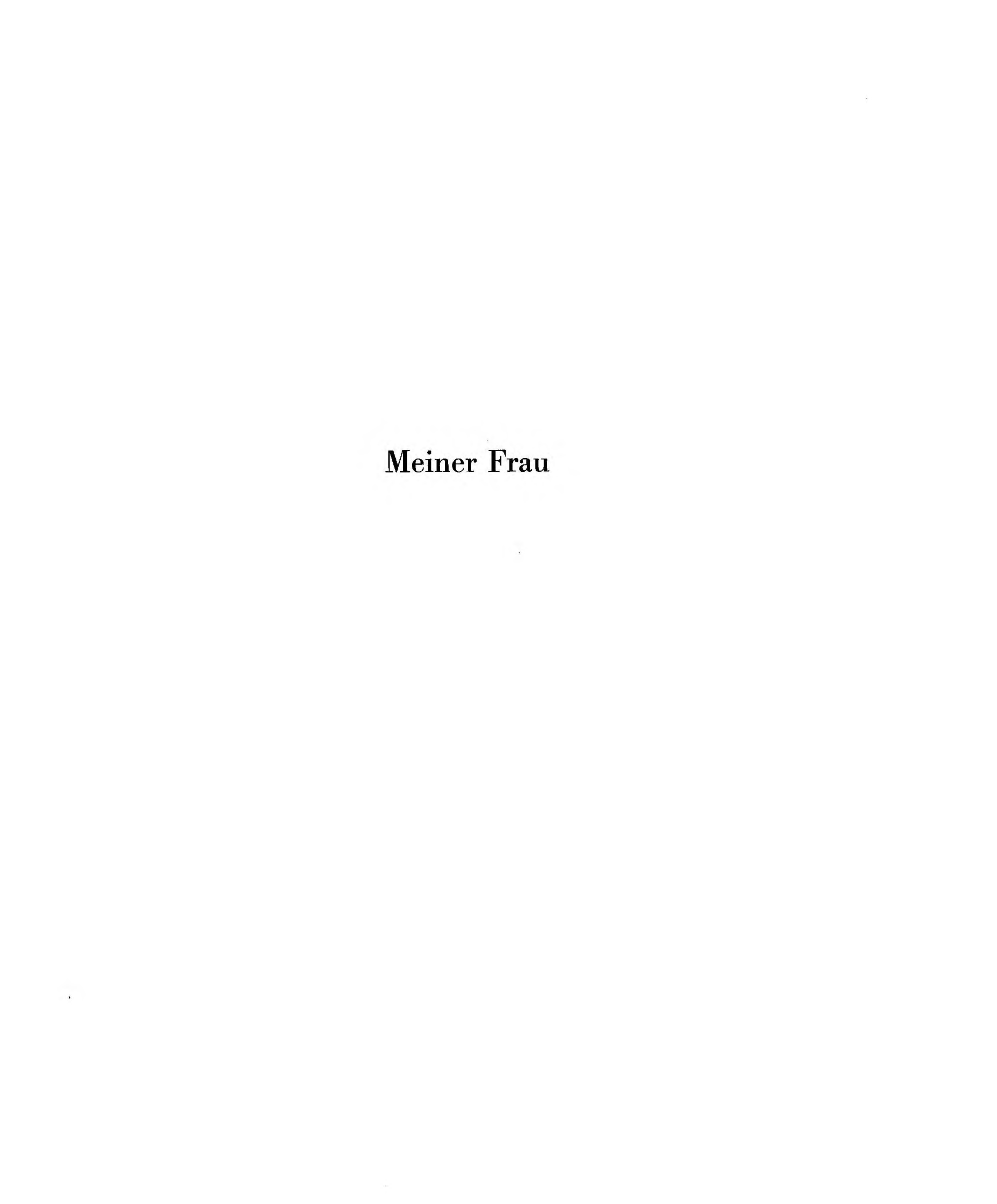
Eine germanische Stadt der Frühzeit

Von

Herbert Jankuhn

Karl Wachholtz Verlag · Neumünster in Holstein

1937



Meiner Frau



Vorwort.

Die deutsche Landschaft bewahrt bis heute eine große Anzahl von Denkmälern, die in ferne Jahrtausende unserer Geschichte zurückgehen. Die meisten sind schon verschwunden und durch die frühe Zerstörung unwiederbringlich verloren.

Steingräber und Grabhügel legen zumal im Norden unseres Vaterlandes auch heute noch ein beredtes Zeugnis ab für die Totenehrung im alten Norden.

Es sind nicht nur die Funde in unseren Museen, die eine dem Kundigen verständliche Sprache vom Werden unseres Volkstums sprechen. Mehr zum Gefühl noch sprechen die einsamen Denkmäler in der Landschaft. Im Volksglauben sind sie eng mit der Gegenwart verknüpft und dem Verstehenden erzählen sie vom Leben und Sterben vergangener Geschlechter, die nicht etwas Abgeschlossenes, Einmaliges bilden, sondern ein Glied in der unendlichen Kette unseres Volkstums darstellen, ebenso eng verbunden mit den Ahnen, wie mit den Enkeln und Urenkeln und so hineinragen in das Leben der Jetztzeit, Haltung und Leistung der Gegenwart bestimmend durch das von Geschlecht zu Geschlecht weitergegebene Erbe.

Von dem Geschick nicht der Einzelnen, sondern der Blut- und Schicksalsgemeinschaften, die uns als Stämme in der späteren Geschichte entgegentreten, sprechen die großen Burgen, die auch heute noch zu Hunderten im Lande erhalten sind. Hinter ihnen verbergen sich die großen, treibenden, historischen Kräfte der Frühzeit, die Spannungen und Bewegungen im Leben unseres Volkes, deren Erforschung ebenso reizvoll wie für das Verständnis der späteren Zeit notwendig ist.

Unter diesen, heute noch mehr gefühlsmäßig in unserer Anschauung wirkenden als wissenschaftlich in unserem Geschichtsbild verankerten Denkmälern aus der Frühzeit unseres Volkes, nimmt die Gegend zwischen Schlei und Eider eine besondere Stellung ein. Sie birgt das größte Denkmal, das wir aus der nordischen Frühzeit kennen, Haithabu, die große germanische Handelsstadt „auf der Heide" an der Schlei und das Danewerk mit seinen eindrucksvollen Wällen: den nordischen Limes. Im historischen Bewußtsein Schleswig - Holsteins durch die aufopferungsvolle Forschertätigkeit vergangener Generationen fester verankert, tritt dieses Denkmal erst allmählich in den Bereich der deutschen Geschichte. Es beleuchtet einen Abschnitt germanischer Vorzeit, in dem noch einmal die ungebrochene Kraft des Germanentums gestaltend hervortritt, der Norden uns noch einmal in seiner unveränderten geistigen Grundhaltung entgegenleuchtet.

In manchem ein machtvoller Schlußakkord, der am Ende einer jahrtausendelangen Entwicklung klingt, der aber auch andererseits hinüberleitet zu dem nächsten Jahrtausend unserer Geschichte, die das Erbe der Vorzeit übernahm und aus ihm heraus die Geschicke Europas bestimmte.

Ein Führer zum Verständnis der hier dem Boden abgerungenen geschichtlichen Quellen soll diese Arbeit sein. Sie soll den Freunden unserer Forschung eine Hilfe bieten und ist geschrieben in der Absicht, einer interessierten, breiteren Öffentlichkeit die Ergebnisse der Forschung vorzulegen und Rechenschaft zu geben über das bisher Erreichte und die großen sich daran knüpfenden Fragen.

Wenn es ihr gelingt, das Verständnis für dieses große und schöne Denkmal unserer Vorzeit zu wecken und ein Führer zu sein auf dem verschlungenen Wege zu den Wurzeln unseres Volkstums und zur Quelle der im Leben unseres Volkes wirkenden Kräfte, dann ist ihr Zweck erreicht.

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung.

Als die Völkerwanderung, der Höhepunkt germanischer Machtentfaltung, abgeklungen war, da war der Riß, der die germanische Welt in zwei Hälften teilte, vollkommen geworden. Damals hatte sich der Norden vom Westen getrennt, nachdem die Anlage zu einer Zweiteilung des germanischen Kreises schon in der Bronzezeit, also zweitausend Jahre früher, zu erkennen ist. Sprachlich, kulturell und religiös gehen die beiden großen Gruppen jetzt verschiedene Wege, wenn sie auch bedingt sind durch das gemeinsame Erbe, das beide fortführen. Der westgermanische Kreis übernahm zu einem Teil wenigstens die Tradition des römischen Weltreiches und erhielt damals seine staatliche Organisation unter den merowingischen und karolingischen Königen, ein Vorgang, der verbunden war mit der Aufgabe mancher eigener Werte. Der nordgermanische Kreis entwickelt sich auf heimischer Grundlage weiter und bewahrt das Vätererbe sehr viel treuer als der westliche. In den letzten Jahrhunderten des ersten nachchristlichen Jahrtausends trat er noch einmal aus seiner Isolierung heraus. Damals erlebte Europa die letzte germanische Völkerwanderung der Vorzeit, wenn auch die großen Völkerbewegungen mit dem Beginn rein „geschichtlicher" Zeit nicht aufhören, denn sie setzen sich direkt fort in den großen, ostwärts gerichteten Völkerschüben des 11. und 12. Jahrhunderts, der ostdeutschen Kolonisation. Zweieinhalb Jahrhunderte kühner Seefahrten und mehr durch mutigen Unternehmungsgeist als durch berechnende Planung bedingter Staatengründungen bilden den glanzvollen Abschluß germanischer Vorzeit: die Wikingerzeit. Zwischen den beiden großen germanischen Kreisen war in der Völkerwanderungszeit eine Lücke entstanden. Angeln und Sachsen hatten sich eine neue Heimat gesucht, und ihre Stammsitze in Schleswig-Holstein und Hannover waren siedlungsarm, wenn auch nicht leer, geworden. Von Norden her schob sich vor 800 in den von den Angeln aufgegebenen Raum ein neues Volkstum, das dänische vor, während die sächsische Besiedlung im westlichen Holstein aus den Bodenfunden ebenfalls klar zu erkennen ist. Hier berühren sich auf einer ganz schmalen Front zwischen Ost- und Nordsee die beiden großen Kreise. Die jütische Halbinsel ist, wie schon in früheren Jahrtausenden, die Brücke von Norden nach Süden und umgekehrt. Aber noch eine andere Änderung vollzog sich in der Wikingerzeit und gewann einen nachhaltigen Einfluß auf die Gestaltung der politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse im Grenzraum zwischen Nord- und Westgermanen. Es ist die Zusammenfassung des ganzen nordeuropäischen Raumes zu einem großen, einheitlichen Verkehrsgebiet, nachdem vorher Ost- und Nordsee getrennte Gebiete gewesen waren. Diese Zusammenfassung bedingte die Schaffung einer Verbindung zwischen den beiden Meeren. Sie wurde erreicht durch die Ueberwindung der Wasserscheide an der Stelle, an der sie bis auf wenige Kilometer zusammengedrängt ist, zwischen der Schlei und dem Flußsystem der Eider. An dieser Stelle überquerte die große internationale Ostwest-Straße, die Nordosteuropa mit dem Westen verband, die Halbinsel und überschnitt den seit der Steinzeit begangenen Nordsüd-Weg, der die Verbindung zwischen Norddeutschland und Jütland herstellte. Durch diesen Schnittpunkt laufen die Fäden hin und her. Dort liegt Haithabu, das Ausfallstor des Nordens gegen den Südwesten und die Brücke vom westgermanischen Kreis zum nordgermanischen. Wir finden hier fast auf der schmalsten Stelle der jütischen Halbinsel das größte Denkmal germanischer Frühzeit, das wir überhaupt besitzen, den Halbkreiswall am Haddebyer Noor, die Stätte des alten Haithabu und das Danewerk.

Hinter diesen Bauten aus unserer Frühzeit treten uns die lebendigen Kräfte jener Epoche entgegen. Bei ihnen fühlen wir uns hineingezogen in die großen Spannungen jener Jahrhunderte, die weder erstmalig noch einmalig waren, sondern die im Rhythmus unserer Geschichte wiederkehren und das Leben der Nordmark immer wieder bestimmen. Und wenn man auf den Wällen steht und heute über die Landschaft sieht, dann entsteht zuweilen vor dem geistigen Auge das Bild der großen Handelsstadt, dann glaubt man die Schiffe und glaubt

das Leben am Hafen zu sehen, dann erlebt man die Kämpfe um die Stadt, von denen die kurzen Berichte Zeugnis ablegen.

Dann fügen sich die Funde, die uns der Spaten erschließt, und die nur die trümmerhaften Ueberreste einst pulsierenden Lebens sind, zu einem lebensnahen Bild zusammen, und jene Zeit wird noch einmal lebendig; wir erkennen die feinen Fäden, die von dort aus zu uns führen, auch wenn sie heute meist unter der Oberfläche verlaufen. Nur dann, wenn wir die geistige Kraft besitzen, das Bild dieser Zeit vor uns erstehen zu lassen, können wir uns einfühlen in die Bedingungen jener Epoche und können einen Standpunkt zur Beurteilung der Leistungen dieser Zeit gewinnen. Ohne eine solche kritisch gezügelte Phantasie bleiben die Funde toter Stoff. Ihn lebendig zu machen ist ebenso Aufgabe der Forschung, wie ihn zu gewinnen. Denn die Erforschung unserer Vorzeit besteht nicht allein in der Aufstellung von Funden und Perioden, sondern auch in dem Suchen nach den unzähligen Verbindungen, die unsere Zeit mit jenen Jahrtausenden verknüpfen; denn die geschichtliche Zeit mit ihrer Dauer von 1000 Jahren oder 30 Geschlechterfolgen ist viel zu kurz, um die Erbanlagen eines Volkes grundsätzlich zu ändern. Die geistigen Kräfte unseres Volkes, die heute unsere Geschichte gestalten, können nicht im Laufe dieser kurzen Spanne von 30 Generationen entstanden sein. Sie gehen zurück in die Jahrtausende schriftloser Geschichte und verknüpfen die Gegenwart mit jenen weit zurückliegenden Zeiten.

Die Geschichte eines Volkes ist nicht gebunden an das Auftreten geschriebener Quellen, denn die Einheit geschichtlicher Ereignisse wird nicht bedingt durch die historischen Nachrichten, die mehr oder weniger zufällig auf uns gekommen sind, sondern durch das lebendige Volkstum, das die Geschichte trägt. Dort, wo dieses einheitliche Volkstum entsteht, und wo darüber hinaus die Wurzeln dieser Kräfte liegen, beginnt die Geschichte. Sie ist eine untrennbare Einheit, und alle Versuche einer Periodisierung entstammen mehr dem Ordnungsbedürfnis menschlichen Geistes als dem Ablauf der Ereignisse.

Wir sind heute noch gewöhnt, die beiden großen Abschnitte, Vorgeschichte und Geschichte, wertend nebeneinander zu stellen, einem allgemeinen Einleitungskapitel die eigentliche geschichtliche Darstellung folgen zu lassen, und doch liegen die Verhältnisse anders. Die Vorgeschichte bildet nicht die Einleitung zu unserer Geschichte, sondern ihre Grundlegung. In den Jahrtausenden, die sie umspannt, entwickeln sich jene Kräfte, die uns später in der Geschichte wirkend entgegentreten. In jenen Zeiträumen formten sich die Elemente, die später die Entwicklung bestimmen.

Wenn wir noch immer an dieser Zweiteilung festhalten, so müssen wir dabei stets bedenken, daß es nur Unterschiede in der Forschungsmethode sind, die diese Spaltung rechtfertigen. Es ist allerdings in vielen Punkten schwieriger, die Frühzeit unserer Geschichte zu erforschen, denn es steht uns dafür nur eine trümmerhafte Überlieferung zur Verfügung. Außer der Sprache, die ja selbst eine Geschichtsquelle von größter Bedeutung ist, haben wir noch Orts- und Flurnamen, Sagen, Heldenlieder, Mythen, Volksbräuche und nicht zuletzt die Bodenfunde selbst. Die auf die Erforschung der Sachaltertümer gerichtete Vorgeschichtsforschung bildet also nur einen Teil — den bedeutendsten vielleicht — in dem Bau der deutschen Altertumskunde. Erst aus einer Zusammenschau dieser Einzelzweige ergibt sich ein lebensvolles Bild unserer Frühzeit.

Die Anschauung, die wir dann gewinnen können, zeigt uns die Grundkräfte unserer Geschichte oft viel klarer, als wir es im Verlauf der späteren Epochen erkennen können. Wo ein Volkstum in abgeschlossener Lage, ohne starke Beeinflussung von außen, in der Frühzeit entsteht, ist das Bild noch nicht so kompliziert, noch nicht so vielschichtig, wie in einer Zeit, wo sich die lebendigen Kräfte dieses Volkstums mit den Mächten der Umgebung in stärkerem Maße auseinandersetzen müssen, wo sich Kulturkreise und politische Einheiten so vielfach überschneiden, wie in der späteren Geschichte.

Darum ist die Geschichte der Frühzeit so wichtig, denn dort sehen wir manches reiner, klarer als später. Nur wenn wir diese jahrtausendelangen Epochen überschauen, gewinnen wir eine Vorstellung von den biodynamischen Grundzügen unserer Geschichte.

Wenn wir ein so geweitetes Geschichtsbild im Auge haben, dann erkennen wir den großen Rhythmus in unserer geschichtlichen Entwicklung, dann erst gewinnen wir den richtigen Rahmen, in dem wir die einzelnen Epochen unserer Geschichte betrachten müssen. So kann man auch die Wikingerzeit nicht vom Hintergrund der allgemeinen Entwicklung loslösen, ohne das Verständnis für ihr Wesen und ihre Bedeutung zu verlieren, denn auch sie ist nur ein Glied in einer langen Kette.

Die Germanen bis zur Wikingerzeit.

Die Entstehung der Germanen.

Unter den Völkern, die einen entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung der Geschichte gewonnen haben, nehmen die Germanen einen hervorragenden Platz ein. Die einzelnen Völker der indogermanischen Sprachfamilie, zu der auch die Germanen gehören, lassen sich weder archäologisch noch historisch überall gleichmäßig zurückverfolgen. Die Germanen spielen unter ihnen insofern eine besondere Rolle, als sie ihren Stammbaum am weitesten zurückführen können, weiter noch als die Römer, Kelten und Slaven. Lediglich die Griechen und Balten können fast ebenso früh erkannt werden wie die Germanen.

Aber es ist nicht nur das älteste Auftreten in der Geschichte, das wir auf Grund der Bodenfunde nachweisen können, sondern es lassen sich darüber hinaus auch die Wurzeln verfolgen, aus denen sich das geschlossene Volkstum der Germanen am Ende der jüngeren Steinzeit im Norden Europas gebildet hat.

Daß wir hier, wie bei keinem anderen Einzelstamm der großen indogermanischen Familie, so weit zurückgehen können, liegt einmal daran, daß wegen der inneren Kraft dieses Volkstums eine fremde Überschichtung und eine Umbiegung der Entwicklung nicht stattgefunden hat, so daß es sich, abgesehen von Beeinflussungen, die wir natürlich in der Geschichte jedes Volkes feststellen können, nach den ihm eigenen Gesetzen entwickelt hat. Bedeutungsvoll ist dafür unter anderem auch die geographische Lage gewesen, die es im Norden Europas, abseits von dem großen Tummelplatz des historischen Geschehens, in der Mitte unseres Erdteiles, vor Zersetzung und starker Beeinflussung bewahrt hat.

Gegenüber der inneren Kraft dieses Volkstums scheint aber dieser Umstand von geringerer Bedeutung zu sein, denn wir können auch später in der Geschichte verfolgen, daß die Germanen nach der Eroberung des mittleren Teiles von Europa ihre besonderen Eigenarten weiter entwickelt haben, auch als sie nicht mehr in der räumlichen Abgeschiedenheit ihrer Ursitze lebten. Das Wesentliche in der germanischen Geschichte ist, daß wir erkennen können, aus welchen Wurzeln dieses Volkstum entsteht, daß wir es also bis zum Ursprung verfolgen können.

Als am Ende der mittleren Steinzeit durch den Übergang vom Jäger- und Fischerleben zum bodenständigen Bauerntum die Bewohner des Nordens seßhaft geworden waren, als die feste Verbindung zwischen dem Menschen und dem Boden entstand, da war in stärkerem Maße als bisher die Möglichkeit zu einer Entwicklung einzelner Gruppen gegeben, die wir mit Völkern gleichsetzen können; und so ist es kein Zufall, daß man in der jüngeren Steinzeit, in jener Zeit des Urbauerntums im Norden, ganz klar getrennte Stämme feststellen konnte.

Es wohnen zwei Völker nebeneinander, die in ihren Veranlagungen durchaus verschieden waren. Für uns getrennt durch die Formen ihrer Geräte, durch künstlerische Begabung und durch ihre religiösen Vorstellungen, so weit sich diese im Grabbau noch feststellen lassen.

Wir erkennen ein Volk, das seinen Toten Grabdenkmäler aus riesigen Findlingen er-

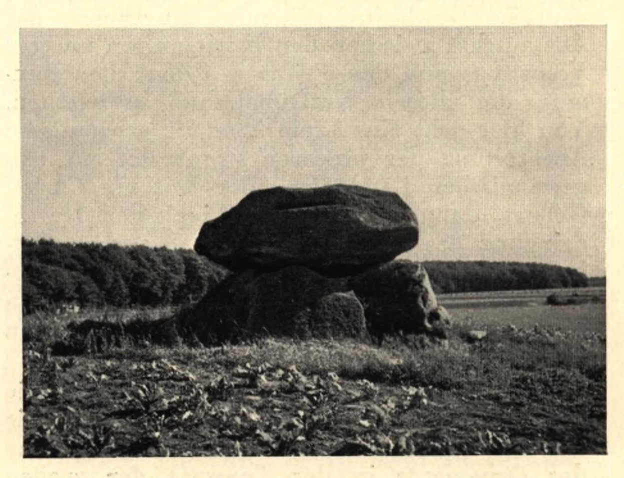


Abb. 1. Großsteingrab von Birkenmoor (Kr. Eckernförde).

richtet, erst kleine und später größere Steinkammern, die nicht nur der Aufnahme eines Toten dienten, sondern als Erbbegräbnis für die ganze Familie bestimmt waren. (Abb. 1.)

Dieses Volk der großen Steingräber muß damals ein Bauernvolk gewesen sein, sprechen doch Ackergeräte wie Sicheln aus Feuerstein für die Kenntnis des Landbaues. Für die Seßhaftigkeit ist die Art der Grabanlagen am bezeichnendsten, die ja nur dann einen Sinn hatten, wenn man mit Sicherheit annehmen konnte, daß die nächsten Generationen noch am gleichen Orte wohnten. Dieses Volk ist nicht erst mit dem Ackerbau hier eingedrungen, sondern es hat sich, wie es scheint, aus den Stämmen der mittleren Steinzeit im Norden entwickelt, die durch die Übernahme des Ackerbaus, aus Jägern und Fischern zu seßhaften Bauern wurden. Die Verbindung zwischen diesen beiden durchaus verschiedenen Zeiträumen ist mannigfaltig. Das jungsteinzeitliche Volkstum tritt uns gleich in einer kraftvollen Ausprägung entgegen. Sind schon die Felsengräber ein Ausdruck dieser trotzigen Kraft, so erleben wir auch in der Ornamentik einen steilen Aufstieg, der uns eine einfache, gesunde Veranlagung auf künstlerischem Gebiete zeigt. So ist es verständlich, daß dieser nordische Kreis der jüngeren Steinzeit der Ausgangspunkt einer weitreichenden Kolonisation wurde, die einerseits in den ostdeutschen Raum und darüber hinaus nach dem nördlichen Balkan und Südrußland führte, andererseits nach Mitteldeutschland und im Westen nach Holland vordrang. In jener Zeit erkennen wir klar die Ausbreitung nordischen Volkstums und sehen gleichzeitig den Anfang jenes durch die ganze deutsche Geschichte gehenden Rhythmus, des Austausches zwischen den Kraftzentren unseres Volkstums und den Teilen des deutschen Raumes, die diesen Kraftüberschuß aufnahmen. Von hier geht eine Linie über die germanische Ausbreitung der jüngeren Bronzezeit zur ostgermanischen Landnahme der Zeit um Christi Geburt, dann weiter zur wikingischen Durchdringung des Raumes und zur deutschen Ostkolonisation des Mittelalters, die ihre Fortsetzung findet in der Siedlungspolitik der preußischen Könige, wenn man an die Kolonisation unter Friedrich dem Großen denkt.

Besonders interessant ist es, daß sich die künstlerische Veranlagung dieses Volkes, die uns mit ihrer rein geometrischen Auffassung des Ornaments in der Tonware der großen Steingräber deutlich entgegentritt (Abb. 2), in ihren Anfängen zurückverfolgen läßt, bis in die Zeit, wo wir hier zum ersten Male im Norden Bewohner erkennen.



Abb. 2. Tontasse der Megalithkultur aus Hagebrogaard. (Aufn. Dän. Nat. Mus. Kopenhagen.)

Dieser Hang zur Stilisierung ist eingegangen in das Germanentum und charakterisiert die germanische Ornamentik bis in den Schluß der Vorzeit. Es ist jene Fähigkeit des mathematischen Denkens, jene logische Veranlagung, die den Norden später kennzeichnet, und diese geistige Einstellung tritt uns hier im frühesten Stadium künstlerischer Betätigung entgegen. Sie läßt sich, — und das ist die Bedeutung der Ornamentik für uns — durch die ganze Vorzeit erkennen, wenn sie auch durch die großen geschichtlichen Ereignisse in den einzelnen Perioden ihren besonderen Ausdruck erhielt; sie zeigt uns damit die Kontinuität gewisser geistiger Kräfte durch die frühe Geschichte und setzt sie in einen starken Gegensatz zu dem durch eine ungebundene Phantasie im Ornament gekennzeichneten Südostkreis der Frühzeit. Wir sehen darin eine jener Erscheinungen, die uns in historischer Zeit entgegentritt, deren Entwicklung wir aber durch die ganze Vorzeit zurückverfolgen können bis zu dem Punkt, an dem wir zum ersten Male mit Sicherheit das Auftreten von Menschen nachweisen können.

Das Volk dieser Großsteingrableute wurde so zum Bindeglied zwischen Jägern und Fischern der mittleren Steinzeit und den germanischen Bauern der Bronzezeit. Sie besiedelten die fruchtbaren Böden, und schon das spricht dafür, daß wir es hier mit einem Bauernvolk zu tun haben. Ihr Kult gipfelt wohl in der Verehrung des großen Himmelsgottes, dem als Symbol das Beil geweiht ist. Gerade für den Beilkult haben wir sehr reiche Belege.

Neben dem Volk, das Riesensteingräber erbaute, erkennen wir ein zweites Volk, das sich in wesentlichen Punkten von den steinzeitlichen

Bauern unterscheidet. Es errichtete seinen Toten keine Steinmale, sondern bestattete sie unter flachen Erdhügeln in Holzsärgen. Dabei handelte es sich nicht um Familiengräber, wenigstens nicht im Sinne des Großsteingrabvolkes, sondern immer nur um Einzelbestattungen. Den Toten gab man als Beigaben schlicht verzierte Tonbecher (Abb. 3) und Streitäxte mit, die durch die Schönheit ihrer Formen auffallen. Wir kennen weder die Siedlungen dieses Volkes, noch wissen wir, ob es so seßhaft war, wie die Menschen der Großsteingrabkultur. Vielleicht handelt es sich um ein Volk von Hirten, das sich niederließ, wo die Weideplätze für das Vieh günstig waren, so daß das Nebeneinander der beiden Völker sich als das Nebeneinander zweier Wirtschaftsformen erklären ließe. Die Einzelheiten der Siedlungsgeschichte sind uns aber heute noch unbekannt. Manche Beobachtungen sprechen auch dafür, das dieses Volk ähnlich dem Steingrabvolk, aus seßhaften Bauern bestand, und ein kürzlich im Osten Deutschlands ausgegrabenes Haus zeigt uns als Wohnanlage den nordischen Rechteckbau mit Vorhalle.

Besonders kennzeichnend sind die schönen Waffen, nach denen man es auch das Volk der Streitaxtleute nennt. Und diese Vorliebe für eine schöne Waffe läßt sich von hier ab durch die ganze weitere Geschichte bis an das Ende der Vorzeit verfolgen, eine Erscheinung, die mit dem persönlichen Verhältnis des Mannes zu seiner Waffe zusammenhängt. Die Waffe ist dem Germanen nicht ein Gerät, sondern ein lebendiges Wesen, dem man häufig Namen gibt, wie uns die aus der germanischen Heldendichtung bekannten Beispiele von Schwertnamen zeigen.



Abb. 3. Becher der Einzelgrabkultur; etwa 2/5. Aus Schönau (Schl.-Holst.).

Die für die Germanen so kennzeichnende Liebe zur Waffe läßt sich hier bis in eine der Wurzeln zurückverfolgen, aus denen das Germanentum entstanden ist.

Gegenüber dieser kriegerischen Haltung tritt bei den Streitaxtleuten die künstlerische Neigung, die wir aus Ornamenten erkennen können, zurück. Ein ausgesprochenes Formengefühl verraten die schönen Streitwaffen.

Diese beiden Völker siedeln am Schluß der jüngeren Steinzeit, also in der Zeit zwischen 2000—1800 v. Chr. im Norden nebeneinander. Ueber ihren Ursprung herrscht noch nicht in allen Punkten Klarheit. Dafür, daß die Leute der großen Steingräber seit der mittleren Steinzeit im Norden bodenständig sind, spricht manches.

Der Ursprung der Streitaxtleute ist unbekannt und heute noch umstritten, doch sprechen viele Anzeichen dafür, daß wir es hier mit einem vom Süden, aus Mitteldeutschland etwa, nach dem Norden vorgedrungenen Volke zu tun haben; jedenfalls gehören sie zu einer über weite Räume Europas verbreiteten Menschengruppe, deren Ursprungsgebiete heute noch nicht festliegen; während wir rassenmäßig bei dem Bauernvolk der großen Steingräber verschiedene Typen feststellen können, sind die Träger der Streitaxtkultur fast einheitlich, und zwar überwiegend ausgesprochen hochgewachsen, langschädlig und langgesichtig, also Vertreter der nordischen Rasse, neben denen die fälischen Typen aber nicht fehlen.

Nachdem am Ausgang der jüngeren Steinzeit diese beiden Völkerteile auch räumlich getrennt nebeneinander siedelten, vollzog sich beim Übergang zur Bronzezeit ein Verschmelzungsprozeß, in dessen Verlauf diese beiden Grundkulturen sich miteinander vereinigten und ihre Träger wohl auch rassenmäßig verschmolzen.

Die Einführung des neuen Werkstoffes, der Bronze, die entweder aus der Mitte Europas oder aus dem Westen nach dem Norden kam, brachte viele neue Möglichkeiten der Geräteentwicklung mit sich. Es ist nicht zu verwundern, daß wir zu Beginn der Bronzezeit noch Formen finden, die sich unmittelbar aus der



Abb. 4. Bronzeaxt der älteren Bronzezeit aus Gramm.

Form der Steinzeit erhalten haben (Abb. 4). Bald aber erkannte man die neugegebenen Möglichkeiten, und es entstand eine ganz neue Kultur, die uns schon zu Anfang auf einer großen Höhe entgegentritt, ohne, wenigstens für uns erkennbar, eine längere Aufwärtsentwicklung bis zu diesem Punkte durchgemacht zu haben.

Dieses ist nun im Norden ein ganz einheitlicher Kreis, in dem wir von der Zwiespältigkeit der jüngeren Steinzeit nur noch Reste erkennen können. Es ist eine geschlossene Gruppe, die auch ein geschlossenes Volkstum voraussetzt; seine Entwicklung können wir auf Grund der Bodenfunde vom Anfang der Bronzezeit weiter verfolgen bis in die Zeit um Christi Geburt. In diesem Zeitpunkt etwa setzen die schriftlichen Nachrichten ein, und wir können erkennen, daß die Träger dieser Kultur Germanen sind. Da wir nun auf Grund der Bodenfunde diese Kultur bis in die ältere Bronzezeit verfolgen können, ohne daß ein Bruch der Entwicklung oder eine fremde Überschichtung feststellbar wäre, so können wir für die Bronzezeit zum ersten Male mit Sicherheit von Germanen sprechen und müssen die urgermanische Epoche bis in jene Zeit weit zurückliegender Jahrhunderte setzen.

Es ist dabei ohne Bedeutung, ob der Name „Germanen" damals bereits für dieses Volk gebraucht wurde, sondern ausschlaggebend ist die Tatsache, daß wir es bei den Trägern dieser hohen, bronzezeitlichen Kultur mit den leiblichen Vorfahren der späteren Germanen zu tun haben, und das berechtigt uns, die Träger der Bronzekultur im Norden als Germanen anzusehen.

Wir können verfolgen, was aus den Wurzelkulturen übernommen wurde. So haben wir die Grabsitte der Streitaxtleute auch in der Bronzezeit, in der zunächst die Toten unverbrannt in großen Baumsärgen unter Hügeln beigesetzt wurden.

Wir haben weiter die Vorliebe für schön verzierte Waffen, die, wie wir gesehen haben, aus derselben Wurzel stammt, und wir haben die künstlerische Neigung, die als Erbe der Riesensteingrabkultur im Germanentum weiterlebt.

Aber nicht das ganze Gebiet ist durchdrungen, sondern in der nördlichen Spitze von Jütland lebt ein Rest der Steingrableute, wie es scheint, unvermischt mit den Streitaxtleuten, die nicht bis dorthin vorgedrungen sind. Dort haben wir während der Bronzezeit und noch sehr viel länger das Fortleben der Steingrabsitte, und es ist sicher kein Zufall, daß wir auch in diesem Gebiet die höchste, künstlerische Entwicklung in der Bronzezeit sehen, die also dort, wo sich das künstlerisch begabte Volk rein erhalten hat, zu höchster Entwicklung kam. Räumlich ist die Verschmelzung dieser beiden Völker, aus denen, soweit wir aus den Bodenfunden erkennen können, das Germanentum entstand, nicht auf ganz Nordeuropa ausgedehnt. Wir erkennen die Kultur in Jütland, auf den dänischen Inseln, in Südschweden, im nordöstlichen Teil von Hannover und im nordwestlichen Mecklenburg, also in Gebieten um das westliche Ostseebecken herum (Abb. 5). Von diesem Raum können wir also mit Sicherheit als von der germanischen Urheimat sprechen. Von hier aus haben sich die Germanen im Verlaufe ihrer weiteren Geschichte ausgedehnt, und hier liegen ihre Wurzeln, die tief in die Vorzeit hineingreifen.

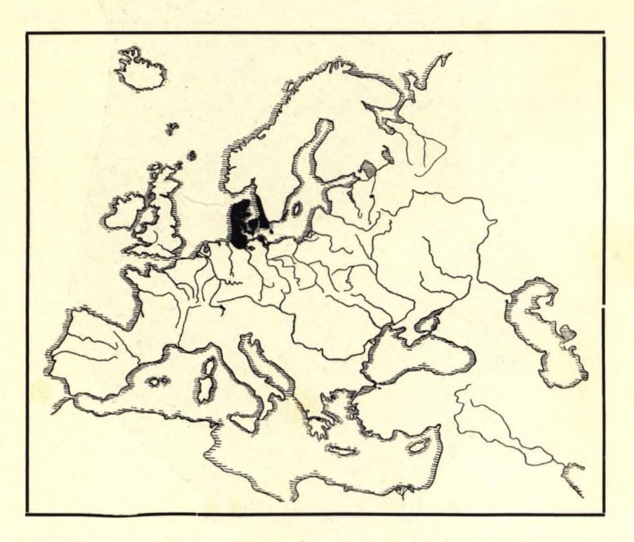


Abb. 5. Karte des germanischen Siedlungsraumes in der älteren Bronzezeit.

Die germanische Kultur der Bronzezeit.

Während noch am Beginn der Bronzezeit, der im Norden zwischen 2000—1600 v. Chr. liegt, die Steinformen der Geräte einfach in dieses neue Material übersetzt werden, lernen die Germanen bald dem neuen Stoff auch neue Formen zu geben.

die Verschmelzung der beiden steinzeitlichen Völker stattgefunden hat.

Die Grabsitte ist von dem Volk der Streitaxtleute übernommen worden, und wir finden noch heute in der Landschaft die charakteristischen Hügelgräber jener Zeit (Abb. 6). Verwendet sind große Baumsärge aus gespaltenen Eichenstämmen, die trogartig ausgehöhlt und mit großen Steinen umpackt waren, um dem Sarg unten einen Halt zu geben. In diesen Särgen ruhen die Toten unverbrannt, gelegentlich ist um die Bestattung selbst ein Haus errichtet, das Totenhaus, in dem die Verstorbenen weiterleben konnten.



Abb. 6. Grabhügel am alten Heerweg. (Gem. Dannewerk.)

In der zweiten Stufe der Bronzezeit — wir teilen die ganze Epoche nach dem Beispiel des großen schwedischen Archäologen Montelius in fünf Zeitstufen ein — tritt uns die germanische Kultur gleich auf einem Höhepunkt entgegen, der lange Zeit nicht übertroffen wird. Es ist die Zeit um 1500 v. Chr., in der wir das geschlossene germanische Siedlungsgebiet durch die Verbreitung der Funde genau umreißen können. Es handelt sich um das Gebiet, in dem

Der Gerbsäure in den großen Eichensärgen verdanken wir die ausgezeichnet erhaltenen

Kleidungsstücke aus jener Zeit, die es uns ermöglichen, die urgermanische Tracht der älteren Bronzezeit besser zu erkennen, als Trachten aus manchen späteren Jahrhunderten. So gehört zur Männertracht ein Kittel, der mit einem Träger auf der Schulter gehalten wird und eine Mütze, während die Frau mit einer Bluse und einem hochgeschürzten Rock bekleidet war, wenn sie nicht ein leichteres Gewand, aus einem kurzen Fransenrock und einer Bluse bestehend, trug.

Diese Kleidungsstücke sind in mehreren Fällen gefunden worden und erlauben uns mit Sicherheit die Wiederherstellung der Tracht, die also schon für die erste Zeit, in der wir überhaupt mit Sicherheit von Germanen sprechen können, eine hochentwickelte Webe- und Zuschneide-Technik verrät.

Die Gräber sind mit Schmucksachen und Waffen, den unerläßlichen Beigaben des Mannes und der Frau, reich ausgestattet. Die Frau trug am Gürtel einen kleinen Dolch, während sie vorne auf dem Gürtel eine schöne Bronzeplatte hatte, die mit Verzierungen versehen war. Die Bluse wurde oben mit einer Spange aus Bronze oder Gold zusammengehalten.

Der Mann bekam sein Heergewäte mit ins Grab, seine Waffen, ein Bronzeschwert mit schön verziertem Griff. Bei den Bronzegriffen können wir heute noch als Einlage weißliche Knochen und dunkles Harz feststellen. Ein germanisches Schwert dieser Zeit ist prunkvoll und zeigt die schon in der Steinzeit erkennbare Vorliebe für die schöne Waffe. Daneben gehören Lanzen mit Bronzespitzen und Bronzeäxte zur Ausrüstung des Mannes, und in dieser Zusammensetzung hat sich die germanische Bewaffnung bis zur Einführung der Feuerwaffen erhalten.

Aber auch Schmuck finden wir in den Männergräbern, so vor allen Dingen goldene Armringe am Handgelenk und Bronze- oder Goldspangen. Gelegentlich finden sich Gefäße in den Gräbern; die prachtvollen Tongefäße allerdings, die wir in der Steinzeit sahen, fehlen. Außer den Waffen sind es also die Geräte des persönlichen Gebrauches, die zur Fahrhabe des Mannes gehören, und zugleich das Bestehen von Privateigentum, dessen Ursprung wir schon in den eiszeitlichen Kulturen erkennen können, beweisen.

Zur Frauengerade gehört der Schmuck und die Toilettengeräte der Frau, auch sie folgten ihr außer der Kleidung und der Wegzehrung mit ins Grab. Es sind gerade die Gegenstände, die auch heute noch als sogenanntes Vorbehaltsgut rechtlich ausschließlich Eigentum der Frau bleiben. In diesem Fall bildet also unser heutiges Recht eine direkte Fortsetzung urzeitlicher Verhältnisse. Die Tonware, die wir aus der älteren Bronzezeit kennen, macht einen durchaus dürftigen Eindruck, und fast scheint es, als hätte sich die Vorliebe für das Ornament von diesem Material abgewandt und sich dem neuen Werkstoff der Bronzezeit, der von jetzt ab Träger des Ornamentes wird, zugewendet. Gelegentlich finden sich auch Holzgefäße, teilweise reich verziert mit eingesetzten Zinnägeln, in den Gräbern oder auch Holzschachteln, die sich vereinzelt erhalten haben. Aber die Gräber sind nicht die einzigen Funde, aus denen wir unsere Kenntnisse der Zeit schöpfen können. Wir haben daneben auch andere Fundgattungen, die Verwahrfunde, in denen man verschiedene Dinge niedergelegt hat, sei es, um sie einem Gott zu weihen, oder um sie unbefugten Händen durch Verstecken im Boden zu entziehen.

Teilweise kann man in diesen Funden die Verstecke wandernder Handwerker erkennen, die älteres Material gegen neue Stücke eintauschten, denn anders lassen sich oft die zerbrochenen Geräte in ihnen nicht erklären. Zum Teil aber haben wir Opfergaben an die Götter vor uns, die uns das Verhältnis der Menschen zur Gottheit beleuchten.

Noch heute heben sich deutlich in der Landschaft die großartigen Hügelgräber ab, die nicht willkürlich angelegt sind, sondern die schon in dieser Frühzeit dem Laufe der Hauptwege folgen. Man errichtete damals diese Gräber an den Straßen, und damit haben wir heute noch die Möglichkeit, auch die Hauptverkehrsadern jener Zeit zu erkennen. So wie man in der Wikingerzeit das Andenken gefallener Männer ehrte durch Aufstellung von Runensteinen an den Wegen, hat man auch in der Bronzezeit den lebenden Geschlechtern die Erinnerung an die früheren wachgehalten durch die Verbindung zwischen Grabdenkmälern und Verkehrswegen. Eine der letzten Strophen im alten Sittengedicht der Edda kennzeichnet diese Haltung mit den Worten:

Ein Sohn ist besser ob geboren auch spät
Nach des Hausherrn Hingang:
Nicht steht ein Denkstein an der Straße Rand,
Wenn ihn ein Gesippe nicht setzt.

Diese in der Geisteshaltung des Nordens begründete Einstellung ist nicht erst ein Ergebnis der letzten Periode der Vorzeit, sondern tritt in sehr ähnlichen Formen schon früher

auf und geht dann auch in das Mittelalter hinein, wo ein gleicher Brauch in den Sühnekreuzen weiterlebt.

Bei einer Betrachtung der örtlichen Verbreitung dieser Hügelgräber ergibt sich, daß wir zwei Hauptwege haben, die in nordsüdlicher Richtung die Jütische Halbinsel durchschneiden und die an den Boden gebunden sind, der für die Anlage solcher Wege geeignet erscheint. So ist es denn kein Zufall, daß in den folgenden Jahrhunderten germanischer Vorgeschichte diese durch die Natur vorgeschriebenen Straßen weiter benutzt wurden und teilweise bis in die Neuzeit hinein ihre Bedeutung erhalten haben.

Der östliche Weg führt dicht an der Schlei vorbei, also ganz in der Nähe des späteren Haithabu (Plan 1); und tatsächlich ist er nicht etwa auf die Bronzezeit beschränkt, sondern hat auch in der Wikingerzeit eine große Bedeutung gehabt.

Auf diesen Wegen zogen wohl schon die Cimbern und Teutonen nach dem Süden. Hier drangen die sächsischen Kaiser in den Norden vor, und auch später hat sich an diesen Heerwegen zum Teil das Schicksal der deutschen Nordmark entschieden.

Für die Wirtschaftsform dieses Bauernvolkes kennen wir Ackerbaugeräte, und zwar Sicheln aus Bronze, die aus Gräbern und Verwahrfunden stammen, und auf den schwedischen Felszeichnungen finden wir die Darstellung von Pflügen, die uns bereits eine entwickelte Form des Ackerbaues vorführen.

Für das religiöse Leben sind die Anhaltspunkte sehr viel spärlicher, und doch lassen sie bereits Rückschlüsse auf die Gottesvorstellungen zu.

Es ist vor allen Dingen der Sonnenwagen von Trundholm, der uns auf die Sonnenverehrung hinweist, daneben die in demselben Sinne ausdeutbaren goldenen Scheiben, wie sie gelegentlich gefunden werden, die wohl als Abbilder der Sonne im Kult Verwendung fanden.

Bei den kultischen Handlungen fanden wohl auch die Luren Verwendung, die paarweise benutzt wurden. Es handelt sich dabei um große Hörner aus Bronze, die wir einerseits aus den südschwedischen Felszeichnungen, andererseits aus den Funden selbst gut erkennen.

Der Beilkult, den wir aus der jüngeren Steinzeit her kennen, hat auch in der Bronzezeit noch eine große Bedeutung, wie Felsenbilder und Funde zeigen. Im ganzen müssen wir schon für diese Frühzeit mit persönlich gedachten Gottheiten rechnen, wie es uns die Felsenzeichnungen im nordischen Kreis zeigen.

Wenn wir die Entwicklung des germanischen Siedlungsgebietes im mittleren Teil der Bronzezeit verfolgen, sehen wir, wie es sich weiter verschiebt, so daß es um 1200 v. Chr. im Osten die Oder überschritten hat. Die Siedler für das neu erworbene Land scheinen hauptsächlich aus dem südlichen Teil des nordischen Kreises, aus Schleswig-Holstein und Nordhannover gekommen zu sein, während im nördlichen Teil ein Ausdehnungsbedürfnis nicht vorgelegen zu haben scheint.

Stilistisch stellt diese mittlere Bronzezeit einen gewissen Verfall dar, dem aber in der jüngeren Bronzezeit, also in der Zeit zwischen 1000 und 800 v. Chr. ein weiterer Höhepunkt folgt. In dieser Zeit wurde das germanische Siedlungsgebiet wesentlich erweitert.

Im Westen ist der Rhein fast erreicht, während im Osten die germanische Grenze die Weichsel überschreitet (Abb. 7).

In der geistigen Kultur hat sich ein großer Wechsel vollzogen, die Germanen sind von der Bestattung unverbrannter Leichen zur Leichenverbrennung übergegangen.

Zunächst geschieht die Beisetzung des Leichenbrandes in der altgewohnten Art der Baumsärge, später aber tritt als Behälter für den Leichenbrand die Urne auf.

Die Beigaben, die in der älteren Bronzezeit noch üblich waren, werden jetzt sehr spärlich, und unsere Kenntnis der Schmuckformen jener Zeit beruht fast ausschließlich auf den Verwahrfunden, die in der jüngeren Bronzezeit

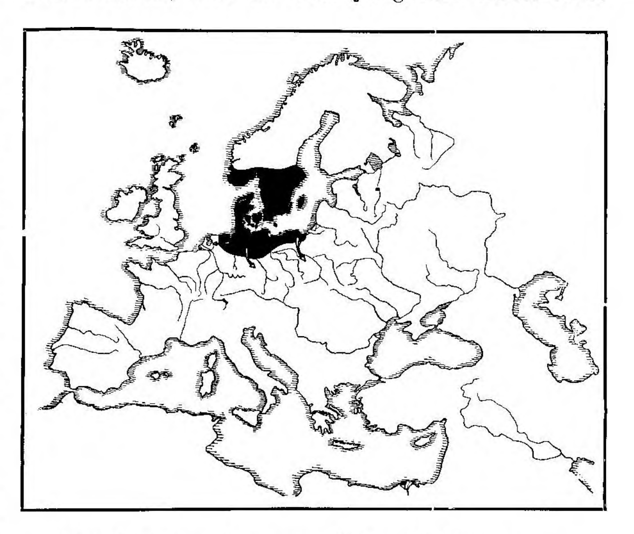


Abb. 7. Karte des germanischen Siedlungsraumes in der jüngeren Bronzezeit.

sehr viel zahlreicher sind, als in der älteren. Die Stetigkeit der Siedlungen ergibt sich aus der Weiterbestattung in den Hügeln der Steinzeit bzw. Bronzezeit. Daneben treten aber schon in der jüngeren Bronzezeit Gräber ohne Hügel auf, die die spätere Sitte der Gräberfelder andeuten.

In der stilistischen Entwicklung läßt sich bei der gleichen Vorliebe für abstrakte Ornamentik eine Neigung zur Vergrößerung der Muster erkennen. Es sind nicht nur die Ornamente, die diese Entwicklungsrichtung anzeigen, sondern auch ihre Träger, die Schmucksachen. Die Spangen, die in der älteren Bronzezeit zierlich sind, werden stark vergrößert. Waren sie früher gegossen oder aus Draht hergestellt, so werden sie jetzt blechartig.

Dieselbe Entwicklung zeigen andere Dinge, wie die Hängebecken aus Bronze, deren älteste Form wir aus der mittleren Bronzezeit kennen. Dort waren sie klein und zierlich und wurden, wie es scheint, von der Frau am Gürtel getragen. Sie dienten zur Aufnahme von Schmuck. Jetzt werden daraus große Gefäße, die wir nicht mehr aus Gräbern, sondern nur aus Verwahrfunden besitzen. Auch sie zeigen dieselbe Entwicklung, wie wir sie bei den Gewandnadeln sahen.

Wenn die Ornamentik jener Zeit auch gekennzeichnet ist durch dasselbe Gefühl für Stilisierung und Abstraktion, so drückt sich doch darin eine viel stärkere Bewegung aus, als wir das in der älteren Bronzezeit mit der reihenden Auffassung sehen. Vielleicht drückt sich in der Zierkunst dieselbe Unruhe und die gleiche Bewegung aus, die auch die politische Entwicklung jener Zeit mit den stärkeren Vorstößen nach Osten und Westen und mit dem Absondern einzelner kleiner Kreise kennzeichnet.

Die Häuser dieser Zeit kennen wir in dem germanischen Gebiet nicht. Wir haben auch keine weiteren Anhaltspunkte für die Kenntnis der Wirtschaftsform, allerdings spricht nichts dafür, daß sich die Lebensart seit der älteren Bronzezeit geändert hat.

Wenn sich die germanische Kultur in der älteren Bronzezeit ziemlich abgeschlossen von den angrenzenden Gebieten entwickelt, nur hier und da fremde Einflüsse und Importstücke aufweist, so haben wir jetzt, wo sich die Germanen stark nach Süden ausbreiten, ein Aufleben von Handelsbeziehungen, die sich nicht nur im Auftreten von Einfuhrgut, sondern vielleicht auch in vereinzelter stilistischer Beeinflussung zeigen.

Jetzt werden die Beziehungen zu Mittel- und Südeuropa aufgenommen, aber nicht nur in dem Sinne, daß von Süden nach Norden eine Beeinflussung stattgefunden hat.

Wir besitzen auch umgekehrt germanische Funde aus den nicht-germanischen Gebieten Süddeutschlands und der Schweiz.

Vergleicht man das Verbreitungsgebiet der Germanen zu Beginn der Bronzezeit und gegen Ende dieser Kulturstufe, so ergibt sich eine wesentliche Vergrößerung des Siedlungsraumes, namentlich ein Vorstoß nach Westen, Süden und Osten.

Diese Ausbreitung war ein ständiges Vordringen, bei dem sich die Grenze des besiedelten Raumes allmählich aber stetig vorschob, ohne daß etwa die Siedlungen in den neugewonnenen Gebieten die räumliche Verbindung mit dem Mutterland verloren hätten. Dabei handelt es sich um einen Unterschied gegenüber der etwas später einsetzenden Ausbreitung in der frühen Eisenzeit.

Die geschichtliche Überlieferung.

Es erscheint abwegig, von geschichtlicher Erinnerung in einer so fernen Zeit zu sprechen, die etwa 1½ Jahrtausende vor dem ersten Auftreten geschriebener Quellen liegt.

Dennoch kann man sie nicht leugnen, und wenn man die Fälle betrachtet, in denen sich eine solche Erinnerung nachweisen läßt, zeigt die Anzahl der Beobachtungen, daß es sich dabei nicht gut um Zufall handeln kann.

Wir müssen für diese schriftlose Zeit eine stark gebundene, mündliche Überlieferung annehmen, die auch heute noch lebendig ist. Davon sprechen einige Sagen, die sich an bedeutende Grabstätten der Bronzezeit knüpfen.

Von dem großen Königsgrab in Seddin (Uckermark) erzählt die Sage, es liege dort ein König in einem dreifachen Sarge begraben. Der erste Sarg war aus Stein, der zweite aus Ton und der dritte aus Gold. Die Sucht nach dem edlen Metall ließ den Besitzer des Grabes nicht ruhen und er versuchte den Schatz zu heben. Es gelang ihm aber nicht, denn bei der Größe der Grabanlage hatte er an der falschen Stelle gesucht. Später stieß man durch Zufall auf eine Grabkammer, die in ihrem Bau ziemlich einzigartig dasteht.

In der großen Steinkammer mit einem falschen Gewölbe stand ein Tongefäß, das mit einem Deckel verschlossen war, und darin fand sich eine schöne Bronzeurne, in der die verbrannten Knochen eines Mannes lagen. Er war reich ausgerüstet mit Waffen und Beigaben.

Man fand in dem Grab noch die verbrannten Knochen zweier Frauen. Die Erzählung von dem dreifachen Sarge, die im Volksmund weiterlebt, fand also ihre Bestätigung, wenn auch die innerste Umhüllung des Leichenbrandes nicht aus Gold, sondern aus der einfacheren Bronze bestand.

Hier hat die geschichtliche Erinnerung drei Jahrtausende überdauert und sich bis heute erhalten. Vom Vater auf den Sohn hat sie sich in einer Zeit fortgepflanzt, in der man die Schrift noch nicht kannte. Wenn auch heute nichts mehr von dem Namen des Königs und von seinen Taten fortlebt, so ist die Erinnerung an ihn doch wach geblieben.

Ein anderer Fall zeigt das gleiche. In der Nähe von Haithabu liegt ein Grabhügel Dronninghoi (Schleswig) genannt. Dort soll ein Mann begraben liegen, dem einst eine Königin beim Zweikampf den Kopf vom Rumpfe getrennt hat. Als man diesen Hügel aufdeckte, fand man in der Tat einen Mann bestattet, dem man den Kopf zwischen die Schenkel gelegt hatte.

Auch in diesem Fall muß die Erzählung mündlich überliefert sein. Solche Beispiele ließen sich noch mehrfach anführen, wie z. B. für das Grab mit dem Totenhaus bei Grünhof-Tesperhude (Holstein), wo die Sage von dem großen Feuer im Hügel durch die Ausgrabung bestätigt wurde. Oder die Erinnerung an den Bronzewagen von Peccatel in Mecklenburg, die sich ebenfalls bei der Grabung als richtig erwies.

Sicher würde man noch oft solche Überlieferungen bestätigt finden, wenn man alle die Stellen untersuchen würde, an die sich solche Erinnerungen knüpfen.

Wir sehen, wie die geschichtlichen Erinnerungen 3000 Jahre und mehr überdauert haben, und zwar in einem Gebiet, in dem kein Abbruch der Bevölkerung stattgefunden hat. Es ist keine Erinnerung an historische Ereignisse oder Persönlichkeiten mit bekannten Namen, sondern es ist ein Weiterleben der Überlieferung von Grabgebräuchen, die losgelöst von einzelnen Geschehnissen die Jahrtausende überdauert hat. Demgegenüber steht nun eine andere Tradition, die uns Namen und Ereignisse überliefert. Wir brauchen dabei nur an den Hügel des Königs Björn in Schweden oder an das Einfallstor des Königs Sven bei Haithabu zu denken.

Diese Überlieferung, die an Namen geknüpft ist, geht nicht so weit zurück, wie die namenlose Tradition aus der Bronzezeit.

Bei der namentlichen Überlieferung, die z. B. bei dem Oseberg-Grab zu Recht besteht, wird ein Teil dieser Erinnerung sicher jungen Datums sein.

So hat sich bei den Nachkommen der Urgermanen aus der Bronzezeit, die heute noch das Land der Väter bebauen, die Erinnerung an jene Zeit erhalten, unabhängig von der Kenntnis der Schrift, lediglich auf Grund mündlicher Überlieferung.

Das Eisen.

Zwischen 800 und 700 v. Chr. wird im germanischen Kreis ein neues Material, das Eisen, bekannt. Woher es kam, wissen wir nicht; jedenfalls aber barg dieser neue Werkstoff viele Möglichkeiten in sich, die auch bald von den Germanen ausgenutzt wurden.

Durch die größere Festigkeit war zunächst die Möglichkeit gegeben, die Waffen länger zu machen, was beim Kampf dem Besitzer eines eisernen Schwertes Vorteile brachte, gegenüber dem, dem nur ein kurzes Bronzeschwert zur Verfügung stand.

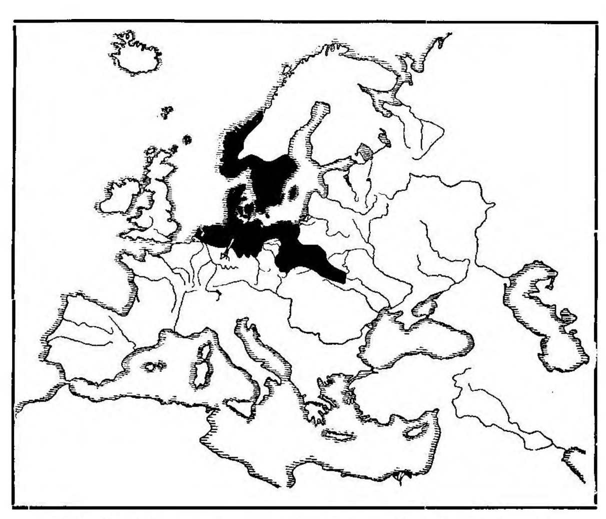


Abb. 8. Karte des germanischen Siedlungsraumes in der frühen Eisenzeit.

Diese Neuerung auf waffentechnischem Gebiet bedingt auch eine Änderung der Kampfesweise, da man jetzt beim Schwertkampf zur Hiebtaktik übergeht, womit vielleicht das Auftreten der ersten Schilde als Schutzwaffen zusammenfällt.

Das neue Material für diese Waffen war, im Gegensatz zur Bronze, leichter im Norden zu beschaffen, bargen doch die Ablagerungen von Raseneisenerz genügend Möglichkeiten, die bei der Bronze nicht vorhanden waren.

In der äußeren Entwicklung des Germanentums tritt mit der beginnenden Eisenzeit ein grundlegender Wandel ein. Wenn in der Bronzezeit das Vorrücken in stetiger, breiter Front geschah, so erkennen wir zu Beginn der Eisenzeit eine andere Art der Ausbreitung, die explosionsartig vor sich geht (Abb. 8).

In jener Zeit tritt im nordeuropäischen Raum eine Unruhe ein, die zu Volksverschiebungen geführt zu haben scheint. Welche Gründe für diese Erscheinung verantwortlich zu machen sind, wissen wir nicht. Wir erleben zu Beginn der Eisenzeit eine Klimaveränderung im Norden, verbunden mit einem Ansteigen der Niederschlagsmenge, was sich sehr deutlich in den heimatlichen Mooren widerspiegelt. Da ist es durchaus möglich, daß infolge dieser veränderten klimatischen Bedingungen der Ackerertrag zur Ernährung des gesamten Volkes nicht mehr ausreichte, so daß größere Teile zur Auswanderung gezwungen waren.

Ob dieser Grund allein ausschlaggebend war, steht dahin, jedenfalls aber hat er sicher mitgewirkt bei der weiteren Entwicklung der germanischen Geschichte. Noch in späterer Zeit bewahrt sich die Erinnerung an solche Vorgänge wie die Guta-Saga sie für Gotland in der Zeit um 800 zeigt.

Die Kenntnis jener Zeit baut sich fast ausschließlich auf Grabfunden auf, und zwar war man jetzt zur Bestattung auf großen Friedhöfen ohne Benutzung von Hügeln übergegangen. Als Behälter für den Leichenbrand dienten Tongefäße und vereinzelt auch Holzschachteln. Die Bestattung unverbrannter Leichen findet sich fast gar nicht mehr. Die Beigaben, die man dem Toten für das Leben im Jenseits mitgibt, sind überaus spärlich und vermitteln uns nur eine dürftige Vorstellung von der Gerätekultur jener Zeit. Doch braucht man das nicht unbedingt mit einem Kulturabstieg zu erklären.

Maßgebend dafür war ein Wechsel in der Auffassung, die jetzt eine andere Vorstellung vom Leben nach dem Tode mit sich brachte und infolgedessen zu einer Änderung des Grabbaues führte. Wenn uns gelegentlich andere Funde erhalten sind, wie z. B. im Bootsfund von der Hirschsprungkoppel auf Alsen oder in dem Funde des Wagens im Moore von Deiberg, dann gewinnen wir ein anderes Bild von der Kultur jener Zeit. Siedlungen sind aus diesem Abschnitt nur vereinzelt bekannt geworden, sie zeigen uns die großen germanischen Hallen, die wir aus der späteren Zeit kennen.

Die Ausbreitung, die jetzt zu einer Vergrößerung des Siedlungsgebietes führt, geschieht, wie schon gesagt, nicht in einem gleichmäßigen Vorschieben der ganzen Front, sondern schlagartig in räumlich begrenzten Vorstößen. Diese Ausbreitung erfolgte aber nicht in einen siedlungsleeren Raum hinein, sondern in ein besiedeltes Gebiet, in dem vor den Germanen andere Völker wohnten. Diese gaben ihren Boden nicht kampflos preis, sondern schützten ihn durch große Burganlagen, die zu ganzen Systemen zusammengeschlossen waren.

Aber auch die starken Festungsanlagen, die im ganzen Süden das germanische Siedlungsgebiet umklammerten, konnten das Vordringen nicht hindern, sondern wurden eingenommen und verbrannt, wovon die dicken Brandschichten, die bei Ausgrabungen gefunden werden, eine beredte Sprache sprechen.

Die Anlagen wurden nicht weiter benutzt und blieben fast immer verlassen liegen; ein Zeichen dafür, daß sich hier nicht eine dünne Oberschicht über eine unterworfene Bevölkerung lagert, weil man in diesem Falle kaum auf das Mittel der Sicherung des Landes durch

Burgen verzichtet hätte, sondern daß wir hier eine vollständige Besiedlung von durchaus germanischem Charakter haben.

Zwar ist der Restbestand der ehemaligen Bewohner in der neuen Bevölkerung aufgegangen, jedenfalls hat sie aber kaum einen bemerkenswerten, politischen Einfluß erreicht.

Und weiter sind diese Funde sehr interessant für die Erkenntnis germanischer Kampfesweise, die durchaus auf den Angriff aufbaut. Es ist kein Zufall, daß den Germanen in der älteren Zeit Burganlagen unbekannt sind. Für die Burganlagen ist eine Verteidigungstaktik kennzeichnend, die der germanischen Einstellung nicht entspricht, und dasselbe erkennen wir auch in der Bewaffnung, denn es fehlen in der älteren Zeit fast alle Schutzwaffen, und noch aus den römischen Schriftstellern erfahren wir, daß sich die Germanen zum Kampf der Oberkleider entledigten.

Die einzige Verteidigungswaffe, die weit verbreitet war, war später der Schild aus dünnen Holzbrettern mit einem eisernen Buckel in der Mitte. Dieser Buckel zeigt oft eine Spitze, so daß auch diese Waffe zum Angriff durch Stoßen benutzt werden konnte.

Wenn im Nibelungenlied der todwunde Siegfried, dem man sein Schwert genommen hat, zum Schild greift und auf Hagen eindringt, so spiegelt sich darin vielleicht noch die Auffassung wider, daß der Schild keine reine Schutzwaffe war. Und diese auf den Angriff aufbauende Kampfesweise läßt sich nun durch die ganze germanische Vorzeit bis in die deutsche Geschichte hinein weiterverfolgen.

Germanen und Römer.

In der Zeit um Christi Geburt kam der germanische Norden zum ersten Male in eine nahe Berührung mit dem römischen Weltreich und trat damit in Beziehung zum Mittelmeerkreis. Das Siedlungsgebiet hat sich gegenüber der älteren und jüngeren Bronzezeit bereits stark erweitert, so daß im Westen der Rhein überschritten ist, und im Süden die Donau als Grenze erreicht wird, während im Osten große Teile von Polen zum Siedlungsbereich des germanischen Stammes der Wandalen gehören (Abb. 10). Es ist die Zeit, in der einem weiteren Vordringen der Germanen durch das römische Weltreich für zwei Jahrhunderte Halt geboten wird; und wenn auch die Römer nach der Niederlage im Teutoburger Wald ihre Bestrebungen auf eine Unterwerfung des links-elbischen Germanien aufgaben, so behielten sie doch die Rhein- und Donaugrenze fest in ihrer Hand und sicherten den zwischen diesen beiden Flüssen entstehenden Winkel durch einen großen Grenzwall. Es ist eine Zeit gegenseitigen Durchdringens, in der die Beziehungen von Norden nach Süden und von Süden nach Norden gingen und in der nicht einseitig die einen die Lehrer und die anderen die Lernenden waren. Aber dieser Grenzwall im Westen und Süden des germanischen Gebiets hatte einen Zusammenschluß der germanischen Stämme zur Folge, denn in jenen beiden Jahrhunderten entstehen aus den vielen kleinen Stämmen zu Cäsars und Tacitus' Zeit die großen germanischen Stammesverbände, die die Träger germanischer Geschichte in der Völkerwanderungszeit werden sollten. Damals hören wir zum ersten Male von den Alemannen am Oberrhein, von den Franken östlich des Nieder- und Mittelrheins, damals entstehen die Sachsen, wie es scheint, aus dem Zusammenschluß vieler, einzelner Völker, und in jener Zeit schließen sich die lugischen Stämme im Osten Deutschlands zu dem großen Stammverband der Wandalen

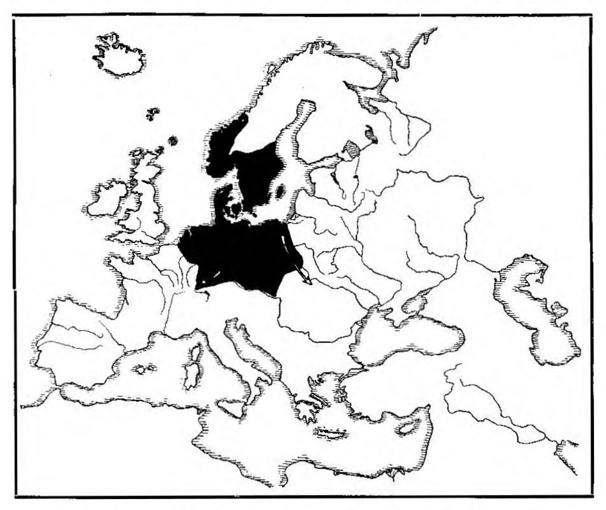


Abb. 10. Karte des germanischen Siedlungsraumes in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung.

zusammen. Es ist eine Zeit, die eine Konzentration der politischen Macht im germanischen Gebiet mit sich brachte, deren Ausdruck eben die Schaffung jener großen Stammverbände ist. Als dann am Ende des 2. Jahrhunderts die Unruhe im germanischen Norden nicht mehr einzudämmen war, da treffen die ersten Stöße wohl auf die römische Nordgrenze, der erste erfolgreiche Vorstoß aber glitt an der Ostgrenze des römischen Imperiums entlang. Es ist das Vordringen der Goten von ihren Sitzen an der unteren Weichsel über die Pripet-Sümpfe bis an das Ufergebiet des Schwarzen Meeres, wo sie zu Beginn des 3. Jahrhunderts auftauchen. Aber es dauerte nicht lange, bis sich die germanische Kraft auch nach Westen zu entlud; in der Mitte des 3. Jahrhunderts fiel der römische Grenzwall in germanische Hand, und die Römer sahen sich gezwungen, als nächstes Rückzugsstadium die linke Rheinseite zu befestigen, sie mit Warttürmen zu besetzen, und die Städte zu ummauern. Aber auch diese Verteidigungslinie hatte nur 1½ Jahrhunderte Bestand, dann fiel auch sie dem Ansturm der Germanen zum Opfer.

Das germanische Heldenzeitalter.

Damit bricht der Abschnitt germanischer Geschichte an, den wir als Heldenzeitalter unseres Volkes betrachten. Es ist die Zeit der großen Kämpfe zwischen Germanen und Römern und zwischen Germanen und Hunnen, die diesen Zeitabschnitt kennzeichnen und die den Hintergrund abgegeben haben für die deutsche Heldendichtung und die deutsche Heldensage. Damals fiel das Burgundenreich einem hunnischen Einfall zum Opfer, ein Stoff, der seine dichterische Formung in unserem Nationalepos, dem Nibelungenlied, gefunden hat, damals erstand Theoderich in Verona als Dietrich von Bern in der deutschen Sage. Wir pflegen diesen Abschnitt als Völkerwanderungszeit zu bezeichnen, und doch stellt die ganze germanische Geschichte eine großartige Wanderung dar, nicht die Vorstöße eines Nomadenvolkes von Norden, sondern der Kampf eines gesunden Bauernvolkes um den Siedlungsboden. Das Besondere dieses Abschnittes ist das Aufeinandertreffen eines von Norden nach Süden gehenden, germanischen Stoßes und einer von Osten nach Westen verlaufenden, asiatischen Bewegung. Der dadurch entstehende Völkerwirbel kennzeichnet diese Jahrhunderte besonders. Es ist eine Zeit größter Machtentfaltung, in der fast das ganze westliche Europa unter die Herrschaft germanischer Stämme kam, wenn auch die Herrenschicht in den verschiedenen Gebieten nicht gleich dicht war (Abb. 11). Und es ist auch eine Zeit kultureller Höhe, wie wir aus den Schmucksachen erkennen können, die uns nun nicht nur ein vollständiges Beherrschen der Metalltechnik zeigen — das war bereits in der Bronzezeit vorhanden — sondern die uns auch zum ersten Male den germanischen Geschmack offenbaren, der in den Mittelpunkt seiner Ornamentik das Tier stellt. Mögen auch zum Aufkommen der Tierornamentik Anregungen aus dem Südosten beigetragen haben, so ist das Ganze doch eine ausgesprochen germanische Angelegenheit. Denn hier werden die Tiere nicht kopiert, sondern es ist eigentlich der Begriff des Tieres, den man von außen übernimmt und nun gemäß dem germanischen Geschmack umdichtet.

Abb. 11. Karte des germanischen Siedlungsraumes in der Völkerwanderungszeit.

Hier lebt die gleiche Kraft abstrakten Denkens, dasselbe Vermögen, begrifflich darzustellen, das wir schon in der Steinzeit sahen; es ergreift aber eine noch viel größere Lebendigkeit, als wir sie in der jüngeren Bronzezeit beobachten konnten, die Zierkunst. Sie läuft auch hier parallel mit den Ereignissen der großen politischen Geschichte.

Das Kunstgewerbe hat in dieser Zeit, fußend auf der eigenen Überlieferung und angeregt durch Verhältnisse in den eroberten Gebieten, Leistungen vollbracht, die zu den besten gehören, was wir auf diesem Gebiet überhaupt besitzen. Edelmetalle treten stark hervor, und zur Belebung der Oberfläche dienen Auflagen von Halbedelsteinen und Edelmetalldrähten (Abb. 12), und Auflockerung der großen Flächen durch die der Holzarbeit entlehnte Kerbschnitttechnik. Dieser kraftvollen, germanischen Erobererwelle folgt eine Zeit ruhigen Ausbauens, in der alle die Gebiete verloren gehen, in denen die germanische Schicht zu dünn war. Damals geht das Wandalenreich in Nordafrika und das Westgotenreich in Spanien an die Araber verloren; damals werden die germanischen Besitzungen im Südosten mit Ausnahme geringer Reste auf der Krim aufgegeben, und es kommt zu jenem machtvollen Aufschwung des Frankenreiches unter den Merowingern und des Langobardenreiches in Norditalien. Für jene Stämme, die in der Völkerwanderungszeit klassischen Boden betraten, brach eine große, geistige Auseinandersetzung an, der Kampf zwischen Christentum und angestammter Religion, und überall finden wir in den Gräbern die Spur des neuen Glaubens, der, wenn auch schon in umgewandelter Form, immer mehr unter diesen jungen, germanischen Gründungen Platz griff. Immer wieder sehen wir in den Gräbern Kreuze als Symbole der neuen Gottesvorstellung auftreten, während der Norden sehr viel zäher an der Religion der Väter festhält, wofür wir in der Helmplatte von Vendel mit einer Darstellung Odins oder eines Odinskriegers einen guten Beleg haben. Es tritt jetzt jene Entfremdung zwischen den im Norden sitzenden Germanen und den auf den Boden der antiken Welt übergetretenen Stämmen ein. Die Trennung in Nord- und West- bezw. Ostgermanen wird vollendet, die wir nun nicht nur in der archäologischen Hinterlassenschaft, sondern auch in der Sprache feststellen können.

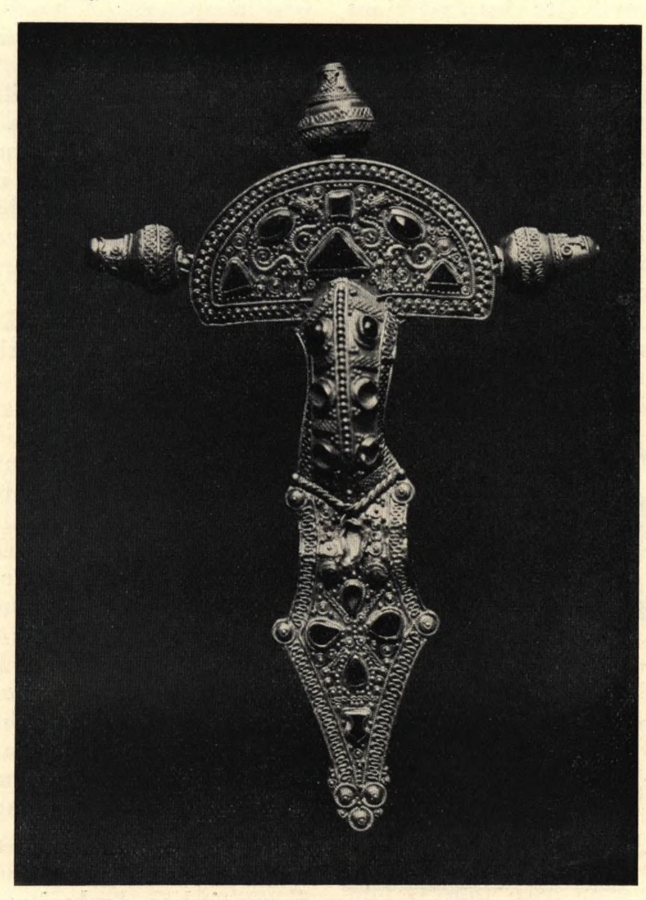


Abb. 12. Goldspange aus Hammersdorf (Ostpr.).
(Aufn. Prussia-Mus. Koenigsberg.)

Die Geschichte der Wikingerzeit.

Das 7. und 8. Jahrhundert bedeutet eine Festigung der germanischen Macht in den Teilen Europas, in denen die Oberschicht stark genug war. Alle die Gebiete, in denen wir nur eine dünne germanische Herrenschicht kennen, gehen damals verloren (Abb. 13). Kurz vor 800 aber bricht eine neue, große Völkerbewegung los, an der nur die nordgermanischen Stämme beteiligt sind. Als im Jahre 887 Dorchester an der englischen Küste überfallen und geplündert wird, und wenige Jahre später das Kloster Lindesfarne an der schottischen Küste das Ziel eines ähnlichen Zuges wird, da handelt es sich nicht um einfache kriegerische Ereignisse, sondern es sind die Boten einer neuen Zeit, die gekennzeichnet ist durch eine gewaltige Ausdehnung des germanischen Elements, die letzte, große Völkerwanderung, die wir aus der Vorzeit kennen. Wir sind gewohnt, diese Zeit als Wikingerzeit zu bezeichnen. Der Name Wiking wird für die Nordgermanen angewendet, soweit sie auf einer Auslandsfahrt waren, und wir sind nicht in der Lage, die Entstehung und ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes mit Sicherheit anzugeben.

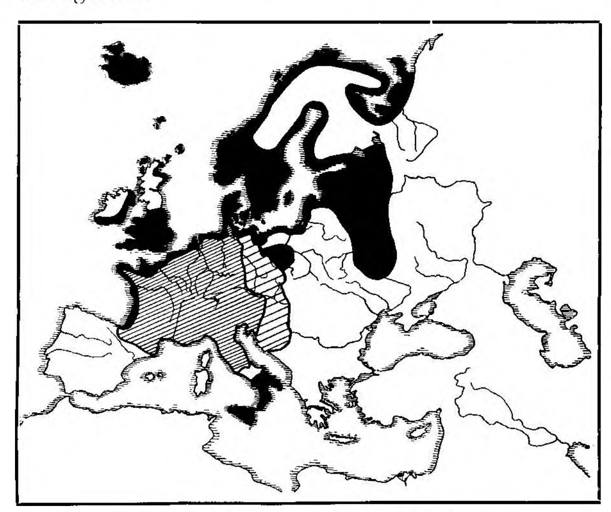


Abb. 13. Karte des germanischen Siedlungsraumes in der Wikingerzeit.

Dieser erneute germanische Vorstoß aus den alten germanischen Kernlanden bricht aber nicht unvermittelt los. Schon in den Stürmen der Völkerwanderung hören wir von Seezügen der Sachsen, die bis an die fränkische Küste vordrangen und dort einen großen Schrecken auslösten. Vom sagenumwobenen Zuge des nordischen Königs Hygelac, den die fränkischen Quellen als Chochilaicus kennen, wissen wir, daß er vom Norden ausging. Aber es waren nicht nur einzelne Kriegszüge, sondern auch — wie in späterer Zeit — wirkliche, auf Landnahme gerichtete Volkszüge. Die Besetzung der Hebriden, der Orkney- und Shetland-Inseln von Norwegen aus, fällt vor die eigentliche Wikingerzeit. Auch von Schweden ging schon in der späten Völkerwanderungszeit ein Vorstoß nach Südosten aus, in das Gebiet, das also auch später, in der Wikingerzeit, das Kolonisationsgebiet für Schweden war. Alle diese Bewegungen sind nur aus den Funden zu erschließen, schriftliche Quellen gibt es dafür nicht, denn die von der Landnahme betroffenen Gebiete kannten eine eigene Geschichtsschreibung nicht. In diesen einzelnen Vorstößen deutet sich die neue, kommende Bewegung an, aber erst als die Züge Gebiete trafen, die eine eigene Geschichtsschreibung hatten, da trat auch für den Westen erkennbar der Norden aus seiner Isolierung heraus. Rein zufällig ist also die auf geschriebene Ueberlieferung zurückgehende Kenntnis der Wikingerzüge. Die Bewegung setzt viel früher ein, sie schwillt im Laufe der Jahrhunderte an und erreicht ihren Höhepunkt im 9. und 10. Jahrhundert. Die Scheide zwischen Völkerwanderungszeit und Wikingerzeit um 800 scheint also sehr willkürlich, und doch behalten wir sie bei, weil in dieser Zeit ein stilistischer Wandel im Norden Platz greift, der eine neue Epoche einleitet.

Diese 2½ Jahrhunderte, von 800 bis 1050 ungefähr, sind nicht eine einheitliche Epoche germanischer Ausbreitung, sondern sie lassen sich ihrer Art nach in zwei wesentlich verschie-

dene Abschnitte zerlegen. Im 9. Jahrhundert haben wir es in der Hauptsache mit kriegerischen Fahrten zu tun, die nicht nur die Küstengebiete Westeuropas, sondern auch die inneren Landesteile trafen, während das 10. Jahrhundert im wesentlichen eine Festigung und einen Ausbau der neu eroberten Gebiete mit sich bringt. Im Westen waren es besonders die Küsten des fränkischen Reiches, Englands und Irlands, die das Ziel der Wikingfahrten bildeten, und die dortigen Herrscher waren nicht in der Lage, diese Einfälle zu verhindern, in der Hauptsache deshalb, weil sie über keine Seemacht verfügten, auf deren Bestehen ja zu einem großen Teil der Erfolg der Wikinger beruhte. Nur eine Möglichkeit hatten sie, die Küsten zu sichern, nämlich durch die Belehnung wikingischer Fürsten, die aus verschiedenen Gründen außer Landes gehen mußten, mit ihren Küstengebieten. So ist in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts Rüstringen dem dänischen Königssohn Harald zum Lehen gegeben, und auch Westfriesland sehen wir als Lehensgebiet eines Wikingers mit dem Hauptsitz in Dorestad, jenem karolingischen Ausfuhrhafen nach dem Norden und Nordwesten. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts bedrängen Wikinger in ständig anwachsender Zahl das fränkische Reich, z. T. angelockt durch die innere Schwäche des Reiches, bis im Jahre 892 der Sieg Arnulfs von Kärnten über das Wikingerheer bei Löwen an der Dyle den Einfällen wenigstens für eine Zeit ein Ende setzt. Damals wird in verstärktem Maße England das Ziel der Wikingfahrten, und es entsteht das wikingsche Reich um York herum, Danelag genannt, nach dem Herrschen des dänischen Rechts. Als zu Beginn der 70er Jahre Norwegen durch einen Sproß der Vestfold Dynastie, die ursprünglich aus Mittelschweden gekommen war und sich am Oslo-Fjord, eben in der Landschaft Vestfold, ein kleines Reich geschaffen hatte, zu einem einheitlichen Staat zusammengeschlossen wird, da wandert ein Teil der freien Großbauern, und zwar aus rein ideellen Gründen, weil er eine Unterwerfung unter den König nicht auf sich nehmen wollte, nach Island aus und begründet dort den isländischen Freistaat als eine vollkommen germanische Bildung. An den Zügen nach dem Westen waren im wesentlichen Dänen und Norweger beteiligt, während das Einflußgebiet der Schweden das Baltische Meer mit seiner Südküste und dem kontinentalen Hinterland bildete. Zwar kennen wir auch in jener Gegend dänische Kolonien, wie ja Dänemark geographisch sowohl nach der Nordsee wie ja auch nach der Ostsee blickt, die großen Neugründungen aber, die sich in jener Zeit in Osteuropa vollziehen, sind von Schweden geschaffen. Sehr frühzeitig schon sehen wir schwedische Wikinger in Rußland, wo sie im Jahre 839 als Gesandte in Byzanz erscheinen und in den 60er Jahren dringen sie dann in das osteuropäische Tiefland von Norden her ein. An den großen Strömen entlang führt sie ihr Weg, und so entstehen zunächst wikingische Fürstentümer im Norden Rußlands um Nowgorod, während ein anderes Geschlecht bis nach Südrußland vordringt und sich ein Reich mit der Hauptstadt Kiew schafft. Askold und Dir sind die überlieferten Namen der Führer. Hier waren es, wie es scheint, in der Hauptsache handelspolitische Gesichtspunkte, die für diese Landnahme ausschlaggebend wurden, denn es kam den Wikingern auf den Besitz der großen Handelsstraßen an (Abb. 14), die durch die Ströme gebildet wurden, und damit bekamen sie den Weg vom Orient nach Nordeuropa in Besitz, der eine verstärkte Bedeutung dadurch erhielt, daß der Islam durch sein Übergreifen von Afrika nach Spanien das Mittelmeer zu einem arabischen Meer gemacht hatte und die Möglichkeit einer Sperrung der Straße von Gibraltar geschaffen hatte. Infolge dieser Tatsache gewann der Weg durch Rußland auch Bedeutung für die Verbindung zwischen dem Orient und dem Westen bezw. Nordwesten unseres Erdteiles. Mindestens im Norden Rußlands, im Reiche von Nowgorod, sehen wir aber auch eine starke, bäuerliche Kolonisation von Schweden aus, für uns heute erkennbar an den Grabfunden und an den nordischen Ortsnamen. In der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts vollzieht sich nun hier im Südosten eine stärkere Festigung der wikingischen Macht durch den Zusammenschluß der ursprünglich getrennten Herrschaftsgebiete um Kiew und Nowgorod zu einem einheitlichen Reich, dessen Lebensadern die großen Flußsysteme wurden. Damit war die Voraussetzung für das russische Reich geschaffen, wie wir gesehen haben, eine Tat schwedischer Wikinger, entstanden als Fahrmännerstaat, aber im 10. Jahrhundert und in der folgenden Zeit überführt in ein festes Staatsgebilde. Es folgte im 10. Jahrhundert die Schaffung des polnischen Reiches durch den großen König Miesko, oder wie er mit seinem germanischen Namen hieß, Dago. Schon dieser Name allein zeigt, daß die Gründung ein germanisches Unternehmen war, und gestützt wird diese Erkenntnis durch zahlreiche Funde wikingischer Herkunft in Polen,

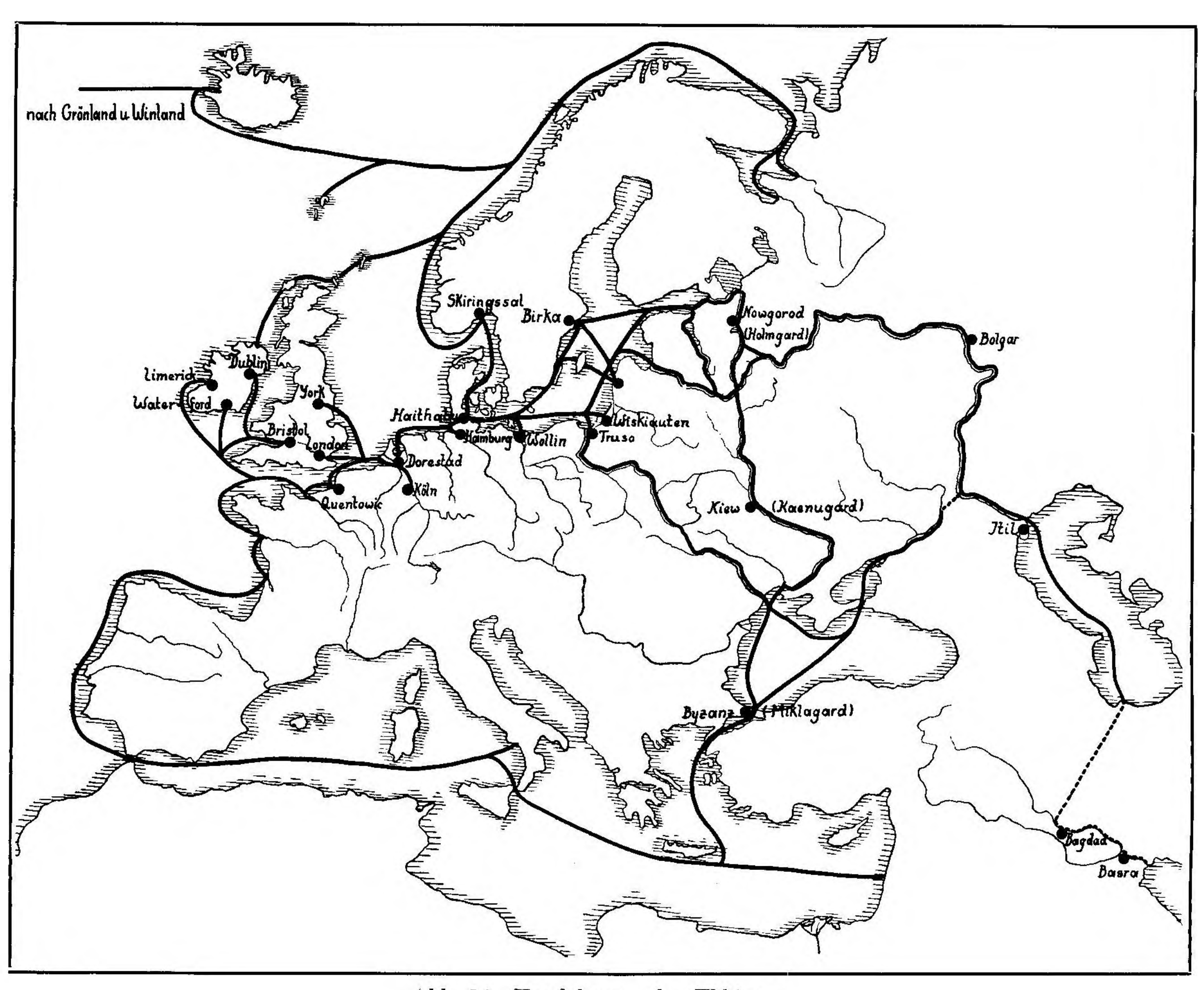


Abb. 14. Handelswege der Wikinger.

die nicht wahllos durch das ganze Land verstreut sind, sondern die sich hauptsächlich an den großen Zentren politischen und militärischen Lebens finden und damit den Beweis dafür geben, daß das nordgermanische Element in diesen Gegenden von großer Bedeutung war. Daneben haben wir eine Reihe kleinerer Staatengründungen am Südufer der Ostsee: die ältere „Seeburg" in der Gegend von Libau, verbunden mit einer gotländischen und einer schwedischen Niederlassung, dann weiter eine wikingische Kolonie im Samland, die wir nicht nur aus schriftlichen Nachrichten, sondern auch durch die Funde aus Wiskiauten bei Cranz kennen und die Jomsburg, die auf dem Boden von Wollin durch neuere Ausgrabungen wieder entdeckt worden ist. Auch in Wagrien, im nordwestlichsten Teil des slawischen Gebiets, sehen wir in dem Fürstengeschlecht wikingisches Blut und erkennen das Vorhandensein eines nordgermanischen Elements an Funden, wie z. B. von Puttgarden auf Fehmarn. So ist die Ostsee ein nordgermanisches Becken, das auch am Südufer umsäumt wird von einer Kette nordgermanischer Kolonien. Und dieses nordgermanische Element dringt auch weiter ein in das Hinterland, Wie es scheint, in Form von militärischen Besatzungen, vielleicht aber auch in der Form bäuerlicher Siedlungen. Im Westen Europas bringt das beginnende 10. Jahrhundert die Schaffung eines normannischen Herzogtums in der Normandie, die in ihrem Namen bis heute noch diese geschichtlichen Ereignisse bewahrt hat. Von Island aus tritt im 10. Jahrhundert Grönland in den Gesichtskreis der nordischen Seefahrer, die dieses neu entdeckte Gebiet auch gleich besiedelten. Darüber hinaus führten kühne Fahrten der Nordgermanen bis

an die Ostküste Nordamerikas, das damals, also 500 Jahre vor Kolumbus, von den Wikingern entdeckt wurde. Aber nicht nur die Gebiete um Ost- und Nordsee herum wurden von den Wikingern aufgesucht, sondern im 11. Jahrhundert wurde der Grund für das normannische Reich in Sizilien und Süditalien gelegt, das bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein Bestand gehabt hat. Und über diese Staatengründungen hinaus drangen die Wikinger als Kaufleute noch weiter vor. So besuchten sie im 10. Jahrhundert nicht nur regelmäßig Konstantinopel, wofür uns zwei Handelsverträge, die zwischen dem wikingischen Großfürsten von Kiew und dem oströmischen Kaiser abgeschlossen wurden, interessante Belege geben, sondern weiter führte sie ihr Weg über das Kaspische Meer in das Zweistromland, wo wir sie als Kaufleute in Bagdad und Basra finden. Vier- oder fünfmal sah Konstantinopel wikingische Heere, in der Hauptsache aus dem russischen Reich, vor seinen Mauern, die der großen Stadt — Miklagard d. h. Großstadt nannten sie die Wikinger — einen Schutz gegen die Angreifer gab.

Es ist also ein großes Gebiet, das den Nordgermanen jener Zeit erschlossen war, das im Südosten bis nach Mesopotamien und Konstantinopel reicht und im Westen nach Nordamerika ging, das sich von Nordafrika im Süden bis nach Grönland im Norden spannte. Über die Erschließung der neu eroberten Gebiete hinaus liegt die historische Bedeutung jener Zeit im wesentlichen in den Staatengründungen, die sich hier vollzogen unter ausschließlichem oder doch maßgeblichem Anteil von Germanen. So gewinnt im Osten zum ersten Male die große Welt des Slaventums eine Staatsorganisation, die von Germanen getragen wird. Dieser Einfluß läßt sich von der ersten Staatengründung auf slavischem Gebiet aus der Völkerwanderungszeit, dem Fürstentum des Franken Samo, über die Gründung des russischen und polnischen Reiches hinaus bis zur Berufung des Deutschen Ritterordens durch Konrad von Masovien verfolgen.

Die Kultur der Wikingerzeit.

Für die Kenntnis der Kultur der Wikingerzeit haben wir verschiedene Quellen, und der Reiz einer Beschäftigung mit jenen Jahrhunderten germanischer Frühzeit liegt gerade darin, daß wir nicht nur auf die Funde angewiesen sind, wenn wir uns ein Bild von der kulturellen Stellung der Germanen machen wollen, sondern daß es uns auch möglich ist, die geistigen Kräfte zu sehen, die hinter den geschichtlichen Ereignissen stehen; und das verdanken wir der Erhaltung germanischen Schrifttums. Wir haben hier eine einzigartige Möglichkeit, das Schrifttum und damit die geistige Haltung eines Volkes aus einer Zeit kennen zu lernen, die noch nicht vollständig bestimmt ist von dem Vorherrschen mittelländischer, christlicher Vorstellungen. In diesem Schrifttum spiegelt sich die geistige Einstellung der Germanen wider, die hinter jenen großen Eroberungszügen des 9. und 10. Jahrhunderts stand. Wenn diese Quellen auch erst im 12. und 13. Jahrhundert von christlichen Geistlichen auf Island aufgezeichnet wurden, so vermitteln sie uns doch ein wahrheitsgetreues Bild von den kulturellen Verhältnissen der Wikingerzeit. Wir haben nicht nur in den Sagas eine unerschöpfliche Quelle für die Kenntnis germanischer Wesensart, in einem Gebiet, in dem es kaum eine überlagerte Unterschicht gab, sondern wir besitzen in den Heldengedichten jener Zeit die Möglichkeit, uns über die kriegerische Einstellung ein Bild zu machen. In diesem Schrifttum sehen wir die Germanen mit ihren Lebensidealen, wie sie verkörpert sind in der Schilderung der großen Helden und auch mit ihren Schwächen; und zwar stammt das Bild nicht von volksfremden Geschichtsschreibern, die dem Wesen dieses Volkes verständnislos gegenüberstehen mußten und auch nicht von Geistlichen, die in der größten Zahl der Fälle die Welt des freien Germanentums durch das Klosterfenster betrachteten, sondern wir haben das Bild vor uns, das die Germanen von sich selbst gezeichnet haben.

Es wäre durchaus falsch, die Wikinger als ausschließliche Krieger und Seefahrer zu betrachten. Gerade die nordischen Quellen lassen uns einen tiefen Blick in das alltägliche Leben jener Jahrhunderte tun, und wir sehen die Wikinger dort als große oder kleine Bauern auf ihren Höfen sitzen und ihrem bäuerlichen Beruf nachgehen. Wir erleben mit ihnen alle Sorge und alle Mühe, die das Bauernleben mit sich bringt. Wir sehen sie auch ihre Feste feiern und wir sehen die großen Fehden, die dieses kriegerische Bauerntum auszeichnen, jene Fehden, die zurückgehen auf den ausgesprochenen Ehrbegriff der Germanen und auf die ethischen Grundanschauungen ihrer Lebenshaltung. Aber in jungen Jahren sind sie alle einmal in der weiten Welt gewesen auf Wikingfahrt und haben ihren Gesichtskreis erweitert.

„Der nur weiß, der weithin zieht
und viele Fahrten tat, was im Innern jeder andere hegt,
wenn sich sein Witz bewährt."

Damit kennzeichnet der Dichter im alten Sittengedicht der Edda den Wert der Fahrten für den Mann. Es ist jene Zeit des kühnen Kriegertums, das in demselben Spruchgedicht der Edda gekennzeichnet wird, wenn der Dichter dort sagt:

„Mit Maß bedacht sei der Männer jeder,
aber nicht überbedacht, denn heiter wird
selten das Herz des Grüblers, der überängstlich ist."

In allen Unternehmungen, sei es zu Hause, sei es auf Wikingfahrt, leuchtet uns die große männliche Grundhaltung jener Zeit entgegen, die durch nichts besser gekennzeichnet ist, als durch die Schlußstrophe in demselben Gedicht:

„Besitz stirbt, Sippen sterben,
Du selbst stirbst wie sie,
eins ist, das ewig lebt: des Toten Tatenruhm."

Aus dieser Haltung erklärt sich vieles jener Zeit, was dem modernen Menschen zunächst unverständlich erscheinen möchte. Es ist die Triebfeder des Handelns, die die Männer befähigte zu ihren großen militärischen und

politischen Leistungen, und dem ganzen Zeitalter den Stempel aufprägte. So sind sowohl die Sagas, wie auch die Gedichte der Edda, eine unendlich reiche Fundgrube für alle diese Fragen, sei es, daß sie mit dem täglichen Leben, sei es, daß sie mit der Weltanschauung, die in diesem Leben sichtbar wird, zusammenhängen, und diese Quellen werden immer die Grundlage bleiben müssen für das Bild, das wir uns von den Germanen der Frühzeit machen. Daneben aber haben wir noch andere Nachrichten, die von Schriftstellern aus anderen Gebieten stammen. In einer Zeit, in der das Nordgermanentum durch seine Wikingfahrten mit so vielen fernen Gegenden in Berührung kam, ist es natürlich leicht erklärlich, daß auch andere Quellen sich mit den Lebensgewohnheiten und mit den Vorstellungen der Wikinger beschäftigt haben. So finden wir wichtige Aufklärungen auch in anderer Literatur. Wenn auch sehr oft den Schreibern das innere Verständnis für das Wesen des Nordgermanen fehlt, so haben wir doch, soweit sich diese Mitteilungen auf äußere Ereignisse beziehen, darin einen ausgezeichneten Hinweis auf vieles, was uns sonst verloren gegangen ist. So stammt die einzige, wirklich erschöpfende Darstellung eines Leichenbegängnisses aus dem östlichen Kolonisationsgebiet der Wikinger. In Bolgar, also in der Nähe des heutigen Kasan an der Wolga, hatten die Wikinger eine Handelskolonie und trieben dort mit den Eingeborenen und mit zugereisten Kaufleuten, die von Süden kamen, meistens mit Arabern, Handel. Dort starb einer der wikingischen Führer, und seinem Begräbnis wohnte ein Araber, Ibn-Foszlan. bei, der uns eine ausführliche Darstellung überliefert hat.

„Ich wünschte diese Zeremonie näher kennen zu lernen, als man mir endlich den Tod eines ihrer Großen berichtete. Ihn legten sie in sein Grab und versahen es über ihm mit einem Dache für 10 Tage, bis sie mit dem Zuschneiden und Nähen seiner Kleider fertig waren. Zwar, ist es ein armer Mann, so bauen sie für ihn ein kleines Schiff, legen ihn hinein und verbrennen es. Beim Tode eines Reichen aber sammeln sie seine Habe und teilen sie in drei Teile. Das eine Drittel ist für seine Familie, für das zweite schneiden sie ihm Kleider zu und für das dritte kaufen sie berauschende Getränke. — Als nun der Tag gekommen war, an dem der Verstorbene und das Mädchen verbrannt werden sollten, ging ich (d. h. Ibn-Foszlan) an den Fluß, in dem sein Schiff lag. Aber dies war schon ans Land gezogen; vier Eckblöcke von Chalendsch- und anderem Holz wurden für dasselbe zurechtgestellt und um dasselbe herum wieder große menschenähnliche Figuren aus Holz. Darauf zog man das Schiff herbei, setzte es auf das gedachte Holz. Die Leute fingen indessen an, ab und zu zu gehen und sprachen Worte, die ich nicht verstand. Der Tote aber lag noch entfernt in seinem Grab, aus dem sie ihn noch nicht herausgenommen hatten. Darauf brachten sie eine Ruhebank, stellten sie auf das Schiff und bedeckten sie mit wattierten gesteppten Tüchern mit griechischem Goldstoff und mit Kopfkissen von demselben Stoff . . . Als sie zu seinem Grab kamen, räumten sie die Erde von dem Holz (dem hölzernen Dache), schafften dieses selbst weg und zogen den Toten in dem Leichentuch, in welchem er gestorben war, hinaus. Da sah ich, wie er von der Kälte des Landes ganz schwarz geworden war. Bei ihm aber hatten sie in sein Grab berauschende Getränke, Früchte und eine Laute getan, welches alles sie nun auch hinauszogen. Der Verstorbene aber hatte sich, die Farbe ausgenommen, nicht verändert. Ihn bekleideten sie dann mit Unterbeinkleidern, Oberhosen, Stiefeln, einem Kurtak und Chaftan von Goldstoff mit goldenen Knöpfen und setzten ihm eine goldstoffene Mütze mit Zobel besetzt auf. Darauf trugen sie ihn in das auf dem Schiff befindliche Gezelt, setzten ihn auf die mit Watte gesteppte Decke, unterstützten ihn mit Kopfkissen, brachten berauschende Getränke, Früchte und Basilienkraut und legten das alles neben ihn. Auch Brot, Fleisch und Zwiebeln legten sie vor ihn hin. Hierauf brachten sie einen Hund, schnitten ihn in zwei Teile und warfen die ins Schiff, legten dann alle seine Waffen ihm zur Seite; führten zwei Pferde herbei, die sie so lange jagten, bis sie von Schweiß troffen, worauf sie sie mit ihren Schwertern zerhieben und das Fleisch derselben ins Schiff warfen. Alsdann wurden zwei Ochsen herbeigeführt und ebenfalls zerhauen und ins Schiff geworfen. Endlich brachten sie einen Hahn und ein Huhn, schlachteten auch die und warfen sie ebenda hinein . . . Nun trat nackend der nächste Anverwandte des Verstorbenen hinzu, nahm ein Stück Holz, zündete das an, ging rückwärts zum Schiff, das Holz in der einen Hand, die andere Hand auf seinem Hinterteil haltend, bis das unter das Schiff gelegte Holz angezündet ward. Darauf kamen auch die übrigen mit Zündhölzern und anderen Hölzern herbei. Jeder trug ein Stück, das oben schon brannte und

warf es auf den Holzhaufen. Bald griff das Feuer in denselben, bald hernach das Schiff, dann das Gezelt und den Mann und das Mädchen und alles, was im Schiff war. Dann blies ein fürchterlicher Sturm, wodurch die Flamme verstärkt und die Lohe noch mehr angefacht wurde. Mir zur Seite stand einer von den Russen (schwedischer Wikinger), den hörte ich mit dem Dolmetscher, der neben ihm stand, sprechen. Ich fragte den Dolmetscher, was ihm der Russe gesagt hatte, und erhielt die Antwort: „Ihr Araber, sagte er, seid doch ein dummes Volk, Ihr nehmt den, der Euch der geliebteste und geehrteste unter den Menschen und werft ihn in die Erde, wo ihn die kriechenden Tiere und Würmer fressen. Wir dagegen verbrennen ihn in einem Nu, so daß er unverzüglich und sonder Aufenthalt ins Paradies eingeht" . . . Darauf führten sie über dem Ort, wo das aus dem Fluß gezogene Schiff stand, etwas einem Rundhügel ähnliches auf, errichteten in dessen Mitte ein großes Büchenholz und schrieben darauf den Namen des Verstorbenen . . ."

Dieser Bericht ist hier nur in einem Auszuge wiedergegeben. Er schildert uns sehr anschaulich den Bestattungsritus von Wikingern, die damals in Bolgar lebten. Wenn auch manches von fremden Sitten in das Ritual eingedrungen sein sollte, so ist doch der Grundstock des Totenkultes sicher rein skandinavischen Ursprungs, wie wir das aus einer großen Anzahl von Schiffsgräbern, bei denen die Schiffe teils unverbrannt (Abb. 139, 140), teils verbrannt beigesetzt worden sind, erkennen können. — Neben diesen schriftlichen Quellen besitzen wir noch ein unschätzbares Denkmal für die Kulturgeschichte dieser 2½ Jahrhunderte. Es ist der sogenannte Teppich von Bayeux, ein langer



Abb. 15. Ausritt zur Falkenjagd. (Teppich von Bayeux.)

Bildstreifen von 80 bis 100 cm Breite, gedacht wahrscheinlich als Bildfries, den man um eine große Halle spannen konnte (Abb. 15—18). Auf diesem Bildfries hat die Gattin Wilhelms des Eroberers, der 1066 England gewann, alle Ereignisse, die der Eroberung Englands vorausgingen, bildlich dargestellt. In dieser Zusammenstellung besitzen wir eines der wichtigsten Denkmäler für die Kulturgeschichte jener Zeit. Alles, was das Leben dieser Wikinger ausfüllte, hat hier seine bildliche Darstellung gefunden. Wir sehen den Bauern mit Pflug und Egge auf seinem Feld arbeiten, ein Bild, das ganz nach dem Leben gezeichnet ist. Wir sehen die Männer bei einer ihrer Hauptbetätigungen, zur Jagd mit dem Falken und mit der Meute ausreitend (Abb. 15). Andere Szenen des täglichen Lebens sind dort wiedergegeben, so eine Küche (Abb. 16), in der ein Frühstück bereitet wird und die Männer selbst, die dieses Frühstück essen. Den größten Raum nimmt aber auf diesem Teppich entsprechend dem Geist der Zeit die Schilderung des Kampfes ein und aller der Vorbereitungen, die zum Kampfe



Abb. 16. Darstellung einer Küche. (Teppich von Bayeux.)



Abb. 18. Kampfszene. (Teppich von Bayeux.)

notwendig waren. Der Bau einer Flotte (Abb. 17) wird hier geschildert, und man erkennt deutlich die einzelnen Stadien des Baues. Mit großer Liebe sind auch die weiteren Vorbereitungen für die Fahrt dargestellt, so das Verladen des Kriegsmaterials, vor allen Dingen von Lanzen, Kettenhemden, Schwertbündeln und von großen Weinfässern. Das Bild einer segelnden Wikingerflotte vermittelt uns eine Vorstellung von den Erscheinungen jener Zeit. Es zeigt uns, wie Männer und Pferde übergesetzt werden und es zeigt uns weiter die Einzelheiten des Schiffbaues, der Besegelung und der Ausschmückung, Beobachtungen, die so gut kontrollierbar sind durch die großen Grabfunde aus Norwegen, über die später noch zu sprechen ist. Der Kampf selbst nimmt einen breiten Raum ein (Abb. 18). Bei der Darstellung einer Burgbelagerung lernen wir eine der typischen Burgen jener Zeit, den Turmhügel oder Donjon der späteren Ritterzeit kennen; und in der offenen Feldschlacht sehen wir Mann und Pferd wild durcheinander gewirbelt und auf dem begleitenden Bildstreifen die Walstatt mit den gefallenen Helden; im ganzen eine ausgezeichnete Illustration zum Leben und zum Wesen jener Zeit, ein Werk, das in seinem Quellenwert noch lange nicht ausgeschöpft ist. Dazu kommen die Buchmalereien, die uns auf der einen Seite für die Ornamentik einen ausgezeichneten Anhalt geben, die aber auch für die Trachten des 9. und 10. Jahrhunderts und für das ganze kulturelle Leben manchen wertvollen Hinweis enthalten, denn es spiegelt sich z. T. in der Illustration der Bibel das geschichtliche Leben jener Zeit wider mit seinem Städtebau, seinen Kämpfen, bei denen man sehr oft den Eindruck hat, als hätten gleichzeitige, historische Ereignisse, wie der Einfall der Normannen, das Motiv abgegeben für die Illustration solcher Bibelstellen.

Den größten Quellenstoff aber, den wir besitzen, bilden die Bodenfunde. Die Runensteine überliefern uns nicht nur das Andenken an die Helden jener Zeit und eine reiche Ornamentik, namentlich in der jüngeren Steinen, sondern sie zeigen uns auch das Leben mythischer Vorstellungen, wie bei dem bekannten Bildstein aus Gotland (Abb. 19), der uns ein besegeltes Schiff darstellt und den Empfang der Krieger in Walhall durch eine Walküre zeigt, ein Motiv, das seine künstlerische Gestaltung auch sonst im nordischen Kreis gefunden hat (Abb. 138). Auch das Leben germanischer Sagen können wir hier feststellen, wenn z. B. die Siegfriedsage bildlich auf einer Felswand dargestellt ist, so müssen wir daraus entnehmen, daß der Kreis dieser Sage damals lebendig war, und die schaffenden Künstler zur Gestaltung ihrer Motive angeregt hat, ähnlich wie wir es bei den Resten der Holzschnitzkunst im Osebergschiff haben, wo ja der Wagen der Königin Ose die Szene mit Gunnar in der Schlangengrube enthält (Abb. 20), also eine



Abb. 17. Darstellung des Flottenbaues. (Teppich von Bayeux.)

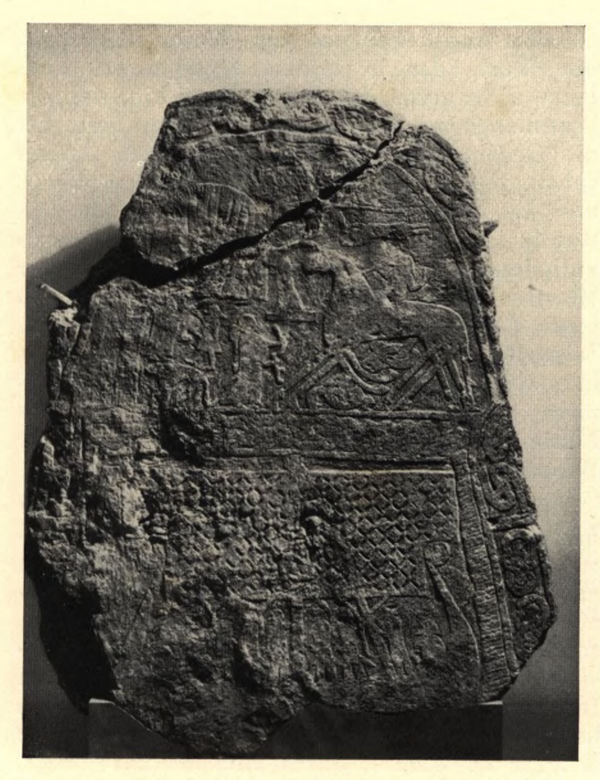


Abb. 19. Bildstein von Tjängvide, Gotland. (Aufn. Stat. Hist. Mus. Stockholm.)

nordische Fassung des Nibelungenliedes wiedergibt.

Im ganzen bilden die Runensteine den monumentalen Ausdruck dieser Zeit. Sie sind die Denkmale, die des Toten Tatenruhm verkünden sollen. Nicht in unserem Sinne sind es Grabsteine, sondern Gedenksteine, die auch fern von den Gräbern Aufstellung finden konnten.

Dort, wo das Leben vorbeiflutete, an den großen Heerwegen oder auf Dingplätzen, wohin die Männer kamen, war der Platz dieser Steine, damit sie ihre Aufgabe erfüllen konnten, zu künden vom Ruhme gefallener Männer.

Sie waren gleichzeitig das Wahrzeichen der großen, freien Geschlechter und bezeichneten gelegentlich ihre Dingplätze. In Jellinge (Abb. 21, 24) bei Viborg in Jütland liegen zwischen den beiden mächtigen Grabhügeln die bekannten Jellingesteine, und herum standen einst 50 Steine im Kreis, sog. Dingsteine, die den Dingplatz umhegten. Hier war der große Jellingestein nicht nur Denkstein und Rechenschaftsbericht, sondern auch Dingsäule, das Handgemal Haralds. Dingsäule, Denkstein und Ahnengrab bilden den politischen und religiösen Mittelpunkt des von dem Jellinge-Geschlecht neu begründeten dänischen Reiches.

Bei den Kleinfunden erkennen wir, wie sich das Kunstgewerbe auf der völkerwanderungszeitlichen Grundlage entwickelt, wie sich auch in der Wikingerzeit der Tierstil weiter bildet in seiner stilisierten Auffassung der Tiere und seiner großen, reichen Bewegung, die dem Geiste jener Zeit vielleicht am besten entspricht. Hier erfährt dieser Tierstil seine letzte Ausbildung, die im westgermanischen Gebiet nicht mehr oder nur dürftig vor sich ging, weil sich hier durch das Einströmen antiken Gutes auch eine stilistische Abwandlung vollzog, die in einer Pflanzenornamentik gipfelte, wie sie dem Norden bis dahin fremd gewesen war. Trotzdem lebt aber auch hier altes Gedankengut weiter, verstohlen manchmal, aber doch erkennbar. Über das Vorherrschen des Tierornaments. dieser germanischen Kunstschöpfung des 4. und 5. Jahrhunderts hinaus, zeigen die Schmuckstücke ein vollkommenes Beherrschen der Metalltechnik. Auch eine Vorliebe für die schön verzierten Waffen, die wir schon in der älteren Bronzezeit und darüber hinaus in der Streitaxtkultur der jüngeren Steinzeit gesehen haben, finden wir in der Wikingerzeit wieder. Diese Periode hat uns eine große Anzahl von Schwertern, Lanzenspitzen und Äxten hinterlassen, die teils mit Tierornamenten, teils mit rein geometrischen Mustern verziert sind. Wir finden die Tierornamentik auf allen Schmuckgegenständen der Tracht und vor allen Dingen auf den reichen Schalenspangen, die zum Frauenschmuck ge-



Abb. 21. Die beiden Runensteine von Jellinge. Im Hintergunde rechts der letzte von fünfzig Dingsteinen. Links einer der beiden großen Grabhügel.

Abb. 20. Wagen aus dem Osebergfund. (Aufn. Univ. Oldsaksamling, Oslo.)

hören, aber auch auf anderen Spangen, wie sie in jener Zeit üblich waren, bis in den stilistischen Ablauf dieser 2½ Jahrhunderte neues Gedankengut vom Westen her eindringt. Wir sehen dann wieder die alte germanische Auffassung durchschlagen, dieses Ringen zweier Auffassungen miteinander und ihr endgültiges Ergebnis.

In diesen beiden Jahrhunderten spielt sich im Norden der Kampf ab, den die Westgermanen schon Jahrhunderte vorher durchgemacht hatten; Der Kampf zweier Weltanschauungen miteinander; auf der einen Seite, die germanische Gottesvorstellung mit ihrer in der Sippe und im Ehrbegriff wurzelnden Form, und auf der anderen Seite das neu eindringende Christentum.

Mannigfach ist der Niederschlag, den beide Anschauungen in unserem Material gefunden haben. Neben dem Thorshammer (Abb. 22), dem Symbol des nordischen Bauerngottes, steht das Kreuz (Abb. 23). Mit seiner Aufhängevorrichtung noch nahe verwandt dem Symbol des alten Glaubens, anknüpfend an alte Vorstellungen aber bewußt das Neue betonend. Neben dem Kruzifix, wie es in den Gräbern auf Birka gefunden wurde, steht die Walküre, die dem in Walhall einziehenden Odinskrieger den Willkommenstrunk kredenzt. Die beginnende Angleichung des fremden, im Christentum enthaltenen Gedankengutes, zeigt der große Runenstein von Jellinge (Abb. 24), der



Abb. 22. Abb. 23.

Abb. 22. Thorshammer aus Bronze, gefunden in Haithabu. 1/1.

Abb. 23. Bronzekruzifix aus Haithabu. 1/1.



Abb. 24. Der große Runenstein König Haralds in Jellinge.

den Rechenschaftsbericht König Haralds enthält und der für die Eingliederung des Haithabureiches in das Dänenreich den inschriftlichen Beleg bildet.

Abgeschlossen wurde dieses geistige Ringen keineswegs, aber sein Verlauf läßt sich gut auch an Funden verfolgen. Auch für das tägliche Leben haben wir in den Funden reiche Beobachtungsmöglichkeiten. Es ist eine Zeit, in der Kaufmannstum und Seeraub dicht beieinander liegen; noch im Grab liegt an der einen Seite des Mannes das Schwert, an der anderen die Waage. Von einer Ausfüllung der freien Zeit sprechen Spielbretter, wie sie uns aus Irland bekannt geworden sind, Spielsteine z. T. in Form von Menschenfiguren und Würfel, wie wir sie seit Jahrhunderten aus dem nordischen Kreis kennen.

In das Reich der Frau gehören die Spinnwirtel und Webesteine, die wir gelegentlich in Gräbern, mehr aber noch in Häusern finden. Die Stellung der Frau wird vielleicht am besten gekennzeichnet durch die Achtung, mit der sie im Grabe behandelt wird, erkennbar in den Grabfunden, an deren Spitze das berühmte Oseberg-Grab vom Oslo-Fjord steht (Abb. 20, 25 und 26). Dort wurden im Jahre 1903 beim Abgraben des Hügels Holzreste gefunden. Auf die Meldung dieser Beobachtungen begann Professor Gustafson, der Direktor des Universitätsmuseums in Oslo, mit einer Grabung. Diese Untersuchung förderte einen der bedeutendsten Funde aus dem germanischen Altertum zu Tage, das Grabschiff (Abb. 25) mit den Beigaben einer fürstlichen Frau, in der wir mit Wahrscheinlichkeit die Königin Aase sehen, die Großmutter Harald Schönhaars, der im Jahre 872 Norwegen geeint hat. Man hatte der Königin in ihrer Yacht, die wohl mehr für Fjordfahrten als für Fahrten über die offene See bestimmt war, eine Grabkammer errichtet, in der sie und mit ihr wohl eine Dienerin bestattet waren. In dieser Grabkammer und außerhalb im Schiff fand sich eine große Menge von Ausrüstungsgegenständen, die uns den Hausrat eines solchen kleinen norwegischen Königshofes vor Augen führen. Neben einem Bett befand sich auch ein Stuhl, wie wir ihn in ähnlicher, allerdings reicherer Ausstattung aus den Buchmalereien und vom Teppich von Bayeux her kennen. Daneben waren mehrere Zelte in das Grab gelegt. In der Grabkammer standen vier große, mit Tierköpfen geschmückte Holzpfosten in den Ecken. In den aufgerissenen Mäulern hingen z. T. eiserne Ketten. Das Ganze war wohl gedacht als eine Abwehr böser Geister, denn diese abwehrende Wirkung kennen wir bei den großen Tierköpfen, die an den Steven der Drachenschiffe befestigt waren, sehr gut. Von anderen Gebrauchsgegenständen fanden sich dort Kochkessel, Eimer, zum Teil mit sehr schöner Ausschmückung, ein Mahlstein, Schuhe und einige Schmucksachen, wenn auch die meisten Schmuckstücke einer Beraubung des Grabes zum Opfer gefallen waren. Weiter lagen im Grab einige Truhen, von denen eine Obst enthielt. Einen Wagen mit prachtvoll geschnitztem Wagenkasten hatte man der Königin mitgegeben. Vielleicht war es weniger ein Stück des täglichen Gebrauchs als ein Kultwagen, denn man scheint sich bei der Verzierung des Wagenkastens an alte Vorbilder gehalten zu haben. Aus der großen Anzahl der Schlitten (Abb. 26), die die Königin mitbekommen hatte, sind die verzierten besonders erwähnenswert. Das bedeutendste Stück des ganzen Grabfundes aber ist wohl das Boot (Abb. 25). Es hat eine Länge von 21,44 m und eine Breite mitschiffs von 5,10 m, die Höhe beträgt von der Unterseite des Kiels bis zur Reeling 1,60 m. Das Schiff ist sowohl zum Rudern wie zum Segeln eingerichtet. Es hat Platz für 15 Ruderpaare und trägt, wie die ganzen Schiffe jener Zeit, eine Rahbeseglung.



Abb. 25. Das Osebergschiff im Grabhügel. (Aufn. Univ. Oldsaksamling, Oslo.)

Zur Verwendung gekommen ist ausschließlich Eichenholz. Im Verhältnis zu den anderen Booten, besonders dem Boot von Gokstadt, muß man bei der geringen Bordhöhe des Osebergschiffes annehmen, daß es sich dabei um ein Boot für die Küstenfahrt handelte.. Vorder- und Achtersteven waren aufgerollt und trugen einen Drachenkopf. Das Boot ist im Klinkerbau hergestellt, d. h. die oberen Planken greifen schuppenförmig über die unteren hinweg, und die Befestigung der einzelnen Plankengänge miteinander geschieht durch Eisennieten mit rhombischen Gegenplatten. Die Verbindung zwischen der Plankenwand des Bootes und dem Spantengerüst ist durch Bindung hergestellt. Hier haben wir also denselben Bootstyp vor uns, wie wir ihn aus der beginnenden Völkerwanderungszeit im großen Nydamschiff erkennen können. Für die Befestigung des Mastes ist ein großer Mastfisch, d. h. ein ausgekehlter Holzblock, auf dem Boden des Schiffes befestigt. Für die Riemen haben wir nicht wie bei dem Nydamboot Keipen oder Dollen, sondern runde Löcher im obersten Plankengang. Die Rudereinrichtung des Schiffes ist an der rechten Seite befestigt, also auf der Seite, die wir auch heute noch als die Steuerbordseite bezeichnen. Diese Benennung, die ja schon bei den mittelalterlichen Schiffen keine Voraussetzung mehr hatte, geht bis in die frühe Zeit zurück, in der alle Boote, die wir kennen, die Steuervorrichtung auf der Steuerbordseite haben. So ist es beim Osebergboot und schon 500 Jahre früher beim Schiff von Nydam.

Wir haben hier im Osebergfund eine der seltenen Gelegenheiten, auch die häuslichen Geräte kennen zu lernen und einen Blick in das alltägliche Leben jener Zeit zu tun. Es ist aber nicht nur diese Fülle an großen Funden, die uns diesen Bootsfund so anziehend machen, sondern die Verbindung des Schiffes mit einer der großen nordischen Frauengestalten, mit der Königin Aase, die ähnlich wie die Frauengestalten der deutschen Heldendichtung etwa

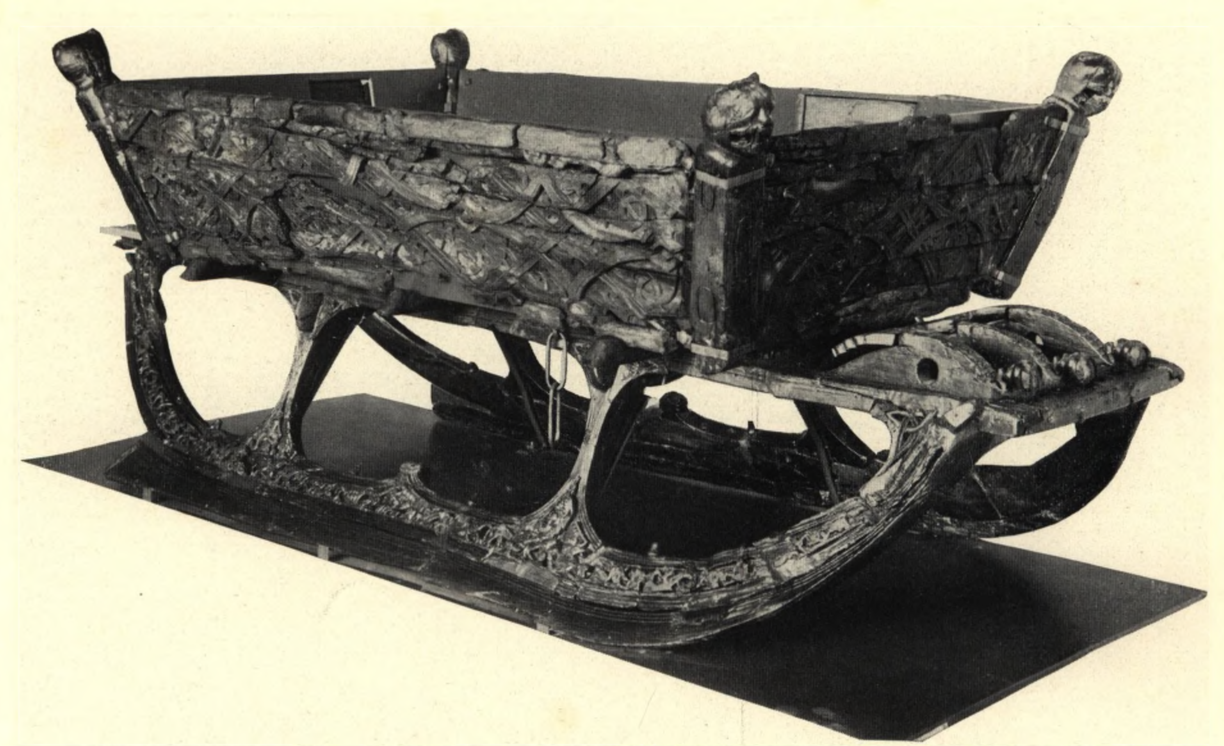


Abb. 26. Der sog. Schetelig-Schlitten aus dem Oseberggrab. (Aufn. Univ. Oldsaksamling, Oslo.)

Krimhild in den tragischen Konflikt zwischen Pflicht und Neigung verwickelt war und sich entsprechend der Erziehung und dem Geiste ihrer Zeit für die ihr auferlegte Verpflichtung der Rache ihrer Familie an ihrem Mann entschied. — Die weitreichenden Beziehungen jener Zeit zeigt uns auch ein anderer großer Denkmälerkomplex, die schwedische Wikingerstadt Birka auf einer kleinen Insel im Mälarsee (Abb. 27, 28).

Der Stadtplatz ist ähnlich wie in Haithabu umgeben von einem Wall, wenn auch die Ausmaße des Birka-Walles sich durchaus nicht mit denen des Halbkreiswalles in Haithabu messen können (Abb. 27). Auf einer Höhe, die in das Stadtgebiet hineinreicht, liegt eine Burg, die wohl mit Recht als die Zitadelle der Stadt angenommen werden kann, wenn sie vielleicht auch in eine frühere Zeit zurückreicht. Um die Stadt herum liegt ein riesiges Gräberfeld (Abb. 28), das zu einem Teil ausgegraben ist, und aus diesen Gräbern stammen jene reichen Funde, die uns ein ausgezeichnetes Bild von der Kultur der Wikingerzeit vermitteln. Es handelt sich um Hügelgräber, die zum Teil über Grabkammern errichtet sind. Gekennzeichnet sind die Gräber durch ihren Reichtum an Beigaben, wodurch sie sich von den Haithabu-Gräbern deutlich unterscheiden. In den Männergräbern finden sich reiche Waffen und Zaumzeug, daneben Trinkgefäße aus Glas, die ihre Gegenstücke in Haithabu, auf den Friesischen Inseln und im Rhein-Gebiet haben. Ihr Ursprung liegt wohl im fränkischen Gebiet westlich des Rheins. Auch unter der Tonware findet sich manches Stück, das aus dem fränkischen Reich, wahrscheinlich über Dorestad, den Weg nach dem Norden gefunden hat (Abb. 29). Diese Funde, die die Stadt mit dem Westen verknüpfen, sind sehr reich und zeigen die Lebhaftigkeit der Handelsbeziehungen im 9. und 10. Jahrhundert, die vom Norden über Haithabu nach dem Westen liefen. Auf der anderen Seite finden sich viele Funde, die auf den Osten deuten; einmal arabische Münzen, dann aber auch Schmucksachen. Birka ist vielleicht das große Zentrum, von dem aus die Kolonisation in Osteuropa ausging; denn daß manche Schmuckstücke, die wir in Osteuropa finden, aus Birka stammen, zeigt sehr klar die Gußform für einen Schwertscheiden-Endbeschlag aus Bronze, dessen Typ nur im Osten vorkommt und dessen Herstellung in Birka durch diese Gußform gesichert ist. Birka war das Zentrum für die beginnende Christianisierung Schwedens. Dorthin kam im 9. Jahrhundert Ansgar, und schon vor ihm



Abb. 27. Luftbild von Birka. (Aufn. Stat. Hist. Mus. Stockholm.)

scheint eine Christengemeinde in Birka bestanden zu haben, denn der Biograph Ansgars, sein Schüler und Nachfolger Rimbert, erzählt, daß eine wohlhabende Frau in Birka ihr ganzes Vermögen der Kirche und den Bedürftigen in Dorestad vermachte: „Weil es hier (in Birka) wenig Arme gibt". Diese Notiz ist deswegen so wichtig, weil sie uns zeigt, welche starken Beziehungen persönlicher Art zu dem Westen bestanden haben. Vor dem Thing in Birka wurde auch jene berühmte Rede gehalten, die uns ebenfalls in der Lebensbeschreibung Ansgars erhalten ist. Dort stand einer der Ältesten auf dem Birka Thing bei der Verhandlung darüber, ob man christlich werden sollte, auf und wies die Anwesenden auf dem Thing darauf hin, daß die Annahme des Christentums viel praktischen Nutzen mit sich brächte, und daß er deshalb eine Ablehnung der Christianisierungsbestrebungen nicht befürworten möchte. Die Stadt wurde in ihrer Bedeutung zurückgedrängt durch Sigtuna, das im 11. und 12. Jahrhundert den Mittelpunkt des schwedischen Handels bildete, und an dessen Stelle trat wieder mit dem Aufkommen der deutschen Herrschaft am Ostseebecken Stockholm. Wir erleben hier denselben Vorgang, den wir bei Haithabu in der Ablösung der alten Stadt im Halbkreiswall durch das spätere Schleswig und die Übernahme der politischen und wirtschaftlichen Bedeutung durch Lübeck kennen.

Den nordgermanischen Kreis der Wikingerzeit umgrenzen sehr viele Funde, von denen hier noch die in den weiteren Kolonisationsgebieten im Osten gefundenen kurz besprochen werden sollen. Um die Mitte des 9. Jahrhunderts dringt ein starkes, schwedisches Element in die russische Tiefebene vor und schafft hier dem Slaventum die erste staatliche Organisation (Abb. 13). Es ist die Gründung des russischen Reiches durch schwedische Wikinger, und diese politische Tat läßt sich aus den Bodenfunden ausgezeichnet ablesen. Überall an den großen Handelswegen, die durch die großen russischen Ströme angegeben sind, finden sich zahlreiche Gräberfelder, die einen sehr starken skandina-

Abb. 28. Hügelgräberfeld von Birka. (Aufn. Stat. Hist. Mus. Stockholm.)



Abb. 29. Fränkisches Gefäß aus der sog. „schwarzen Erde“ von Birka.
(Aufn. Stat. Hist. Mus. Stockholm.)

vischen Einfluß zeigen. Es sind die Gräberfelder der Russen, wie in den alten Quellen die skandinavischen Wikinger nach einem Landschaftsnamen in Schweden genannt werden. Um das Ladogasee-Gebiet herum entsteht in jener Zeit eine große Anzahl von Siedlungen, die eine starke bäuerliche Kolonisation und nicht nur eine kaufmännische und wirtschaftspolitische Besetzung des Landes andeuten. Dem entsprechen die vielen wikingischen Ortsnamen, die gerade an den großen russischen Stromsystemen und dem Gebiet um den Ladogasee herum auftreten und die uns zeigen, daß wir es hier mit einer ganz bewußten nordgermanischen Kolonisation zu tun haben. Es ist die große Zeit schwedischer Expansionspolitik in den Ostraum hinein. In Staraja Ladoga sind schon vor dem Kriege die Reste der Wikinger-Ansiedlung ausgegraben worden, und überall aus den Gebieten, in denen Wikinger saßen, und namentlich von den Stellen, die große Mittelpunkte bildeten, wie Nowgorod oder Kiew, besitzen wir eine Reihe von pracht-



Abb. 30. Lage der Siedlung von Brattahlid (Grönland). (Aufn. Dr. Nørlund, Kopenhagen.)

vollen Wikingerfunden. Selbst die Runensteine, die sonst ausschließlich an den nordischen Kreis gebunden sind, treten dort weiter nach Süden hin auf, wie es der Runenstein von Berezanj am Schwarzen Meer zeigt. Hier im Osten bildet sich in Kiew ein wichtiger Stützpunkt wikingischer Herrschaft. Das wirtschaftliche und politische Zentrum des russischen Reiches lag hier, der Ausgangspunkt für die meisten Unternehmungen nach dem Süden. Wir befinden uns in der Zeit, in der die Wikinger vier- oder fünfmal nach Konstantinopel zogen, um die Stadt zu erobern. Es ist eine Epoche, in der starke Handelsbeziehungen zwischen Kiew und Byzanz bestanden, die uns z. T. überliefert sind in Handelsverträgen zwischen dem oströmischen Kaiser und dem wikingischen Großfürsten von Kiew und uns einen sehr interessanten Einblick in das wirtschaftliche Leben jener Zeit gewähren. Wir erkennen aus diesen Verträgen, daß im Sommer jeden Jahres die Wikinger vor Byzanz erschienen und dort mehrere Monate lagen und vom oströmischen Staat verpflegt wurden. Sie hatten ihr Lager vor der großen Landmauer von Konstantinopel und trieben dort Handel. Diese Berichte zeigen, wie außerordentlich lebhaft die Beziehungen dorthin waren. Darüber hinaus gehen die Bestrebungen der wikingischen Herrscher nach Bulgarien, wie uns der kühne Zug des Swjatoslaw, eines Wikingers, der in Kiew allerdings einen slavischen Namen erhalten hatte, bezeugt. Und wenn dieses Unternehmen, das nichts weniger beabsichtigte, als dem Byzantinischen Reich dieses Gebiet abzunehmen, auch keinen dauernden Erfolg hatte, so zeigt es uns doch das südrussische Reich der Wikinger nicht als ein kraftloses Staatengebilde mit ausschließlich wirtschaftlichen Funktionen, sondern als ein machtvolles politisches Zentrum mit einer starken Aktionsfähigkeit, denn von hier aus gingen namentlich im ausgehenden 9. Jahrhundert die Züge in das Reich der Chasaren zwischen dem Schwarzen Meer und dem Kaspi-See und darüber hinaus die Fahrten nach Bagdad und Basra, über die uns arabische Quellen berichten. Für die Beziehungen nach

dem Osten ist auch der an anderer Stelle wiedergegebene Bericht über die Bestattung eines Wikinger-Häuptlings in Bolgar an der Wolga ein wichtiger Beleg. Nach Nordosten zu gingen die Fahrten ins weiße Meer und zum Land Biarmia, in dem die norwegischen Wikinger Tribut in Gestalt von Tierfellen erhoben, das sie also zu ihrer Machtsphäre rechneten. Auch im westlichen Europa hat die wikingische Herrschaft ihre Spuren hinterlassen. Es ist nicht nur der Teppich von Bayeux, der an ihre Anwesenheit erinnert, sondern wir haben mannigfache andere Funde, wenn auch große Fundkomplexe, wie sie etwa das Oseberggrab oder die Funde aus Birka darstellen, dorther nicht vorliegen. Aus einem wikingischen Zentrum auf der Insel Man stammen viele Runensteine mit einer reichen Ornamentik, die uns dieses Kapitel wikingischer Kunstgeschichte sehr gut beleuchtet. Die Grabfunde aus dem Danelag, dem Gebiet um York, das in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts in die Hand der Wikinger kam, zeigen uns die Anwesenheit der Nordleute in diesem Raum. In Island haben wir die fast einmalige Möglichkeit, mit den Gestalten, die wir aus der Sagawelt kennen, die Befunde im Boden zu verbinden, denn die Stellen, an denen ein Egil lebte oder der Hof, auf dem Njal und seine Frau Bergthora heldenmütig ihren Tod fanden, sind dort im Bewußtsein des Volkes überliefert und z. T. untersucht. Es ist eine ganz einmalige Möglichkeit, die Befunde des Spatens im Boden zu beleben mit Gestalten, die uns im Schrifttum jener Gegend lebensnahe vor Augen treten. Auch auf Grönland (Abb. 30), das wir ja aus den Sagas ebenfalls kennen, und das nicht nur eine ganz abgeschiedene Rolle gespielt hat, sondern in dem eine der nordischen Fassungen des Nibelungenliedes entstanden ist, sind die Spuren der Wikinger durch die neuen dänischen Ausgrabungen ans Tageslicht gekommen und gestatten uns, ähnlich wie auf Island, die Verbindung zwischen den Menschen der Grönländischen Sagas und den Funden im Boden herzustellen. Selbst aus Amerika gibt es manche Funde, die man mit den Wikingern zusammenbringen möchte, und die vielleicht die Zeugen jener Fahrten nach dem Westen sind, die um das Jahr 1000 zur Entdeckung Amerikas führten. Auch auf Sizilien hat die wikingische Staatsgründung des beginnenden 11. Jahrhunderts ihren Niederschlag in einem bestimmten Baustil gefunden, der seinerseits manche andere Gebiete beeinflußte. So hat diese große nordische Expansion, die um 800 einsetzte und den beiden darauffolgenden Jahrhunderten ihren Stempel aufdrückte, einen reichen Widerhall in der materiellen Kultur Europas gefunden. Aber weiter darüber hinaus geht die Beeinflussung auf geistigem Gebiet und die politische Bedeutung jener beiden Jahrhunderte, die ja bis in die Gegenwart hinein nachwirkt. Es ist die letzte, große, germanische Völkerwanderung aus der Vorzeit, eine Bewegung, deren Wesen wir aus mancher literarischen Nachricht kennen, und die uns den Schlüssel für ein Verständnis der vorgeschichtlichen Wanderzüge gibt, denn diese werden wir uns nicht sehr viel anders zu denken haben. Über die Gründe, die zu diesem plötzlichen Aufleben des Wikinger-Geistes im Norden führen, sind viele Vermutungen aufgestellt worden. Man hat es einerseits zusammengebracht mit der beginnenden Übervölkerung im Norden, und sicherlich ist das in manchen Gebieten eines der leitenden Motive für die große Ausbreitung der Nordgermanen in jener Zeit geworden, denn die Knappheit des Siedlungsbodens kennen wir nicht nur aus einer allmählichen Ausbreitung der Siedlung in die bisher unbebauten Gebiete, wie sie sich aus großen Fundkarten in Norwegen deutlich ablesen läßt, sondern wir haben in der schon erwähnten Gutasaga auch einen schriftlichen Beleg für eine solche durch die Landnot diktierte Auswanderung aus Gotland zu Beginn der Wikingerzeit oder etwas davor. Aber sicher waren es nicht nur diese Gründe, die zu dem starken Einsetzen einer Ausdehnung geführt haben, sondern auch ideelle Gründe sind dafür maßgebend gewesen. Eine der größten Leistungen jener Zeit war die vollständige Besiedlung Islands, die zwischen 874 und 930, also in einem halben Jahrhundert, durchgeführt wurde, und für diese Leistungen kennen wir die Triebfeder sehr genau. Es ist der unbeugsame Freiheitsdrang der norwegischen Großbauern. Norwegen war damals durch Harald Schönhaar, den Enkel der in Oseberg bestatteten Königin, geeint worden. Diese Einigung war nur möglich durch die Beugung der großen, bis dahin vollkommen selbständigen Bauerngeschlechter. Während ein Teil sich dem neuen Herrscher unterwarf, zogen andere es vor, ihre alten, durch Generationen vererbten, Besitzungen aufzugeben, und nach Island auszuwandern, in ein Gebiet, dessen landschaftliche und klimatische Bedingungen nicht so günstig waren, wie die des Mutterlandes. Diese Maßnahme also, die keinen ausgesprochen praktischen Sinn hatte, kann nur zurückgeführt werden auf jenen großen Freiheitsdrang, der die Germanen jener Zeit auszeichnete.

Schleswig-Holstein in der Wikingerzeit.

In diesen nordischen Kreis, der nach seiner politischen Bedeutung und seiner materiellen Kultur in den vorgehenden Kapiteln umschrieben worden ist, gehört zu einem Teil die Provinz Schleswig-Holstein. Die erste Kunde von den ethnischen Verhältnissen des Nordens verbreitete sich in der antiken Geschichtsschreibung nach der Fahrt des Pytheas von Massilia, der bis in die Nordsee hinein vordrang. Später war es der große Vorstoß der Cimbern und Teutonen, der die antike Welt zwang, sich mit der Frage nach der völkischen Stellung und nach der Herkunft dieser nordischen Völker zu beschäftigen. Als dann 50 Jahre nach dem Kampf gegen die Cimbern und Teutonen das römische Reich Grenznachbar der Germanen geworden war, da sickerte immer stärker die Kunde von den politischen und kulturellen Verhältnissen des Nordens in das antike Schrifttum ein. Und wenn die römischen Schriftsteller, die teilweise dieses Gebiet als Soldaten selbst gesehen hatten, den geistigen Eigenarten des Nordens auch fremd gegenüberstanden, wenn sie auch einen großen Teil dessen, was sie im Norden sahen, nicht verstehen konnten, weil es ihrem eigenen Denken und Fühlen zum großen Teil sehr entgegengesetzt war, so haben doch diejenigen Quellen, die eine Aufzählung oder eine einfache Schilderung der Verhältnisse im Norden enthalten, einen unschätzbaren Wert für eine kulturgeschichtliche Betrachtung Germaniens. Aus dieser Zeit haben wir auch Nachrichten über die Bewohner Schleswig-Holsteins; aber von den vielen Namen, die uns überliefert sind, gibt es nur zwei, die wir mit einiger Wahrscheinlichkeit festlegen können, weil wir ihre spätere Geschichte einigermaßen gut verfolgen können. Es sind die Sachsen, die Ptolemäus, ein alexandrinischer Geograph, der um die Mitte des 2. nachchristlichen Jahrhunderts schrieb, auf dem Nacken der jütischen Halbinsel, also im westlichen Holstein, kannte und nördlich von ihnen die Angeln, über deren Wohnsitze sich aus den geschriebenen Quellen kaum etwas ergibt. Die große Zähigkeit aber, mit der auch später der Name Angeln an dem Gebiet zwischen Schlei und Flensburger Förde haftet, zeigt uns wohl die ursprünglichen Sitze dieses germanischen Stammes an. Wie schon in der Bronzezeit der nordische Kreis, der das westliche Ostseebecken umspannte, der Ausgangspunkt der Wanderbewegungen wurde, spielt dieses Gebiet auch in der Völkerwanderungszeit eine entscheidende Rolle, denn von hier aus ging der Zug der Sachsen und Angeln nach England, der etwa um die Mitte des 4. nachchristlichen Jahrhunderts begann und seinen Abschluß im 5. Jahrhundert fand. In diesen Jahrhunderten war Schleswig-Holstein das Ausgangsland einer starken Völkerbewegung, die in der Völkerwanderungszeit keinen Abschluß fand, denn vom Sachsengebiet ging ja im Mittelalter zum großen Teil die deutsche Kolonisation des Ostraumes aus, die den ostdeutschen Boden und darüber hinaus große Teile des Baltikums der deutschen Kultur wieder erschloß, während andrerseits das angelsächsische Element auch in der Neuzeit, nach der Entdeckung Amerikas, eine außerordentlich kolonisatorische Befähigung zeigte bei der Besiedlung der neuentdeckten Welt, die ja wenigstens zum Teil einen sehr starken angelsächsischen Einschlag bekam. Wenn wir aus dem 6., 7. und 8. Jahrhundert auch keine Nachricht haben, die uns das Fortleben von Sachsen in Schleswig-Holstein bezeugt, so müssen wir doch aus der Tatsache, daß um 800, als dieses Gebiet auf Grund der fränkischen Expansionspolitik nach dem Nordosten wieder in den Gesichtskreis der westlichen Geschichtsschreibung tritt, schließen, daß die Sachsen noch an derselben Stelle wohnen, wo sie auch Pto-



Abb. 31. Silberbesatzplättschen aus dem Gräberfeld von Immenstedt (Dithmaschen). 1/1.

lemäus um 150 n. Chr. Geb. erwähnt. Sie scheinen also auch in der Zwischenzeit dort gesiedelt zu haben. Im 8. Jahrhundert mehren sich die Funde, die uns eine dichtere Besiedlung jener Gegend zeigen. Es sind Gräberfelder mit einem an den westlichen Kreis angelehnten Inventar (Abb. 31) und es sind große Burganlagen des 9. und 10. Jahrhunderts, die uns etwas von der politischen Organisation jenes Gebietes erkennen lassen. Daneben scheinen sich gewisse Ortsnamen mit dem sächsischen Kreis weitgehend zu decken, wie etwa die vielen mit der Silbe -büttel zusammengesetzten Namen, die wohl schon im 5. Jahrhundert gebräuchlich waren, und die vielleicht bis in die Wikingerzeit hinein neu gebildet wurden.

Von Osten schiebt sich nach Ostholstein ein fremdes Volkstum hinein. Es sind die Slaven, die seit der beginnenden Völkerwanderungszeit in den frei gewordenen, ostgermanischen Siedlungsraum eindringen und sich im Westen bis zur Elbe-Saale-Grenze ausbreiten. Wann diese Siedler hier in Holstein zum ersten Male auftreten, können wir nicht mit Sicherheit sagen. Die Schlacht auf dem Swentanafeld bei Bornhöved, in der 798 ein slavisches Heer die Sachsen besiegte, zeigt uns ihre Anwesenheit in unserem Gebiet, aber sichere Zeichen für ein wesentlich früheres Erscheinen fehlen. Sie haben eine ärmliche Kultur aus dem Osten mitgebracht, die im Gegensatz zu der sehr reichen Kultur des nord- und westgermanischen Kreises jener Zeit steht. Und wenn man immer glaubte, diesen Mangel einer Metallkultur mit dem Hinweis auf die verlorene Holzkultur erklären zu können, so haben doch die großen Ausgrabungen auf slavischem Gebiet, die eine große Menge von Holzbauten erschlossen, gezeigt, daß auch diese Holzkultur sich auf derselben Höhe befand, wie die durch die Metallfunde gekennzeichnete. Es scheint sich im wesentlichen um eine Fischer- und Jägerbevölkerung zu handeln, die in den frei gewordenen Raum hinein vordringt, und die einen primitiven Ackerbau betreibt. Der deutsche Bauer mit seinen ausgebildeten Methoden in der Zeit der Kolonisation ist diesen Siedlern weit überlegen. Eine Anzahl von Ringwällen findet sich auf dem slavischen Gebiet und spricht von der politischen Unsicherheit oder der Verwaltungseinteilung jener Zeit. Oft treten bei den politischen Mittelpunkten Funde nordgermanischen Charakters auf. So ist es im ostdeutschen und weiter im osteuropäischen Verbreitungsgebiet der Slaven, und so ist es auch in Ostholstein. Die Burg Süsel, die den Mittelpunkt eines slavischen Gaues bildete, trägt einen germanischen Namen, und bei den starken Erdbewegungen, die gerade das Gebiet der Burg Süsel betroffen haben, wurden zahlreiche Funde gemacht, die nicht an den slavischen Kreis, wohl aber an den nord- und westgermanischen angeschlossen werden können. Namenform und Funde sprechen hier von einem starken germanischen Einfluß, und diesen selben Einfluß sehen wir auch in der spärlichen schriftlichen Überlieferung, die uns beim wagrischen Fürstengeschlechte germanische Namen überliefert. Es ist die Zeit, in der das osteuropäische Slavengebiet seine erste staatliche Zusammenfassung durch die schwedischen Wikinger, also durch ein germanisches Element bekommt. Es sind dieselben Jahre, in denen die Gründung des polnischen Reiches unter starker Beteiligung der Nordgermanen vor sich geht. Auch die zahlreichen anderen wikingischen Staaten am Ufer der Ostsee zeigen uns dasselbe, und als westlichstes Glied in dieser Kette der slavischen Staatengründungen durch Germanen erscheint Wagrien. So haben wir hier zwar ein slavisches Element, aber darin doch einen spürbaren nordgermanischen Einschlag. Das Gebiet nördlich der Schlei scheint nach dem Abzug der Angeln siedlungsarm geblieben zu sein. Das sagt auch ausdrücklich Beda in seiner Kirchengeschichte. Und doch kann es nicht siedlungsleer gewesen sein, denn das zähe Festhalten des Namens Angeln ist wohl nur durch eine gewisse Restbevölkerung zu erklären, die hier saß. Auch unter den späteren Ortsnamen finden sich einige, die auf das anglische Gebiet beschränkt zu sein scheinen. Auch darin kann man vielleicht einen Einfluß dieser sitzengebliebenen anglischen Reste erkennen.

Eine Untersuchung des bisher auf Gräberfeldern jenes Gebietes gehobenen Materials zeigt, daß wir hier bis an die Schwelle der Wikingerzeit mit bodenständigen Elementen zu rechnen haben, die wir schon heute ganz gut bis in die Zeit um Christi Geburt zurückverfolgen können. Damals schließt sich die Landschaft Angeln kulturell ganz dem Elbgebiet an und zeigt damit Verbindungsfäden, die in der Völkerwanderungszeit nicht mehr so klar zu erkennen sind. Seit 800 oder seit der Mitte des 8. Jhdts. etwa legt sich über dieses anglische Element, das vielleicht schon eine jütische Beeinflussung erfahren hat, ein neues, von Norden kommendes, fremdes Volkstum, dessen Wurzeln

sich in unserem Gebiet nicht nachweisen lassen. Wir erkennen es am Auftreten nordgermanischer Schmuckformen in den Gräberfunden. Es ist das eindringende Dänentum, das im Laufe der Völkerwanderungszeit von Südschweden aus auf die dänischen Inseln über-



Abb. 32. Karte der verschiedenen Bevölkerungsteile Schleswig-Holsteins in der Wikingerzeit. Eintragung der slawischen Funde nach Hucke.

gegriffen und dann weiter die jütische Urbevölkerung der Cimbrischen Halbinsel überlagert hatte. Dieses Volkstum drang im 8. Jahrhundert nach Süden vor und fand an der Schlei, bzw. in der Landschaft Schwansen zwischen der Eckernförder Bucht und der Schlei seine Südgrenze. Es ist ein nordgermanischer Bevölkerungsteil, der auch gekennzeichnet ist durch eine Reihe von Ortsnamen. Die Grenze zwischen den drei eben besprochenen volkstumsmäßig verschiedenen Gruppen liegt ziemlich fest. Zwischen Sachsen und Slaven ist sie durch den Limes Saxoniae gegeben, der zur Zeit Ludwigs des Frommen aufgerichtet wurde, und über dessen Verlauf wir in den wesentlichen Punkten Klarheit haben. Es ist eine Linie, die von Lauenburg über Bornhöved und dann, dem Schwentinelauf folgend, an die Kieler Förde reicht. Mit dieser Linie deckt sich wenigstens in groben Umrissen auch die Ausbreitung slavischer Ortsnamen und die Verbreitung slavischer Funde. Westlich dieser Grenzscheide finden wir das Material, das wir als sächsisch bezeichnen müssen. Zwischen diesen beiden Siedlungsgebieten liegt der Isarnho, ein „fast undurchdringlicher" Waldstreifen, der das Grenzgebiet kennzeichnet. Der Grenzverlauf zwischen den Sachsen und Slaven einerseits und den Nordgermanen andrerseits ist ebenfalls durch schriftliche Quellen wenigstens einigermaßen festlegbar. Auf der einen Seite haben wir die Bezeichnung der Eider als Grenze, während andere Quellen die Schlei als den südlichsten Punkt nordgermanischer Ausbreitung annehmen. Wenn wir die Ortsnamen, die ihrer ganzen Zusammensetzung nach nordgermanisch sind, betrachten, so gehen auch sie nur bis in die Gegend der Schlei. Ein gleiches Bild vermitteln uns die Bodenfunde (Abb. 32), so daß zwischen Schlei und Eider ein Gebiet freibleibt, in dem wir weder wikingische Bodenfunde noch Ortsnamen haben. Auch hier scheint ein Ödlandstreifen die Grenze gebildet zu haben. In der Mitte des 12. Jahrhunderts wird ein weiterer Volksstamm erwähnt, die Nordfriesen, die an der Westküste Schleswigs und auf den großen Geestinseln Föhr, Amrum und Sylt sitzen. Den Zeitpunkt ihrer Einwanderung kennen wir nicht. Es sind darüber verschiedene Hypothesen aufgestellt worden. Am wahrscheinlichsten ist ein Eindringen um die Mitte des 9. Jahrhunderts von Süden her. Für das Jahr 857 überliefern nämlich die Fuldaer Annalen, daß der Normanne Rorik, der Friesland mit der Hauptstadt Dorestad als deutsches Lehen besaß, nach dem Norden kam und sich von dem jungen dänischen König Horich das Land zwischen der Eider und dem Meere abtreten ließ. Er verweilte einige Jahre in diesem Gebiet und scheint sich auch später dort aufgehalten zu haben.

In dieser Nachricht haben wir vielleicht den Hinweis auf den Beginn der friesischen Einwanderung in das nordfriesische Gebiet zu sehen. Vorläufig aber können wir den Siedlungsraum dieses Volkstums weder durch Bodenfunde noch durch Ortsnamen für das 9. und 10. Jahrhundert abgrenzen.

Die Besiedlungsgeschichte der Provinz ist also in diesen 2 bis 3 Jahrhunderten gekennzeichnet durch das Nebeneinander dreier, verschiedener Kreise, die sich hier berühren, im Westen der westgermanisch-niedersächsische Kreis, im Norden der wikingisch-dänische und im Osten der slavische Kreis, während sich als vierte Bevölkerungsgruppe im Nordwesten allmählich das Friesentum festgesetzt zu haben scheint.

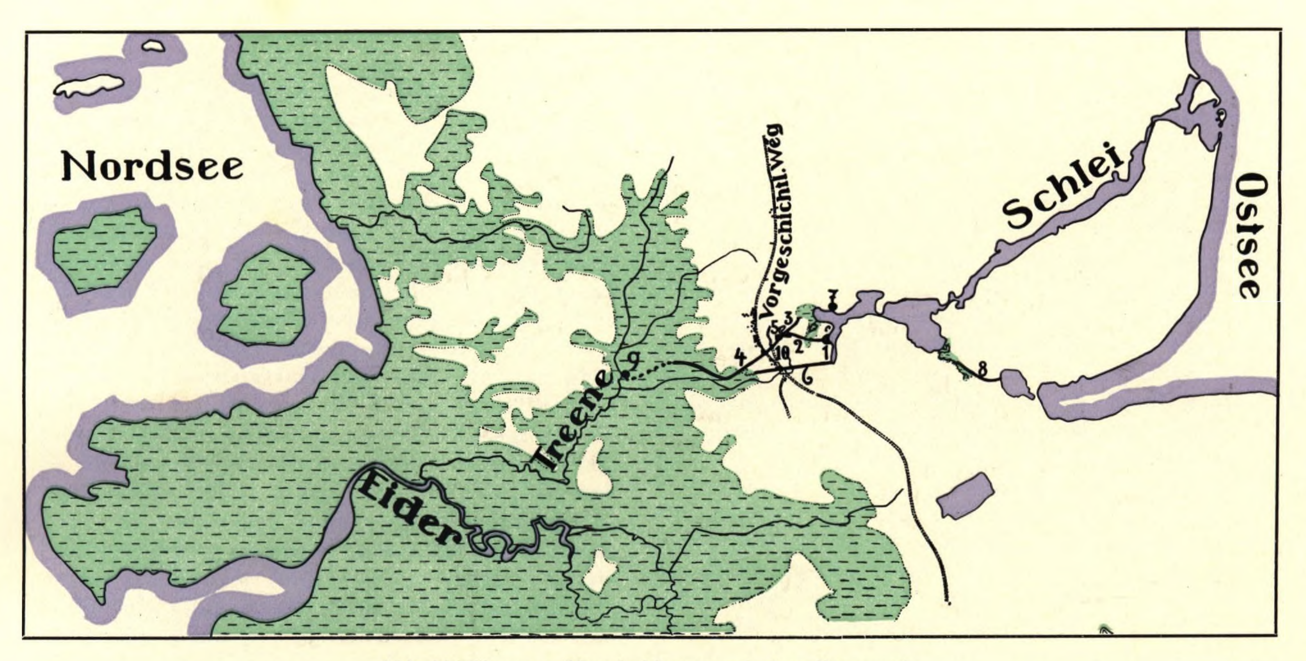


Abb. 33. Plan von Mittelschleswig mit dem Danewerk.
1. Haithabu. 2. Verbindungswall. 3. Nordwall. 4. Danewerk, Hauptwall. 5. Thyraburg.
6. Kograben. 7. Alt-Schleswig. 8. Ostwall. 9. Hollingstedt. 10. Heerweg.

Die Lage Haithabus.

Die Lage der Stadt entspricht ganz den Bedingungen der Wikingerzeit. Alle die großen Plätze, die wir aus jenen Jahrhunderten kennen, liegen nicht an der offenen Seeküste, sondern weiter im Inneren des Landes, aber so, daß sie einen direkten Zugang zum Meer haben. Dieses Abrücken von der Seeküste erklärt sich wohl aus den Verhältnissen jener Zeit, in der leicht zugängliche Siedlungen sehr stark den Angriffen feindlicher Flotten ausgesetzt waren. Es wird von Birka ausführlich berichtet, daß es gern von den Kaufleuten aller Nationen besucht wurde, weil es eine sehr geschützte Lage besaß. So bietet auch der Platz, auf dem Haithabu lag, weitgehend Schutz gegen Angriffe von See aus, denn das teilweise sehr enge Fördental der Schlei ist leicht sperrbar, und auch die Einfahrt in das Haddebyer Noor war so schmal, daß sie verhältnismäßig leicht gesperrt werden konnte (Abb. 33, Plan 1). Ähnlich wie Birka und Haithabu sind auch die anderen wikingischen Häfen, die wir kennen, angelegt. So liegen zum Beispiel die wikingischen Siedlungen und Grabplätze auf Alsen oft im innersten Teil der Förden. Auch der große Burgwall von Oldenburg im östlichen Holstein, der ja, wie es scheint, eine Rolle bei der skandinavischen Herrschaft in Wagrien gespielt hat, liegt versteckt am Oldenburger Graben und ist von See aus nur durch einen engen Zufahrtsweg zu erreichen. Die Lage von Wollin ist ebenfalls gekennzeichnet durch eine enge und leicht sperrbare Verbindung zum Meere. Ob im Leba-Moor (Pommern), wo einige Wikingerschiffe gefunden sind, eine Siedlung liegt, ist noch nicht zu entscheiden. Das Auftreten der Schiffe und die ganze Landschaft scheinen darauf hinzudeuten, daß wir auch hier einen wikingischen Hafen vor uns haben. Für die Fahrt nach Truso besitzen wir im Wulfstan-Bericht eine genaue Beschreibung, die uns die Lage des Platzes in der Nähe des heutigen Elbing schildert. Am ehemaligen Cranzer Tief, d. h. am Auslauf des Kurischen Haffs, dicht südlich des heutigen Badeortes Cranz, liegt in der Kaup eine Reihe von Grabhügeln, in denen Wikinger bestattet sind. Sie gehören zu einer wikingischen Kolonie, deren Siedlung selbst noch nicht untersucht ist. Auch hier herrscht derselbe Grundsatz des Abrückens von der Seeküste, wie bei den vorher genannten Plätzen. Etwa in der Gegend von Libau bei Grobin liegt ein nordgermanischer Fundplatz im baltischen Gebiet, vielleicht die „Seeburg" aus der Lebensbeschreibung Ansgars. Auch sie ist von der Küste ins Innere verlegt und von See her nur durch einen schmalen Fluß zu erreichen. Wenn wir die Siedlungen im nördlichen Rußland betrachten, die im 9. und 10. Jahrhundert, in der Zeit der großen Kolonisation dieses Raumes von Norden aus angelegt wurden, wie Staraja Ladoga und Nowgorod, so sehen wir, daß auch sie nicht an der Küste liegen, wohl aber von der See aus zu Schiff erreichbar sind. Alle die Plätze zeichnen sich, wie schon gesagt, durch ihre Lage im Lande aus und durch die Seeverbindung, die wegen der leichten Sperrbarkeit einen großen Schutz gegen Einfälle von See her gewährte. So schließt sich auch Haithabu in seiner Lage ganz den Grundsätzen jener Zeit an, wenn auch für die Anlegung der Stadt am Haddebyer Noor die Kürze der Wasserscheide zwischen Ost- und Nordseebecken mindestens von gleicher Bedeutung gewesen ist wie der Gedanke eines Schutzes gegen See.

Nur der schmale Mittelrücken trennt Haithabu von den nach der Nordsee fließenden Wasserläufen; 18 km westlich liegt an der Treene, einem kleinen nördlichen Nebenfluß der Eider, das Kirchdorf Hollingstedt, das den westlichen Endpunkt des Landweges zwischen Ost- und Nordsee bildet (Plan 1). Und diese, auf ein Minimum zusammengedrängte Landverbindung zwischen Ost- und Nordseebecken, verschaffte der Stadt ihre Bedeutung an dem großen ostwestlichen Handelswege, der den Osten und den Westen im Norden Europas verband. Es war aber nicht nur dieser Weg, sondern noch ein zweiter, der an Haithabu vorbeiführte und für die Entwicklung der Stadt von Bedeutung war,

und zwar ein nordsüdlicher, der von der Elbe bis nach Nordjütland führte. Schon in der ausgehenden Steinzeit und zu Beginn des Bronzealters führte in der Nähe des Haddebyer Noores ein Weg in nordsüdlicher Richtung vorbei. Von Osten schneidet die Schlei tief ins Land ein und bildet ein Verkehrshindernis, während von Westen die Rheider Au und die Treene-Niederung bis in die Nähe von Haithabu gehen und ebenfalls eine unwegsame Sperre für den Verkehr darstellen. So bildet der schmale Rücken zwischen der Schlei und der Rheider Au, ein Streifen von 5 km Breite, die einzige Möglichkeit eines dauernden Verkehrs von Norddeutschland nach Jütland. Darum ist es nicht verwunderlich, daß hier schon in der Stein- und Bronzezeit ein solcher Weg bestand. Er ist gekennzeichnet durch die großen Hügelgrabreihen, die ihn zu beiden Seiten begleiten. Dort, wo dieser Wegzug durch die nordjütische Heide geht, sind häufig auch heute noch die tiefen, ausgefahrenen Spuren zu erkennen, und an Stellen, wo er sumpfige Niederungen überschreitet, liegen auch heute noch die Trittsteine, die wahrscheinlich schon im Ausgang der Steinzeit benutzt worden sind. Hier spiegelt sich die Vorstellung von einer engen Verbindung zwischen den Lebenden und ihren Vorfahren wider, die auch die spätere Zeit kennzeichnet und zu dem Bewußtsein einer starken Verpflichtung gegenüber den Ahnen führt, wie wir das auch in der germanischen Spätzeit, in der Welt der Sagas mit ihrem sippengebundenen Ethos, auf Schritt und Tritt beobachten können. Es



Abb. 34. Der alte Heerweg (Ochsenweg) dicht südlich von Rothenkrug.

ist jene Vorstellung der engen Beziehungen zwischen den Lebenden und den Toten, die auch im Geisterheer der wilden Jagd, in Wotans Heer, einen Niederschlag gefunden hat, denn darin haben wir keinen Naturmythus zu sehen, wie man meist gemeint hat, sondern konkrete Kultformen, die in wirklichen Umzügen gipfelten, wie wir sie in ihren letzten Resten heute noch im Brauchtum vor uns sehen. Diese Vorstellungen sind keineswegs neu, sondern gehen in sehr wesentlichen Einzelheiten weit zurück, wie wir das aus den schwedischen Felsenzeichnungen sehen können und führen uns bis in die Bronzezeit hinein, gerade also bis in jene Zeit, in der wir auch aus den Grabfunden dieses Gefühl starker Beziehungen zwischen Lebenden und Toten erkennen können. Dieser Weg ist dann konstant geblieben. Es ist die Heerstraße, auf der die großen Völkerbewegungen seit dem Ausgang der Bronzezeit nach dem Süden fluteten. Für die Wikingerzeit ist der Weg belegt durch die Runensteine, die weiter im Norden an seinem Rand stehen, entsprechend der schon herangezogenen Strophe des alten Sittengedichts, in der die Errichtung eines Denksteines an „der Straße Rand" als eine Verpflichtung der Sippe gegenüber dem Verstorbenen gekennzeichnet ist. An den Stellen, über die der Verkehr hinflutete, sollte die Erinnerung an diese Männer bewahrt bleiben. Gleiche Vorstellungen liegen auch der Kammergräberstraße in Haithabu selbst zu Grunde (Abb. 66). Es sind Vorstellungen, die wie schon gesagt, seit der Entstehungszeit des Germanentums lebendig sind und auch heute noch in unserem Bewußtsein leben, sei es in der Vorstellung vom wilden Heer, sei es im Glauben an die Geister Verstorbener, die in Gedanken mitziehen. Im ausgehenden Mittelalter und in der Neuzeit hat dieser alte Heerweg (Abb. 34) seine Bedeutung als Handelsweg gehabt für das Treiben der Ochsenherden von Norden nach Süden. Seit dieser Zeit hat er den Namen des Ochsenweges, den man richtiger durch „Heerweg" ersetzen sollte. Das ist die zweite große Straße, die an den Toren Haithabus vorbeiführt; hier, am Schnittpunkt dieser beiden großen Linien, war, wie kaum irgendwo anders, die Voraussetzung für das Aufleben einer großen Handelssiedlung gegeben; ihre Lage auf der Grenze zwischen drei verschiedenen Völkern, von denen mindestens zwei von ausschlaggebender Bedeutung für die Stadt waren, hat sich anscheinend sehr belebend auf das Handelsleben der Stadt ausgewirkt.

Die Denkmäler der Wikingerzeit zwischen Schlei und Treene.

(Plan 1—3).



Abb. 35. Der Kograben (von Nordwest).

Der Raum zwischen Schlei und Eider ist für die Geschichte der Nordmark von großer historischer Bedeutung gewesen. In dieser Gegend spielten sich vielleicht schon die Kämpfe des Beowulfliedes ab, das ja Vorgänge in der alten Heimat der Angeln und Sachsen besingt. Hier setzten sich an einem verkehrspolitisch günstigen Platz im 9. und 10. Jahrhundert die Wikinger fest. An dieser Stelle fiel die Entscheidung über die Eingliederung dieses Gebietes als Nordmark in den Verband des deutschen Reiches im Jahre 934. Von den im 12. Jahrhundert drohenden Auseinandersetzungen mit dem Süden, die dieses Gebiet betrafen, spricht die Befesti-

gung durch die Waldemarsmauer, und die alte Bedeutung als militärische Stellung gewann der Streifen zwischen Schlei und Eider in der Mitte des 19. Jahrhunderts, als die Dänen das Gebiet noch einmal neu befestigten.

Hier entstand im 9. und 10. Jahrhundert eine große Befestigungsanlage, genannt das Danewerk, das heute durch eine Anzahl von Wällen gekennzeichnet ist (Plan 1, Abb. 33, 37—41). Die Schlei hat im Süden zwei Ausbuchtungen, das Selker und Haddebyer „Noor", ein Ausdruck, der für Schleswig kennzeichnend ist und auf Meereseinbuchtungen angewendet wird, die durch einen schmalen Ausfluß mit der offenen See in Verbindung stehen. Von der Südspitze des Selker Noores zieht sich in gerader Richtung nach dem Westen ein Wall mit einem südlich davor liegenden Graben, genannt der Kograben (Kovirke), entlang (Abb. 35). Warum man bei der Benennung dieser Anlage das Hauptgewicht auf den Graben und nicht auf den Wall legte, ist schwer zu sagen. Es bestand lange Zeit die Annahme, daß wir im Kograben den alten Schiffahrtsweg, eine Art Nord-Ostsee-Kanal, vor uns haben, der wenigstens eine teilweise Wasserverbindung zwischen den beiden Meeren hergestellt hätte. Diese Annahme aber scheint irrig zu sein, denn einerseits geht der Wall mit seinem Graben über Höhen hinweg, die leicht zu umgehen gewesen wären, und zweitens hat man an der Stelle, an der der Graben hätte Wasser bekommen können, dort wo die kleine Rheider Au durch diese Linie geht, den Graben aufhören lassen. An einen Wasser führenden Graben ist auch wegen des sandigen, sehr durchlässigen Untergrundes nicht zu denken. Vielmehr haben wir in dieser Anlage wohl ein Verteidigungswerk zu sehen, über dessen historische Bedeutung später noch gesprochen werden soll. Es handelt sich um einen einfachen mit Erde hinterschütteten Plankenzaun (Abb. 36). Etwa in der Mitte werden Wall und Graben durchschnitten von dem Ochsenweg, d. h. von dem mittelalterlichen Heerweg, der an dieser Stelle, aus Gründen, die wir nicht kennen, in der Wikingerzeit gegenüber dem stein-bronzezeitlichen Weg nach Osten zu abgeleitet worden ist. Wenn auch die Abweichung nur einige 100 Meter beträgt, so ist sie doch zu auffallend, um zufällig zu sein. Im Westen läuft die Befestigungsanlage in einem durch Flachmoore gekennzeichneten Gebiet aus. Wir können heute nicht sagen, daß das Aufhören des Kograbens mit Wall und Graben im Westen auch das Ende der alten Befestigungslinie darstellt, denn es ist durchaus möglich, daß ein Plankenzaun oder eine Befestigung, die ohne Benutzung von Erde aufgeführt wurde, über das ohnehin schwer zugängliche, von Flachmooren bedeckte Gebiet weiterging. Auch der Name Kograben erklärt nichts. Einen weiteren Kograben gibt es in der Gegend von Bremen und einen Koberg einmal im Zuge des Limes Saxoniae und dann als Flurnamen im Stadtgebiet von Lübeck. So wäre es wohl denkbar, daß wir in dem ersten Bestandteil Ko- eine Bezeichnung für Grenze haben. Ein zweiter Wallzug im Danewerk verläuft vom westlichen Ende der Schlei, von den Gottorper Wiesen bis zu dem in der Neuzeit trockengelegten Danewerksee, setzt am Seeufer aus und geht vom südwestlichen Ende in gerader Richtung auf Kurburg weiter. Dort biegt der Wall, der bis dahin in nordost-südwestlicher Richtung gelaufen ist, um und nimmt einen ostwestlichen Verlauf. Er reicht bis in die Gegend von Morgenstern und hört dort, wo er vom Geestrücken, der durch die Sanderfläche der letzten Eiszeit gebildet wird, in das Tal hinabsteigt, auf. Danckwerth hat in seiner Landesbeschreibung vom Jahre 1652 eine örtliche Überlieferung in Hollingstedt, dem kleinen Kirchdorf an der Treene, aufgezeichnet, und daraus ergibt sich, daß in Hollingstedt die Erinnerung daran lebendig war, daß sich dieser Wall ursprünglich bis in die Gegend der Hollingstedter Kirche fortsetzte. Obwohl Danckwerth zu seiner Zeit nichts mehr von diesem Wallzug erkennen konnte, denn man hatte die Wallerde, wie er sagte, dazu benutzt, um sumpfige Wiesen aufzufüllen, geht die Überlieferung doch auf Tatsachen zurück, denn

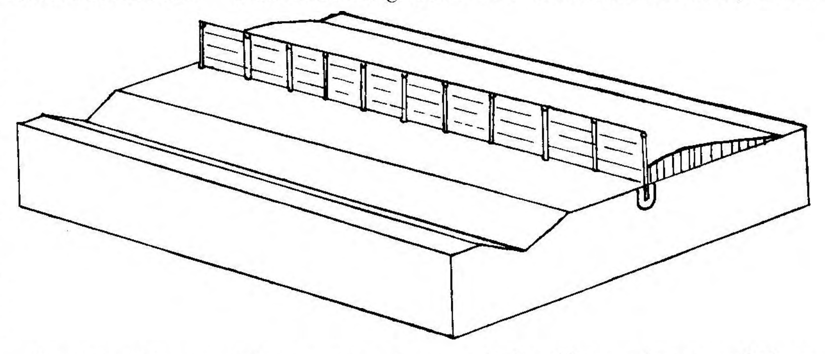


Abb. 36. Rekonstruktion des Kograbens nach den Untersuchungsergebnissen von 1934 beim Durchlaß der Rheider Au.

Abb. 37. Schnitt durch den Hauptwall des Danewerkes mit den Erdschichten von vier Holz-Erdewällen. Ausgrabung 1936.

im Jahre 1933 konnte bei einer Grabung in der Nähe der Hollingstedter Mühle der Rest des alten Grabens, der zu diesem Wall gehörte, gefunden werden. Die Untersuchung des Jahres 1936 ließ darin 8 Bauperioden erkennen: vier Erdwälle (Abb. 37, 38), eine aus Feldsteinen aufgebaute Mauer mit zwei Bauperioden (Abb. 39), eine Überschüttung durch Erde und die von Waldemar dem Großen im dritten Viertel des 12. Jahrhunderts errichtete Ziegelmauer. Dort, wo dieser Wall am Danewerksee aussetzt, liegt eine Burg, ein kleines, rechteckiges Plateau, heute die Thyraburg genannt (Abb. 40). In ihr lebt die Erinnerung an die sagenhafte Gestalt der Königin Thyra, der Gattin Gorms des Alten, weiter, die ja, der Volksüberlieferung nach, auch am Danewerk gebaut haben soll. Der Name haftet an dieser Stelle aber erst seit etwa 100 Jahren, während er früher an eine sehr merkwürdige Anlage geknüpft war, die nordöstlich des Danewerksees lag. Hier zweigt sich von dem Nordwall, der Danewerksee und Gottorper Wiesen verbindet, ein zweiter Wall ab,

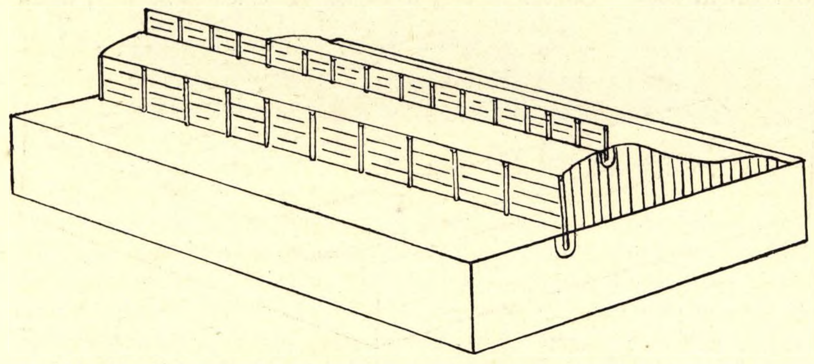


Abb. 38. Rekonstruktion des ältesten Walles im Danewerk nach den Ergebnissen der Untersuchung bei Ellingstedt (1933).



Abb. 39. Schnitt durch den Hauptwall des Danewerkes. Vorn die Feldsteinmauer, dahinter die Rückseite der Ziegelmauer.

der in ost-westlicher Richtung verläuft und den Halbkreiswall am Haddebyer Noor, die Stätte des alten Haithabu, mit diesem Hauptzug des Danewerks in Verbindung bringt. Es ist der sogenannte Verbindungswall (Abb. 41). An der Stelle, wo Verbindungswall und Nordwall zusammenstoßen, ist ein ziemlich großes Gebiet nach Norden zu durch eine bogenförmige Umwallung abgeschlossen. Heute sind von diesem Bogenwall nur noch spärliche Reste vorhanden. Nach Süden zu wird er durch einen zweiten Wall begrenzt, den sogenannten Doppelwall, eine Verstärkung des westlichen Endes im Verbindungswall. An dieser Stelle haftet seit dem 17. und 18. Jahrhundert der Name Thyraburg. Ob sie tatsächlich mit der sagenumwobenen Königin Thyra in Verbindung zu bringen ist, wissen wir nicht. Kograben und Danewerkwall bilden die beiden Hauptlinien des ganzen Befestigungssystemes. Im Osten der Anlage liegt der halbkreisförmige Wall (Plan 1—3, Abb. 42), der das alte Haithabu, ein Gebiet von 24 bis 25 ha, umschließt. Lange galt dieser Platz als eine gewöhnliche Burg, wie wir sie ja in Deutschland und im skandinavischen Norden zu Tausenden kennen. Es war ein Verdienst des kürzlich verstorbenen dänischen Altertumsforschers Sophus Müller, der im Jahre 1897 darauf hinwies, daß wir hier keinen Burgwall, sondern eine große Stadt vor uns haben. Dicht vor dem Wall hatte man die großen Runensteine gefunden, auf denen der Name der Stadt Haithabu inschriftlich überliefert ist, und da diese Runensteine für Männer gesetzt waren, die im Kampf um dieses, aus den nordischen Quellen bekannte, Haithabu gefallen waren, so schloß Sophus Müller daraus, diese Stadt müßte im Halbkreiswall gelegen haben. Diese Ansicht hat sich dann bei allen späteren Untersuchungen bestätigt. Der Stadtplatz selbst liegt im Norden, Westen und Süden vom Wall umgeben nach dem Osten zu offen da.

Der Wall ist heute noch bis zu einer Höhe von 6 bis 11 m erhalten und bildet ein eindrucksvolles Denkmal jener Zeit. Im Norden und im Süden enthält er je ein Tor, das Nord- und Südtor der Stadt, durch das der alte Weg führte, der die Stadt in eine östliche und eine westliche Hälfte teilte. Im Westen ist der Wall zum Durchlaß eines kleinen Baches ausgesetzt.



Abb. 40. Blick vom Hauptwall des Danewerkes auf die Thyraburg.



Abb. 41. Verbindungswall dicht östlich der Busdorfer Schlucht von Südost gesehen.

Diese Stelle war auch schon in der Wikingerzeit offen und muß wohl durch Plankenwände nach außen hin geschützt gewesen sein. Im Südwesten liegt im Wall eine Senke, im Volksmund „Svens Sturmloch" genannt. An dieser Stelle soll der König Sven, von dem zwei Runensteine zu berichten wissen, in die Stadt eingedrungen sein. Wahrscheinlich aber handelt es sich dabei um ein altes Tor, das nach Südwesten aus der Stadt heraus führte, in das Gelände, das heute noch Zwischenwerk heißt. Es ist ein Gebiet, das, vielleicht als Vorstadt, durch einen schwachen Wall in die Befestigungsanlage mit einbezogen ist. Dieser Vorwall zieht sich vom Verbindungswall etwa parallel zum Halbkreiswall bis zu einer Niederung hin, die sich im Westen an das Haddebyer und Selker Noor anschließt. Der große Halbkreiswall ist gut erhalten, nur dort, wo er an das Ufer stößt, ist er stellenweise abgegraben worden. Auch am Nordtor ist ein Stück des Walles abgetragen. Die heutige Form gibt nicht die ursprüngliche Gestalt wieder, denn erstens sind die ganzen Holzkonstruktionen, die zu der alten Holzerdemauer gehörten, verfallen, und zweitens hat man auch hier in der Mitte des 19. Jahrhunderts Befestigungsarbeiten vorgenommen, die die äußere Form des Walles etwas veränderten. Der Bachlauf, der in die Stadt von Westen her eintritt, teilt sie in eine nördliche und eine südliche Hälfte. Wieweit sich im Verlauf der letzten 1000 Jahre die Uferlinie durch Küstenbewegungen verändert hat, ist zur Zeit noch schwer zu übersehen. Nördlich vor der Stadt liegt auf einer natürlichen Kuppe, deren Entstehung in die Eiszeit zurückreicht, eine langgestreckte Burg, die Hochburg, auch Markgrafenburg genannt (Abb. 43). Sie hat eine Breite von 50—70 m und eine Länge von 250 m. Man hat lange in ihr die Zitadelle der Stadt gesehen und sie mit der Hochburg von Birka verglichen, und doch liegen hier die Verhältnisse anders als in Schweden. Dort ist die Burg in den Ring der Stadt einbezogen, während in Haithabu beide Anlagen getrennt voneinander bestehen. Im Falle einer Belagerung waren die Verteidiger der Hochburg von den Verteidigern der Stadt getrennt, und wegen der verhältnismäßig geringen Fernwirkung der Waffen jener Zeit war eine Unterstützung der



Abb. 42. Luftbild von Haithabu. Im Mittelgrund der Halbkreiswall, dahinter die Hochburg. Im Hintergrund die Schlei.

schen dieser doppelten Bedeutung der Kuppe kennen wir heute nicht. Vielleicht bestand hier zur Zeit des Beowulfliedes, also am Beginn der Völkerwanderungszeit, eine Bauernfluchtburg, die mit dem späteren Haithabu nichts mehr zu tun hat. Als sich dann in der Wikingerzeit hier Siedler festsetzten, fanden sie die Burg schon in Trümmern vor und benutzten die Höhe als Gräberfeld. Vielleicht ist aber eine andere Lösung anzunehmen. Daß die Stadt schon im Jahre 804 bzw. 808 befestigt war, ist wenig wahrscheinlich. Wenn es sich bei der ältesten Anlage

Verteidiger auf der Stadtmauer durch die Besatzung der Hochburg schwer möglich. So führte diese Anlage zunächst zu einer Zersplitterung der Streitkräfte, ohne daß dadurch ein wesentlicher Vorteil gesichert war. In ihrem Innenraum befinden sich 30 bis 40 Hügelgräber, die ihrem Bau nach in die Wikingerzeit zurückgehen. Nun ist eine Benutzung des Platzes als Gräberfeld und als Wehranlage zur gleichen Zeit kaum denkbar. Vielmehr spiegeln sich hier wahrscheinlich zwei Benutzungsphasen dieser Kuppe wider, die eine, in der die Burg als Wehranlage benutzt war, und die zweite, während deren sie im wesentlichen als Gräberfeld diente. Die zeitliche Scheidung zwi-



Abb. 43. Blick über den Innenraum der Stadt, im Hintergrunde die Hochburg.



Abb. 44. Haddebyer Kirche von Südosten.

um eine ungeschützte Siedlung handelt, so wäre es denkbar, daß die ältesten Anwohner sich in der Hochburg eine Zufluchtsstätte schufen, auf die sie sich in Zeiten der Gefahr zurückziehen konnten, und erst später, als der große halbkreisförmige Wall entstand, schwand die Bedeutung der Hochburg als Verteidigungsanlage und machte dem Gräberfeld Platz, so daß Hochburg und Halbkreiswall in ihrer Funktion als Wehranlage sich abgelöst hätten. Die Einzelheiten dieses Vorganges kennen wir heute noch nicht, weil es bisher nicht möglich war, Anhaltspunkte für die zeitliche Festsetzung des Baues der Hochburg zu gewinnen. Am Fuß der Hochburg liegt die Haddebyer Kirche (Abb. 44), die in ihrem Namen die Erinnerung an das Hedeby alt-isländischer Quellen bewahrt zu haben scheint. Sie gehört zur Gemarkung Busdorf und liegt abseits des Dorfes an einer Stelle, die für einen Kirchbau von geringer Bedeutung ist. Der heutige Bau entstand in einer Zeit, als am Nordufer der Schlei bereits der Petri-Dom bestand, der das kirchliche Zentrum des ganzen Gebietes bildete. Und so kommt man zu der Frage, welches die Bedeutung dieser kleinen Kirche in ihrer abgeschiedenen Lage war. An ihr haftet seit früher Zeit die Tradition, Ansgar hätte sie gebaut. Das erklärt vielleicht die Besonderheit ihrer Lage. Ob die Spuren von Holzbauten, die sich unter dem heutigen Steinbau gefunden haben, tatsächlich auf die Zeit Ansgars zurückgehen, werden weitere Grabungen klären müssen.

Dicht südlich des Halbkreiswalles, noch innerhalb des vom Vorwall umschlossenen Gebietes, liegt ein länglicher, ovaler Hügel, die Stätte des alten Bootkammergrabes (Plan 2, Abb. 139, 140). Auch hier hat man eine natürliche Anhöhe zur Anlage eines Grabes, und zwar einer Fürstenbestattung der Zeit um 900, gewählt; heute erinnern nur die Feldsteine, die hier herumliegen, und die dem alten Grabe entstammen, an die im Jahre 1908 untersuchte Bestattung. Das Grab gehört schon zur Gemarkung Wedelspang, die auch ihrem Namen nach auf eine alte Furt deutet, denn der erste Bestandteil des Namens Wedel- bezeichnet Furtstelle, während der zweite Bestandteil -spang nicht sicher zu erklären ist. Hier geht ein schmaler Wiesendamm auf die Furt zwischen den beiden Nooren zu. In diesem Wiesendamm lag der große Sigtryggstein und war dort als Trittstein benutzt worden. Daß die Zusammensetzung von Ortsnamen mit dem Wort Wedel alt ist, beweist die Erwähnung von Agrimswidil, einer Furtstelle, die im Lauf des Limes Saxoniae erwähnt wird. So kann sowohl die Furt, wie auch der Name bis in die Wikingerzeit zurückreichen, die Furt kann aber auch schon sehr viel älter sein, möglicherweise schon in der Steinzeit anfangen, wenn wir auch bisher keinen sicheren Beweis dafür haben, daß ein stein- oder bronzezeitlicher Weg an dieser Stelle das Wasser überquerte. Im Gegenteil führt von dem nord-südlichen Heerweg der Stein- und Bronzezeit ein Seitenweg bei Lottorf, also südlich von Haithabu, nach Osten und umgeht die Südspitze des Selker Noores. Auch dieser Weg ist gekennzeichnet durch zahlreiche Hügel. Unmittelbar am Südrande des heutigen Ortes Busdorf liegt ein hoher Grabhügel, im Volksmund Svensberg genannt. Was er birgt, wissen wir noch nicht. Auf die Verknüpfung mit einer historischen Persönlichkeit des 10. oder 11. Jahrhunderts deutet auch die Bezeichnung Königshügel (Abb. 45) für ein Grab südlich der Stadt. Auf beherrschender Höhe mit weiter Sicht nach allen Seiten liegt hier ein Grabhügel, der zur Aufnahme des Denkmals für die im Jahre 1864 bei der Erstürmung hier gefallenen Österreicher besonders verbreitert worden ist. An ihm haftet schon in recht früher Zeit der Name „Kön Sies Hoi“. Wer dieser König „Sie“ ist, können wir nur vermuten. Zwei Runensteine hat die Königin Asfrid ihrem Sohn Sigtrygg gesetzt. Beide enthalten seinen Namen. Wo diese Steine gestanden haben, wissen wir nicht. Der eine wurde in der Furt bei Wedelspang, der andere in den Fundamenten von Schloß Gottorp gefunden. Es wäre durchaus möglich, daß der Standplatz dieser Steine ursprünglich auf dem Königshügel gewesen wäre,

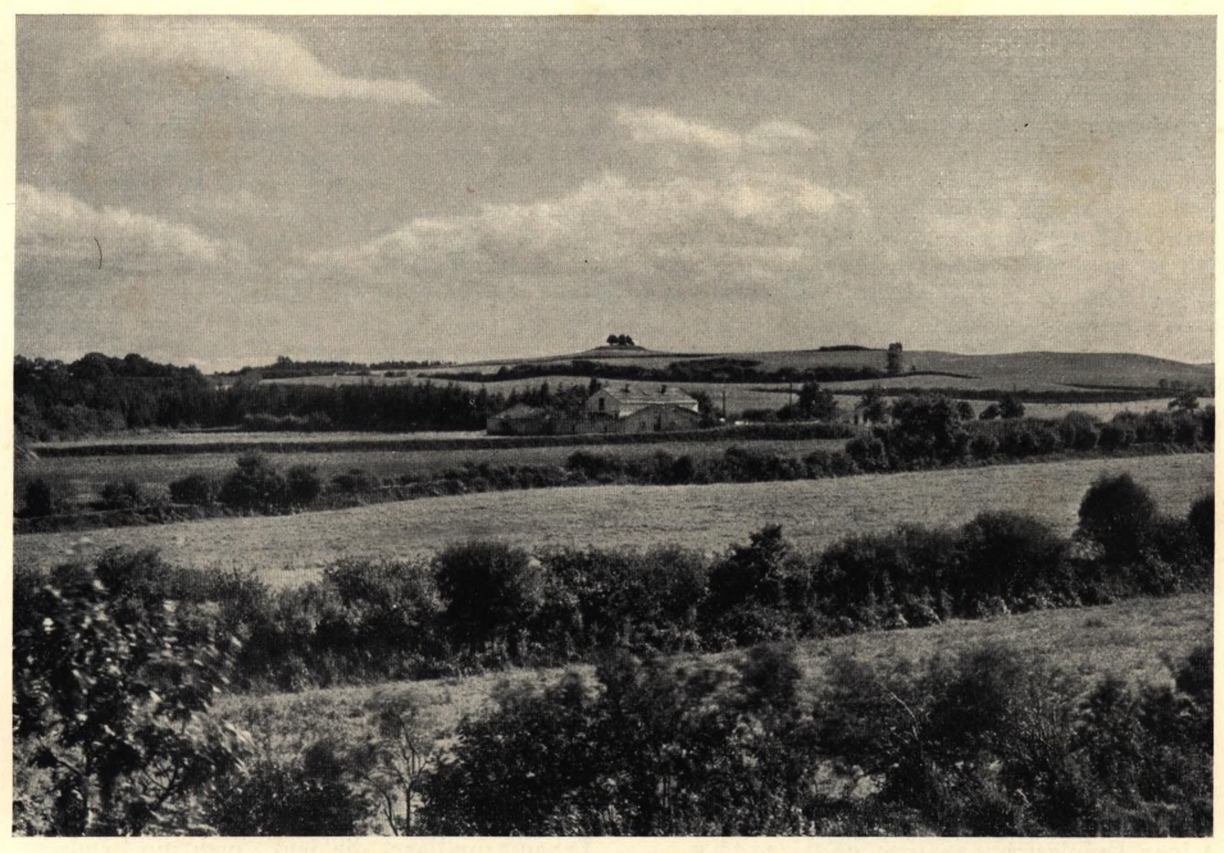


Abb. 45. Blick vom Halbkreiswall auf den Königshügel.

und daß eine Bevölkerung, die die Runen noch lesen konnte, aus dem Namen des Königs Sigtrygg die Form König „Sie“ gemacht hätte. Sollten hier tatsächlich die Steine gestanden haben, so würden wir in dem Königshügel wohl die geweihte Grabstätte des Königs Knuba vor uns haben. Denn es ist in den Steinen ausdrücklich darauf hingewiesen, daß sie auf dem geweihten Platz Knubas, also wohl seinem Grabe, errichtet sind.

Bei diesem Denkmal können wir am klarsten die Beziehungen von Gräbern zu Höhen erkennen. Schon bei der Besprechung der Hochburg war darauf hingewiesen worden, und auch das Bootkammergrab und der Kreuzberg lassen diese Beziehung klar erkennen.

Es handelt sich dabei um kein zufälliges Zusammentreffen, sondern um eine auf religiösen Anschauungen beruhende Platzwahl. Weithin wird diese Zeit von dem Glauben an den Krieger- und Siegesgott Odin beherrscht. Gerade die Königshöfe mit der Gefolgschaft des Herrschers waren die Hauptstätten dieser Verehrung im Gegensatz zum Bauerntum, das zum großen Teil an Thor glaubte.

Die Höhen sind nun die Plätze, an denen der Totengott Odin-Wodan verehrt wurde, und noch heute erinnern Namen wie Gudesberg an diese Vorstellung. Dorthin gingen die Toten ein, die Berge waren ihre Aufenthaltsorte. Das sind Anschauungen, die ebenso in der nordischen Saga-Literatur wie in der deutschen Mythologie wiederkehren. Wenn wir uns Barbarossa im Kyffhäuser sitzend vorstellen, dem alten, wohl Wodan geheiligten Totenberge, dann leben dabei Reste alter, germanischer Anschauungen weiter, die in Haithabu sicher bei der Auswahl der Höhen zu Grabstätten entscheidend mitgesprochen haben.

Zwischen dem Königshügel und dem Halbkreiswall, gegenüber dem Orte Wedelspang etwa, lagen noch vor 50 Jahren auf dem sogenannten Kreuzberg zwei große Grabhügel, und zwischen diesen Grabhügeln hatte der Runenstein gestanden, der von Thorulf für seinen im Kampf um Haithabu gefallenen Gefährten

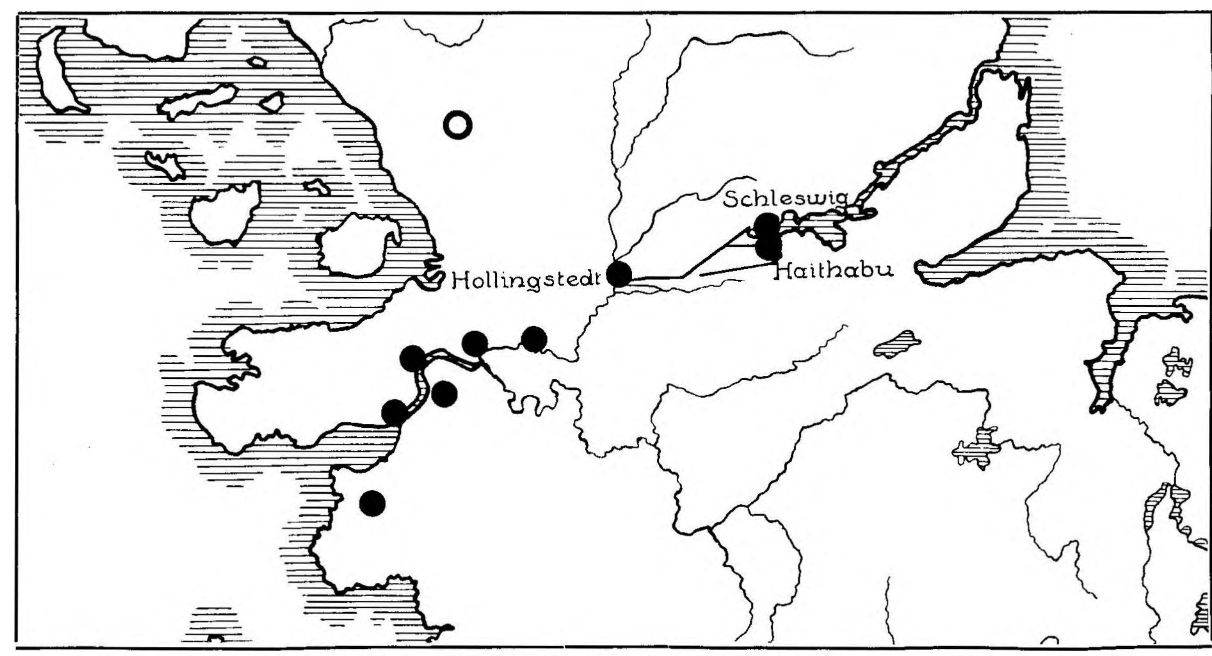


Abb. 46. Kirchen mit Tuffstein in Mittelschleswig. Die nordfriesischen Kirchen sind fortgelassen.)

Erik errichtet worden war. Westlich der Stadt steht heute noch auf einem Grabhügel der Runenstein, errichtet von König Sven für einen seiner Gefolgsmannen namens Skartha.

Das, was Haithabu für den Landweg über die Halbinsel im Osten bedeutete, war Hollingstedt im Westen. Denn auch hier bestand eine Siedlung, in der die Waren vom Landtransport wieder in Schiffe umgeladen werden mußten. Die Lage dieser Siedlung war lange Zeit unbekannt. Aber schon die ursprüngliche Führung des Danewerks nach Hollingstedt sprach für eine besondere Bedeutung gerade dieses Platzes. Untersuchungen des Jahres 1932 haben dann die Annahme bestätigt, daß hier der zweite Umschlaghafen gelegen hat. — Der alte Siedlungsplatz liegt auf einem schmalen, hochwasserfreien Landrücken am Ostufer der Treene. Ihm fehlt alles Hinterland, das sich für einen Ackerbau eignen würde, im Gegenteil ist gerade dieser Platz auf fast allen Seiten von feuchten Wiesen umgeben. Seine Lage ist ausschließlich mit Rücksicht auf die Nähe des Flusses gewählt. In der Zeit der Handelsniederlassung, die hier an dieser Stelle gelegen hat, wie die Scherbenfunde zeigen, muß auch die älteste Kirche entstanden sein. Später, als im 12. und 13. Jahrhundert der Handel im Schleigebiet zurückging, und Schleswig-Haithabu seine Bedeutung an die junge deutsche Gründung Lübeck abgetreten hatte, da verödete die Kaufmannssiedlung in Hollingstedt. Es drang hier ein sächsisches Bauernelement ein und, entsprechend der anderen Lebensgrundlage, die jetzt durch die Landwirtschaft gebildet wurde, sehen wir das neue Dorf Hollingstedt nicht auf der Stelle der alten Ufersiedlung entstehen, sondern weiter landeinwärts, dort, wo die Vorbedingungen für Bauernwirtschaft gegeben waren. Nur die Kirche, deren Lage die gleiche wie in der alten Handelssiedlung geblieben war, zeigt den Vorläufer des heutigen Bauerndorfes an, und so erklärt sich auch ihre merkwürdige Lage ganz am Rande des heutigen Dorfes. Diese Siedlung ist in starkem Maße am westlichen Handel beteiligt gewesen, denn wir finden in großer Menge eingeführte Keramik. Daß auch die Handelsbeziehungen nach dem Westen noch im 11. und 12. Jahrhundert gleich geblieben sind, das beweist auf der einen Seite das Schleswiger Stadtrecht, das an dieser Stelle noch eine Handelssiedlung kennt, und das beweist der Umstand, daß die Hollingstedter Kirche aus Tuffstein gebaut wurde. Als im 11. und 12. Jahrhundert der Kirchenbau in starkem Maße auftrat, da dringt ein neuer Werkstoff, der Tuff, aus dem Rheingebiet nach dem Norden ein. Der Handel mit diesem Stein setzt schon im 9. Jahrhundert, in der Wikingerzeit, ein und bringt die Mühlsteine aus der Eifel nach dem Norden.

Eine direkte Fortsetzung dieses Handels scheint die Einfuhr von Tuff als Baumaterial gewesen zu sein. Wenn man das Verbreitungsgebiet der Kirchen betrachtet, bei deren Bau Tuffstein verwendet wurde, so sieht man, daß sich die Tuffsteinkirchen als ganz schmales, längliches Band von der Eidermündung über Schwabstedt an der Treene nach Hollingstedt und Schleswig hinziehen, daß sie also genau den Handelsweg angeben, den wir auch für die Wikingerzeit nachweisen können (Abb. 46). Hier sind die um 800 angeknüpften Beziehungen bis in das 12. und 13. Jahrhundert hinein konstant geblieben, bis dann durch die Gründung von Lübeck eine andere handelspolitische Situation geschaffen wurde, die stark an die Wikingerzeit anknüpft und ohne diese Voraussetzung nicht recht zu verstehen ist, die für unser Gebiet aber eine Änderung in den Handelsmittelpunkten mit sich brachte. Und diese Änderung betraf ebenso Schleswig wie auch Hollingstedt.

Der Beweis für die Identität der Siedlung im Halbkreiswall mit dem Hedeby nordischer Quellen wird durch die Runensteine geliefert. Zwei von ihnen, nämlich die Steine, die die Königin Asfrid ihrem toten Sohne Sigtrygg gesetzt hat, sind nicht mehr an ihrer ursprünglichen Stelle gefunden worden. Der eine Stein ist von einem schwedischen Runenmeister geritzt worden. Seine Inschrift lautet: „*Asfrid machte dieses Denkmal nach Sigtrygg ihrem und Knubas Sohn*". Der Stein war zertrümmert und fand sich in der Furt zwischen dem Haddebyer und dem Selker Noor. Er scheint der ältere der beiden Steine zu sein, der anscheinend jüngere ist ausgezeichnet erhalten und fand sich in den Bastionen des Schlosses Gottorp vermauert (Abb. 47). Ihn hatte ein dänischer Runenmeister geritzt. Er trägt folgende Inschrift: „*Weihe-Asfrid machte dieses Denkmal, die Tochter Odinkars nach Sigtrygg, ihrem und Knubas Sohn*". Vielleicht verbirgt sich hinter dieser Zweizahl ein historisches Ereignis, das wir nicht weiter erkennen können.

Diese beiden Steine sind für uns Geschichtsquellen von unschätzbarem Wert. Sie sind nicht nur gleichzeitig mit den Ereignissen, die sie überliefern, sondern auch an demselben Ort entstanden. Für uns bilden sie den inschriftlichen Beleg zu dem Bericht Adams von Bremen über den Einbruch des schwedischen Königsgeschlechtes.

Zwei andere Steine aber, der Erikstein und der Skarthastein, waren an ihrem ursprünglichen Platz vorhanden. Beide sind sie auf Geheiß eines Königs Sven für Männer seines Gefolges gesetzt worden, die im Kampf um Haithabu fielen. Dicht südlich der Stadt, zwischen dem Wall und dem Königshügel, dort, wo heute der große Hof von Wedelspang liegt, erhebt sich, wie wir eben gesehen haben, westlich des Weges eine Kuppe, Kreuzberg genannt. Hier lagen einst die beiden erwähnten großen Hügelgräber, und zwischen ihnen fand man in den 90er Jahren des 18. Jahrhunderts den großen Erikstein (Abb. 48). „*Thurlf errichtete diesen Stein der Gefährte Svens nach Erik seinem Genossen der fiel als Männer sassen um Haitha bu. Er war Steuermann ein wackerer Kämpe.*" lautet die Inschrift. Es wird von ihm ausdrücklich berichtet, daß er zwischen beiden Hügeln gestanden habe. Der eine der Hügel war wahrscheinlich bronzezeitlich. Von dem anderen war bei der Untersuchung, die etwa 100 Jahre nach der Aufdeckung des Runensteins erfolgte, fast nichts mehr übrig. Über den Zeitpunkt sei-



Abb. 47. Kleiner Sigtryggstein.



Abb. 48. Erikstein.

ner Erbauung läßt sich deshalb wenig sagen. Der zweite, für Skartha errichtete Stein wurde im Jahr 1857 von einem Steinmetzen Peters aus Busdorf am Fuße des Hügels gefunden, auf dem er heute steht. Seine Inschrift lautet: „*Sven der König setzte den Stein nach Skartha seinem Gefährten der gefahren war nach Westen und nun starb bei Hitha bu*". Die Koppel heißt auch heute noch Tweebargenkoppel, und dieser Name ist uns ein Beweis dafür, daß wir hier ursprünglich zwei Hügelgräber hatten, von denen das eine anscheinend vollkommen zerstört ist. Bei der Auffindung lag der Stein nicht auf dem Hügel, sondern am Hügelrand, also auch in diesem Falle werden wir annehmen müssen, daß er ursprünglich neben dem Hügel, vielleicht zwischen den beiden Gräbern, gestanden hat. Im Jahre 1888 wurde dieser Hügel untersucht, und man fand in ihm die Beisetzung eines Mannes in einem Holzsarg, von dem noch Eisennägel erhalten waren. An Beigaben fand man nichts, bis auf ein Stück Leder, das mit einem Ornament versehen war. Allem Anschein nach war der dort bestattete Wikinger ein Christ. Der Hügel selbst war aus steinfreier Erde aufgesetzt und nach Art der sonstigen Wikingergräber gebaut. Das Auffallende bei den beiden Runensteinen ist ihre Lage neben den Hügeln und beim Erikstein die Stellung zwischen beiden Gräbern. Sie ist hier nicht einzigartig, sondern findet ihre große Parallele in den Grabbauten des Jellinge-Geschlechtes, wo sowohl der Stein Gorms, als auch der große Gedenkstein Haralds, zwischen zwei monumentalen Grabhügeln steht. Welche Vorstellungen dieser Anlage zu Grunde liegen, wissen wir nicht, denn es ist schwer einzusehen, warum man den Stein gerade zwischen zwei Hügel gesetzt hat. Diese Sitte gehört wohl in den Vorstellungskreis, der auch zur Verknüpfung der Dingplätze mit den Grabhügeln führte. Wahrscheinlich besitzen wir in diesen Runensteinen die Verbindungsglieder vom Handgemal, dem Gerichtswahrzeichen späterer Zeit, zur Dingsäule und darüber hinaus zum Totenpfahl und Ahnengrab, eine Verknüpfung, die in einer engen Verbindung zwischen den Lebenden und den Toten wurzelt. Es ist kein Zufall, daß um die Jellinge-Steine der Dingplatz des Königsgeschlechtes lag.

Der Erikstein wurde von seinem ursprünglichen Platz entfernt, und die beiden Gräber abgetragen. Der Skarthastein aber steht heute noch auf dem Grabhügel, zu dem er einstmals gehörte. Wir haben in ihm den einzigen Zeugen dieses Totenkultes vor uns, der auf deutschem Boden noch erhalten ist, denn alle anderen Steine sind entweder zerstört oder von ihrem ursprünglichen Standort entfernt worden.

Der historische Wert dieser beiden letzten Runensteine ist geringer. Wir wissen nicht, mit welchem geschichtlichen Ereignis sie zu verknüpfen sind. Man hat geglaubt, in ihnen Hinweise auf eine Belagerung der Stadt durch Sven Gabelbart im Jahre 995 sehen zu müssen; aber erst kürzlich ist darauf hingewiesen worden, daß sie auch von Sven Estridsen in der Mitte des 11. Jahrhunderts für gefallene Verteidiger errichtet sein können.

Flurnamen und Sagen.

Uns trennen heute kaum 1000 Jahre von der Zeit, als auf dem jetzt so verlassenen Gelände der Oldenburg blühendes Leben wogte. Eine Zeitspanne, die, gemessen an der jahrtausendelangen Geschichte unseres Volkes, nur gering ist. Und doch ist es sehr auffallend, wie wenig sich in unserem Bewußtsein die Erinnerung an die einstige Bedeutung des Platzes gehalten hat. Noch glaubt man manchmal die Gestalt der schwarzen Margreth auf den Wällen zu sehen, wie sie auf einem Pferde einher reitet. Mit dieser sagenumwobenen Frauengestalt verbindet die örtliche Überlieferung mit großer Zähigkeit die Schilderung vom Aufbau des Danewerks, und es wäre denkbar, daß eine der Margarethen, die in der nordischen Geschichte eine Rolle gespielt hat, tatsächlich am Ausbau des Danewerks beteiligt war, denn die Feldsteinmauer muß wohl in eine Zeit nach der Zerstörung Haithabus gehören. Welche der historischen Margarethengestalten in die Sage eingegangen ist, läßt sich nur schwer erkennen. Anscheinend aber verknüpft die Volksüberlieferung mit dieser immerhin späten Erscheinung Züge, die ursprünglich zu anderen Frauengestalten gehört haben. Vielleicht ist hier die Überlieferung von der Königin Thyra und von der Königin Margarethe zu einer einheitlichen Tradition verschmolzen. Daß die örtliche Überlieferung die Zeit der einzelnen Bauten am Danewerk zum Teil richtiger wiedergab als die gelehrte Forschung des 17. und 18. Jahrhunderts, ergibt sich aus der Tradition, die im Ruhekloster herrschte, wonach der Kograben den ältesten Bestandteil des Danewerksystems bildete und dem sagenhaften König Dan zugeschrieben wurde. Es lebte anscheinend die Vorstellung, daß dieses Wallstück das älteste unter allen Wällen ist. Die Königin Thyra lebt wenigstens im Namen der Thyraburg fort, wenn auch der Platz, den wir heute als Thyraburg bezeichnen, diesen Namen erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit trägt. Innerhalb des Halbkreiswalles gibt es nur einen Flurnamen, der anscheinend alte Verhältnisse widerspiegelt, den Namen Stadtweg für den Weg, der die beiden alten Tore miteinander verbindet. Er führt heute nicht mehr zur Stadt und hat es, soweit wir wissen, ursprünglich auch nicht getan, sondern läuft auf ein sumpfiges Wiesenstück zu. Seit jeher ist für das Dorf südlich der Oldenburg die Landstraße zwischen Busdorf und Selk der Weg zur Stadt gewesen. So hat diese Bezeichnung heute keinen Sinn und kann eigentlich nur verstanden werden, wenn diese Straße tatsächlich den alten Hauptweg der Stadt darstellt. Der Name Kirchweg, der auch an dieser Straße haftet, ist vielleicht erst jüngeren Datums, denn der Weg ist noch heute für die südlichen Gemarkungen der Weg zur Kirche, allerdings nur bei Begräbnissen, während Hochzeitszüge den anderen großen Weg um Busdorf herum wählen. Am Südufer der Schlei westlich von Haddeby hängt an einem Ackerstück der Name Bysted. Ein Stück Land, das heute keine Bebauung trägt, heißt hier „Siedlungsstelle“. Aus welcher Zeit die Siedlung stammt, die vermutet werden muß, hat sich noch nicht ergeben. Ein Flurname allerdings hängt anscheinend direkt mit Haithabu zusammen. Südwestlich des großen Halbkreiswalles findet sich ein ganz flacher kleiner Wall, der von der Forschung früherer Jahrhunderte als Swens Belagerungswall bezeichnet wurde. Man nahm an, König Swen hätte diesen Wall bei einer Belagerung Haithabus errichtet. Es gelang dann Knorr der Nachweis, daß dieser Wall nicht gegen die Stadt, sondern von der Stadt aus als Vorwerk errichtet war. Diese Verhältnisse zeigen sich noch deutlich in den Flurnamen für die Ackerstücke zwischen dem Halbkreiswall und diesem Vorwall. Sie heißen heute Zwischenwerk. Hier hat der Flurname die alten Verhältnisse sehr viel treuer bewahrt als die andere Überlieferung. Denn aus dem Flurnamen ergibt sich ja das Bewußtsein, daß der kleine Wall zum großen Halbkreiswall gehört hat. Ob die Namen Kön Sie's Höi und Swens-Barg tatsächlich mit den Männern zusammenhängen, deren Namen sie tragen, ist, wie schon früher ausgeführt, noch fraglich.

Die Geschichte der Stadt Haithabu im 9. Jahrhundert.

In die vorher gezeigte völkische und handelspolitische Situation hinein trifft der große karolingische Vorstoß nach dem Osten und Norden unter Karl dem Großen, und auf der anderen Seite die beginnende Ausbreitung des nordisch-wikingischen Kreises durch die Wikingerzüge, die ebenfalls um 800 in größerem Umfange beginnen. Nach der Niederringung des sächsischen Widerstandes war das sächsische Gebiet dem Frankenreich einverleibt worden, nur der nordelbingische Raum gehörte noch nicht in ganzem Umfange dazu. Um 804 ließ Karl der Große, der schon vorher zur Niederwerfung der Sachsen mit den slavischen Obotriten verbündet war, einen Teil der Sachsen aus Nordelbingen umsiedeln und soll, wie die Überlieferung berichtet, ein Stück des sächsischen Gebiets an Slaven gegeben haben. Wieweit diese Nachricht zutrifft, läßt sich schwer erkennen. Immerhin war er durch die Vorstöße in diesen Raum, die im 1. Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts zur Anlage der Burg Esesfeld bei Itzehoe führten, Nachbar der dänischen Macht geworden, die auch ihrerseits sich eben erst im alten Angeln-Lande festzusetzen begonnen hatte. Der Zusammenstoß, der durch das beiderseitige Vordringen bedingt war, fand in den ersten Jahren des 9. Jahrhunderts statt. Auf der einen Seite stand hier Karl der Große auf der Höhe seiner Macht, auf der anderen Göttrik, ein tatkräftiger Wikingerfürst, der in starkem Selbstvertrauen einmal gesagt haben soll, er würde Karl in seiner Pfalz in Aachen aufsuchen, und der dieses Vorhaben vielleicht auch wahr gemacht hätte, wenn er nicht früh ermordet worden wäre. Wir sehen in ihm einen der bedeutendsten Männer jener Epoche, der mit klarem Blick die politische Situation seiner Zeit erkannte und daraus die Konsequenzen zog. In ihm leben politische Ziele auf, die im Norden erst sehr viel später unter Knut verwirklicht worden sind. Seine ganzen Pläne wurden durch seine Ermordung im Jahre 810 vereitelt.

Dieser Wikingerfürst mußte ein allmähliches Weitergreifen der karolingischen Macht nach dem Norden erwarten und legte deshalb an der südlichen Grenze seines Reiches eine große Befestigungslinie an, die aus Wall und Graben bestand. Dieser Bau ist in dem Wallsystem des heutigen Danewerkes erhalten, wenn auch seine genaue Lage sehr umstritten ist. Er erkannte mit bewunderungswürdiger, instinktiver Sicherheit die veränderten Verkehrsbedingungen seiner Zeit. Denn waren in der Völkerwanderungszeit Ostseebecken und Nordseeraum verschiedene Verkehrsgebiete gewesen, die voneinander getrennt waren, so brachte die Wikingerzeit mit ihren um 800 stärker einsetzenden weitgehenden Zügen eine völlig neue Ordnung der Verkehrsverhältnisse im Norden. Diese Neuordnung war dadurch bedingt, daß man Ost- und Nordseebecken zu einem verkehrspolitisch einheitlichen Raum zusammenschloß, daß also die Abgrenzung dieser beiden Gebiete gegeneinander fortfiel, und daß man darüber hinaus auch eine gewisse natürliche Einheit in diesem ganzen Raum von Rußland im Osten bis nach Island, Grönland und Amerika im Westen schuf. In einer solchen Lage mußte ein Platz wie Haithabu an der Schlei von unschätzbarem Wert sein. Hier schnitt von Osten tief in das Land die Schlei ein, und nur 18 km weiter westlich fand man in der Treene einen befahrbaren Wasserlauf, der in die Nordsee führte. Hier war die Wasserscheide zwischen den beiden Meeren auf eine ganz geringe Breite beschränkt, und an dieser Stelle war es leicht, Waren und Schiffe von der Nordsee in die Ostsee und umgekehrt zu transportieren. Der große Vorzug dieses Weges bestand darin, daß der einzige sonst vorhandene Weg am Kap Skagen herum dadurch wesentlich verkürzt wurde. Diese Verkehrsbedingungen erkannte Göttrik sehr frühzeitig mit großer Klarheit und faßte den Entschluß, einen Handelsplatz zu gründen, der diesen veränderten Verkehrsbedingungen Rechnung trug und ihm gleichzeitig eine wirtschaftliche Machtstellung vermittelte. Im Jahre 808 zerstörte er den Handelsplatz Reric, dessen Lage irgendwo an der slavischen Küste uns heute noch unbekannt ist. Von dort aus siedelte er die Kaufleute in Haithabu an mit der Ab-

sicht, hier in seinem Machtbereich einen Mittelpunkt des baltischen Handels zu schaffen. Welcher Nationalität die Kaufleute in Reric waren, wissen wir nicht. Es ist sehr gut denkbar, daß es sich dabei um ein friesisches Element handelt, waren doch die Friesen seefahrende Kaufleute wie kein zweites Volk jener Zeit. Solange aber die Stelle des älteren Reric noch nicht entdeckt ist, und wir keinen Aufschluß über das gefundene Material und den Hausbau und damit über die Nationalität seiner Besiedler bekommen, wird diese Frage ungeklärt bleiben. So entstand im Jahre 808 einerseits das Danewerk, andererseits die Kaufmannssiedlung in Sliesthorp, dem Ort an der Schlei. Ob es nur militärische Erwägungen waren, die Göttrik dazu veranlaßten, einen Wall zu bauen, oder ob wirtschaftliche Gesichtspunkte dabei mitspielten oder sogar von primärer Bedeutung waren, läßt sich heute nur schwer entscheiden. Wir erfahren von dem Wallbau Göttriks im Jahre 808 nur im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Plänen des Dänenkönigs, und so wäre es wohl denkbar, daß wir auch in diesem Wall einen Bau zum Schutz des ost-westlichen Handelsweges zu erblicken hätten. Es handelt sich bei der Maßnahme Göttriks aber nicht um die Gründung einer neuen Stadt, sondern um den Ausbau einer vorhandenen Siedlung zu einem Handelsmittelpunkt durch die Ansiedlung von Kaufleuten. Denn schon für das Jahr 804 berichten uns die fränkischen Annalen, daß Göttrik zu einem Platz gekommen wäre, der Sliesthorp genannt würde und in dem Grenzgebiet zwischen seinem Reich und dem Sachsengebiet lag. Mit denselben Worten fast berichten die Annalen für das Jahr 808 seine Ankunft in Sliesthorp, nur daß bei dieser zweiten Erwähnung an Stelle der alten Bezeichnung Platz (locus) die Kennzeichnung des Ortes als Hafen (portus) eintritt. Vielleicht verbirgt sich auch hinter diesem Wechsel in der Bezeichnung die veränderte Bedeutung, die diese Siedlung an der Schlei durch die Maßnahme Göttriks bekam. Wo der Platz gelegen hat, war lange Zeit unklar. Die einen suchen ihn in Schleswig, andere wieder in der Nähe des großen Halbkreiswalles, etwa in der Gegend der Haddebyer Kirche. Nun haben sich auf diesem Gelände bisher keine Spuren einer bis in die Zeit um 800 zurückgehenden Ansiedlung finden lassen. Alle die Funde, die aus dem Stadtgebiet von Schleswig stammen, gehören frühestens in das 12. Jahrhundert oder die Zeit um 1100, in die Epoche also, in der der Dombau uns die Verschiebung der politischen und wohl auch wirtschaftlichen Macht vom Südufer der Schlei, dem Platz des alten Haithabu, nach dem Norden, der Stelle der heutigen Stadt Schleswig, angibt. In der Nähe der Haddebyer Kirche sind bisher überhaupt keine Siedlungsreste gefunden, die die Annahme, das alte Sliesthorp hätte hier gelegen, rechtfertigen könnten. Wohl aber besitzen wir aus den reichen Funden, die die Untersuchungen im Halbkreiswall bisher geliefert haben, eine Anzahl von Stücken, die in die Zeit um 800 bzw. in die erste Hälfte des 9. Jahrhunderts zurückreichen. Es handelt sich dabei in der Hauptsache um eingeführte Tonware, um Gefäße, die nach Form und Ornament sich als Erzeugnisse des deutschen Rheingebietes zu erkennen geben, Formen, die alle in die Zeit um 800 oder die ersten Jahrzehnte des 9. Jahrhunderts weisen. Das, was man diesen Funden als historisches Ergebnis entnehmen kann, ist die Erkenntnis, daß sich auf dem Platz, der vom Halbkreiswall umgeben ist, die Spuren einer Besiedlung in der Zeit um 800 finden. Darüber hinaus handelt es sich bei diesem Ort nicht um eine einfache, bäuerliche Siedlung, die ein abgeschiedenes Leben führte, sondern um einen Ort, der in die weitreichenden Handelsverbindungen jener Zeit einbezogen war, und diese Handelsbeziehungen, die, soweit wir bisher sagen können, im wesentlichen nach Westen, nach dem Rheingebiet und nach den friesischen Teilen Hollands gingen, haben auch ihren Niederschlag in der Tonware gefunden. So kommt man also zu der Erkenntnis, daß in den ersten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts am Haddebyer Noor eine Siedlung bestanden hat, die kaufmännische Beziehungen nach dem Westen unterhielt, während wir derartige Plätze sonst an keiner anderen Stelle des Schleigebietes kennen. Die Siedlung in der Zeit Sliesthorps muß also hier an derselben Stelle gelegen haben, an der im Ausgang des 9. Jahrhunderts und zu Beginn des 10. Jahrhunderts Haithabu lag. Die Bezeichnung Sliesthorp findet sich nur in der ältesten Zeit wieder, sie wird später ersetzt durch den Namen Sliaswic, der ja heute noch fortlebt. Man hat geglaubt, diesen Übergang des einen Namens in einen anderen mit einem Wechsel in der Lage erklären zu müssen, doch ist das keineswegs notwendig. Die erste Silbe ist in beiden Namensformen die gleiche und weist auf die Schlei. Das -torp des älteren Namens ist dasselbe wie unser deutsches Dorf, und die Übersetzung dieses Wortes wird im Lateinischen durch vicus wiedergegeben, so daß der Name

Sliaswic nichts als eine teilweise Übersetzung ins Lateinische war. Die Sitte, Ortsnamen mit dieser Nachsilbe zu bezeichnen, finden wir gerade im westlichen Kreis sehr viel, wenn man an Quentowic, den berühmten karolingischen Ausfuhrhafen nach England, oder auch an Bardowic und ähnliche Namen denkt. Es besteht auch noch die Möglichkeit, die Zusammensetzung des Namens mit -wic zu erklären aus der Lage an einer Bucht, denn wic bedeutet im Norden die Bucht, wie es ja heute auch noch viele Ortsnamen dieser Art gibt, die den Namen sicher oft einer solchen Lage verdanken. Trotzdem scheint es aber hier so zu sein, daß das -wic auf das lateinische vicus zurückgeht, denn ein angelsächsischer Chronist Ethelwert, der um die Mitte des 10. Jahrhunderts lebte, sagt ausdrücklich, daß der Name Schleswig der sächsischen Ausdrucksweise, der Name Haithabu aber der wikingisch-dänischen entspräche. So spiegelt sich in dieser Namensveränderung wahrscheinlich kein Wechsel in der Lage des Ortes wider, wie ja auch bei dem späteren Übergang von Sliaswic zu Haithabu keine Änderung des Platzes nachweisbar ist. Bedingt ist dieser Doppelname durch die Tatsache, daß Haithabu auf der Grenze zwischen zwei verschiedenen germanischen Stämmen lag, von denen jeder einen Anteil an der Besiedlung der Stadt hatte. Wenn nun das Sliesthorp der Jahre 804 und 808 im Halbkreiswall gelegen hat, dann kann der Wall, den Göttrik im Jahre 808 bauen ließ, nur mit dem Kograben zusammenfallen. Es handelt sich hierbei um eine schnurgerade Befestigungslinie, die aus einem Wall und einem südlich davorliegenden Graben besteht (Abb. 35, 36). Diese Linie geht von der Südspitze des Selker Noors in gerader Richtung nach Westen bis in die Gegend der großen Senke an der Rheider Au (Plan 1). Es ist ein Werk, das eine einheitliche Planung voraussetzt und das in einem Stück gebaut worden sein muß. Der Zug dieses Walles hatte den neugegründeten Platz am Haddebyer Noor in den gegen Süden gesicherten Raum einbezogen, und darauf kam es ja Göttrik im wesentlichen an, so daß wir also den Kograben als das wahrscheinlich älteste Bauglied im ganzen Danewerksystem erkennen können. Als Göttrik im Jahre 810 ermordet war, herrschten unklare Verhältnisse in seinem Reich, die gekennzeichnet sind durch Kämpfe um den Thron und die einen ganz wechselvollen Ausgang nahmen. So wissen wir von der politischen Lage, die damals im jütischen Teil des dänischen Reiches herrschte, wenig. Erst als im Jahre 849 Ansgar zum zweiten Male nach dem Norden ging, da sehen wir wieder Haithabu in der Hand des dänischen König Horich. Ob Ansgar, der Apostel des Nordens, bei seiner ersten Reise im Jahre 826, die er in Begleitung eines dänischen Prinzen und Anwärters auf den Königsthron, Harald, unternahm, wirklich nach Haithabu gekommen ist, und od bie Schule, die er für Kleriker einrichtete, tatsächlich in Haithabu lag, oder ob sie etwa an der Südküste der deutschen Bucht gelegen hat, ist schwer zu entscheiden. Sicher aber war er im Jahre 849 in Haithabu. Bei der Gelegenheit erfahren wir auch etwas über die politischen Verhältnisse und sehen an der Spitze dieses Reiches den König Horich. Schon bald verließ Ansgar wieder die Stadt, in der er damals eine Kirche erbaut hatte und ging nach Birka. Nach der Ermordung des älteren Horich folgte ihm Horich II., der einen Teil seines Landes an einen Wikinger namens Rorik abtrat. Dieser Rorik hatte Friesland mit dem Hauptsitz Dorestad zu Lehen und scheint im Jahre 857 den Versuch gemacht zu haben, sich neben diesem Lehen ein weiteres Gebiet zu sichern, das er als Rückzugsmöglichkeit betrachtete. Die Fuldauer Annalen überliefern uns diese Stelle für das Jahr 857, und sie sagen von dem Gebiet, das Rorik damals von Harald erhielt, es habe zwischen der Eider und dem Meere gelegen. Darin haben wir wohl kaum eine Abtretung des Haithabureiches an den Lehnsmann in Dorestad zu sehen, sondern wahrscheinlich die Abtretung eines Teiles von Nordfriesland und möglicherweise den Beginn der Frieseneinwanderung, wie schon oben gezeigt wurde. Auch die darauf folgenden Jahrzehnte sind in ihren politischen Verhältnissen sehr unklar. Es ist noch nicht einmal möglich, die Namen der Herrscher und ihr Verhältnis zueinander mit Sicherheit zu erkennen. Da trat in den letzten Jahren des 9. Jahrhunderts ein Ereignis von weittragender Bedeutung ein, es war die Festsetzung der schwedischen Macht im Schleigebiet unter dem König Olaf. Ob die ältere Siedlung am Haddebyer Noor zur Zeit Göttriks und zur Zeit Ansgars befestigt war oder nicht, wissen wir nicht. Wir kennen auch ihren Umfang nicht, was bei dem geringen Ausmaß der bisherigen Grabungen auch nicht verwunderlich ist. Es wäre wohl denkbar, daß diese ältere Siedlung des 9. Jahrhunderts unbefestigt war, und daß der Kograben die Funktion eines Schutzes nach Süden übernahm, während der Schutz nach See ja durch eine Flotte des Dänenkönigs gewährleistet war.

Die schwedische Herrschaft in Haithabu.

Während das 9. Jahrhundert gekennzeichnet ist durch die Zugehörigkeit der Stadt zum dänischen Gebiet und durch die starken, von Südwesten her eindringenden Strömungen, tritt in den letzten Jahren des 9. Jahrhunderts eine Änderung ein. Es setzt sich ein schwedisches Königsgeschlecht unter Olaf in Mittelschleswig fest und gründet ein schwedisches Kolonialreich mit dem Hauptsitz in Haithabu. Vielleicht war es die allgemeine politische Lage, die ein solches schwedisches Vordringen nach dem Südwesten hin begünstigte, denn 892 war das große dänische Heer bei Löwen an der Dyle vernichtend geschlagen worden. Dadurch war die Widerstandskraft Dänemarks mindestens für einige Zeit geschwächt, und es ist vielleicht kein Zufall, daß sich schwedische Wikinger diesen Zeitpunkt äußerer Ohnmacht zunutze machten, um einen der wichtigen Handelswege jener Zeit in ihre Hand zu bekommen. Dieses weite Ausgreifen der Schweden im 9. Jahrhundert steht nicht vereinzelt da. Um die Mitte oder wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts beginnt die große östliche Kolonisation, die zu einer Einbeziehung großer Teile Rußlands in den schwedischen Kreis führte. In den 60er Jahren des 9. Jahrhunderts erfolgt der große schwedische Vorstoß, der dann zur Gründung des russischen Reiches mit der Hauptstadt Nowgorod und zur Gründung einer kleinen Herrschaft in Kiew führte (Abb. 14). Wenige Jahrzehnte später, also kurz vor dem Eindringen der Schweden nach Schleswig, stößt das schwedische Wikingergeschlecht von Nowgorod nach Süden vor und bezieht Kiew in seine Machtsphäre ein, so daß um diese Zeit eine territoriale Einigung zwischen dem Norden und dem südrussischen Reiche unter wikingischer Führung entsteht. Das hauptsächliche Ergebnis dieses großen Vorstoßes war die Besetzung der russischen Stromgebiete, die ja die von der Natur gegebenen Wege nach dem Süden bildeten. Hier in Rußland war es zu einem guten Teil die verkehrspolitische Lage, die zur Ausformung einer staatlichen Einheit geführt hat. Hinter den schwedischen Eroberungen steht wohl der Plan, die Verkehrswege in eigene Hand zu bekommen. In diese Zeit großer schwedischer Ausdehnung, die nicht erst mit der Wikingerzeit beginnt, sondern schon in der ausgehenden Völkerwanderungszeit zur Anlegung von Kolonien im Südost-Baltikum führte, gehört nun auch der schwedische Vorstoß nach dem Südwesten in den letzten Jahren des 9. Jahrhunderts. Hier schuf sich ein schwedisches Königsgeschlecht ein kleines Herrschaftsgebiet, und dieses Reich war nicht nur auf Mittelschleswig beschränkt, sondern, wie uns ein Runenstein vom südlichen Teil der dänischen Inseln berichtet, auch auf dieses Gebiet ausgedehnt. Es ist das Reich der Südschweden, das hier kurz vor 900 entsteht. Der Begründer der schwedischen Königsherrschaft in Haithabu war Olaf. Ihm folgten seine beiden Söhne Gyrd und Knuba. Von ihnen kennen wir nur Knuba etwas näher. Er hatte Asfrid, eine Frau aus dem dänischen Häuptlingsgeschlecht der Odinkare, das in der Gegend von Ripen beheimatet war, geheiratet. Vielleicht deutet sich darin der Versuch an, durch die Verbindung mit einem eingesessenen Geschlecht die Eroberung zu stützen. Ihn und seine Frau Asfrid kennen wir aus den beiden Runensteinen, die für Sigtrygg, den Sohn aus dieser Ehe, gesetzt wurden. Für die 40 bis 50 Jahre schwedischer Herrschaft haben wir nicht nur die Nachricht Adams von Bremen und die inschriftliche Bestätigung seiner Angaben auf den beiden Runensteinen, sondern auch manche anderen Denkmäler. Von den Funden soll später gesprochen werden. Es scheint sich in dieser Zeit eine systematische Besiedlung des Landes von Mittelschweden her angebahnt zu haben, denn wir finden eine Reihe von Ortsnamen, die mit der Silbe -by zusammengesetzt sind, während der erste Bestandteil einen Personennamen enthielt. Dieses Wort -by gehört zum Stamm unseres heutigen Wortes „bauen“ und bezeichnet eine Siedlung, und diese Sitte, Ortsnamen durch den Personennamen des Landbesitzers und das Anhängen einer Endsilbe -by

zu bilden, ist dem dänischen Gebiet durchaus fremd. Unter der Unmasse von Ortsnamen, die wir dort haben, findet sich dieser Typ fast gar nicht, wohl aber kennen wir ihn aus Mittelschweden, und von diesem Gebiet scheint er auch ausgegangen zu sein. Diese Namen greifen dann auf die Süddänischen Inseln über, auf das Gebiet also, aus dem wir durch einen Runenstein die Südschweden kennen, und gehen bis nach Schleswig weiter, wo sie zu beiden Seiten der Schlei verbreitet sind und außerhalb dieses Gebietes nicht vorkommen. Sie geben uns vielleicht am besten den Umfang des Schwedenreiches um Haithabu an. Wahrscheinlich sind sie von diesem Gebiet dann weiter nach England gekommen, wo wir Namen desselben Typs im Danelag, also in dem Gebiet, das um 890 um York erobert wird, wiederfinden.

Es ist auf den ersten Blick vielleicht zu gewagt, für diese frühe Zeit eine Sicherung eroberten Landes durch bäuerliche Kolonisation in fast modern anmutender Form anzunehmen, und doch muß man ganz sicher damit rechnen. Die Wikingerzeit ist ebensowenig wie die früheren Züge der Germanen oder die ostdeutsche Kolonisation des Mittelalters eine ausschließlich kriegerische Angelegenheit. Es ist zu einem Teil wenigstens das Suchen nach neuem Lebensraum, das ja auch die spätere europäische Geschichte kennt, wenn wir an die Auswanderungsbewegung denken.

Daß tatsächlich auch in der Wikingerzeit eine solche bäuerliche Kolonisation durchgeführt wurde, können wir sehr gut an dem nordrussischen Wikingerreich um Nowgorod sehen, wo Ortsname und Funde sie bezeugen.

Was an den Denkmälern im Gelände auf das Wirken dieses 40 Jahre herrschenden schwedischen Königsgeschlechts zurückzuführen ist, können wir heute noch nicht sicher sagen. Wenn die Siedlung des 9. Jahrhunderts unbefestigt war, so ergab sich sicher unter der Schwedenherrschaft die Notwendigkeit, den Platz zu befestigen, denn hier setzte sich ein landfremdes Geschlecht an der Schlei fest, das einen Schutz seiner Besitzungen besonders nötig hatte. Wenn der Kern des Halbkreiswalles (Abb. 71) vielleicht nicht bis in die Zeit Göttriks zurückgeht, so fängt er spätestens in der des Olaf-Geschlechtes an. Mehrfach hat man die Hochburg für den Königssitz dieses schwedischen Geschlechtes gehalten. Die Burg scheint aber für eine Königsburg zu groß zu sein und stellt wohl eher eine Fluchtburg dar, deren Beginn, wie schon gesagt, vielleicht bis in die Völkerwanderungszeit zurückreicht. Wo das Königsschloß dieses schwedischen Geschlechtes gelegen hat, wissen wir nicht. Wir können mit ihm vielleicht einen Ortsnamen verknüpfen, der in geringer Entfernung der Stadt auftaucht. Es ist das Dorf Husby, westlich von Schleswig. Diese Bezeichnung Husby ist im dänischen Gebiet sonst fast fremd. Aus der näheren Umgebung kennen wir diesen Ortsnamen nur noch einmal südlich von Flensburg. Der Name bezeichnet in Schweden die dem König gehörenden Höfe. Es ist also schwedisches Königsgut, was so genannt wird, und da der Name sonst in unserem Gebiet nicht auftaucht und in räumlichem Zusammenhang mit Haithabu gestanden haben kann, so wird man darin am ehesten einen solchen Königshof sehen, der dem Geschlecht Olafs gehörte. In dieser Zeit beginnt. wie es scheint, die Blüte der Stadt, denn, soweit die Funde einen Schluß zulassen, hat sie den Höhepunkt ihrer Bedeutung um 900 und in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts erreicht. Die Vorgänge, die zum Sturz der schwedischen Herrschaft führten, sind sehr dunkel. Eingeleitet wurde er durch ein Ereignis, das für die politische Geschichte des Gebietes von größter Bedeutung war.

Haithabu wird deutsche Nordmark.

Im Jahre 934 drang Heinrich I. mit dem Beinamen der Vogler nach dem Norden vor. Adam von Bremen berichtet über diesen Zug, daß er den damaligen Dänenkönig Vurm unterwarf und „als Sieger bei Schleswig, welches jetzt Heidiba genannt wird, die Grenzen seines Reiches festlegte, dort einen Markgrafen einsetzte und eine sächsische Kolonie anlegte“. In diesem Jahre vollzog sich also eine staatsrechtliche Veränderung größten Ausmaßes. Während Haithabu im 9. Jahrhundert in den dänischen und am Beginn des 10. Jahrhunderts in den schwedischen Kreis, also in der ganzen bisherigen Zeit in das nordgermanische Gebiet, gehörte, wurde es im Jahre 934 aus diesem Verband herausgelöst und als Nordmark dem deutschen Reiche eingegliedert. Welche Absicht Heinrich I. mit dieser Eroberung verfolgt hat, können wir heute nicht mehr sagen. Vielleicht war es ihm nur darum zu tun, durch die Besetzung dieses wikingischen Ausfallstores nach dem Südwesten die Wikingerzüge, die das Küstengebiet seines Reiches so schwer schädigten, zu erschweren. Vielleicht aber können wir darin auch einen Drang zur Ostsee erkennen, den Versuch, dem Deutschtum den Weg an das Ostseebecken frei zu machen. Er unterwarf den König Knuba und bekehrte ihn zum Christentum, so daß mit der Eingliederung in das deutsche Reich die Christianisierung des Gebietes um Schleswig verbunden ist. Heinrich ließ das Geschlecht Olafs weiter im Besitze Haithabus. Erst in den nächsten Jahren scheint es einem Vorstoß der Dänen von Norden erlegen zu sein. Wann das geschah, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, es muß aber schon bald nach der Unterwerfung durch Heinrich I. erfolgt sein. Vielleicht spiegeln sich diese Ereignisse in der Errichtung zweier Runensteine für den König Sigtrygg, den Sohn aus der Ehe Knubas mit Asfrid, wider. Der erste Runenstein, der von einem schwedischen Runenmeister geritzt ist, sagt: „Asfrid setzte dieses Denkmal für Sigtrygg, ihren und Knubas Sohn“. Der Stein ist, wie es scheint, zerstört und dann als Trittstein in der Furt von Wedelspang dicht südlich von Haithabu benutzt worden. Darauf setzte die Königin ihrem Sohn einen zweiten Stein (Abb. 47). Sie ließ ihn von einem dänischen Runenmeister in dänischen Runen ritzen. Er trägt folgende Inschrift: „Asfrid setzte dieses Denkmal, die Tochter Odinkars für Sigtrygg, ihren und Knubas Sohn“. Dieser zweite Stein ist nicht zerstört worden. Um ihn zu bewahren, scheint die Königin auf ihre dänische Herkunft hinzuweisen, durch die Angabe, daß sie aus dem Geschlecht Odinkars stammt und weiter durch die Benutzung dänischer Runenformen. Vielleicht hängt dieses Nebeneinander zweier Runensteine mit den politischen Verhältnissen zusammen, die nach der Eingliederung in das deutsche Reich eintraten. Die nächsten Jahrzehnte gehören zu den dunkelsten der Stadt. Ob sich hier ein dänisches Königsgeschlecht etwa unter Gorm festgesetzt hat, oder welche politischen Verhältnisse wir für diese Zeit annehmen müssen, ist durchaus unklar. Wir sehen nur, daß im Jahre 965 Otto I. durchaus die Vorstellung hatte, daß dieses Gebiet zu seinem Reich und zu seiner Einflußsphäre gehört, denn er erließ in diesem Jahre den Bistümern Schleswig, Ripen und Aarhus die Abgaben und befreite sie von der weltlichen Gerichtsbarkeit, ein Akt, der ja nur dann sinnvoll war, wenn tatsächlich eine gewisse Abhängigkeit dieses Gebietes vom deutschen Kaiser bestand. Man hat diesen Akt aus der Kaiseridee ableiten wollen, die ja dem Kaiser das Recht über alle noch nicht christlichen Gebiete gab, auch wenn er tatsächlich keinerlei politische Rechte in dem betreffenden Landesteil besaß. Spätere Ereignisse zeigen allerdings, daß doch ein gewisser Anspruch bestand und auch geltend gemacht wurde. Daß ein gewisser Druck auf das Haithabu-Reich ausgeübt wurde, ergibt sich aus der Nachricht Thietmars über einen Zug Ottos II. nach Schleswig in den siebziger Jahren des 10. Jahrhunderts. Der Kaiser zog damals gegen die aufrührerischen Dänen nach Schleswig. Dort hatten sie einen Graben zur Verteidigung ihres Reiches aufgeworfen

mit einem Tor, dessen Name Wiglesdor war. Diese Anlage verteidigten sie mit Waffengewalt, aber Heinrich griff auf den Rat des Markgrafen Bernhard und Heinrichs, des Onkels Thietmars, an und nahm diese Befestigung ein; dann errichtete er in dem Gebiet eine Burg. Hier wird ausdrücklich gesagt, daß die Dänen sich gegen den Kaiser empört hatten, und auch das ist nur denkbar, wenn sie in irgendeinem Abhängigkeitsverhältnis zu ihm standen. Dieser Kampf um das Danewerk hat eine Darstellung auch im nordischen Schrifttum gefunden. In der Saga Olaf Tryggvasons haben wir eine ausführliche Schilderung nicht nur des Danewerkes mit seinen Befestigungen, sondern auch des Kampfes.

Die Schlacht am Danewerk.

„Kaiser Otto zog ein großes Heer zusammen; er hatte Aufgebote aus Sachsen, Franken und Friesland, und auch aus dem Wendenlande folgte ihm König Burislav mit einer großen Schar. In dieser war auch Olaf Tryggvissohn, des Königs Schwiegersohn. Der Kaiser hatte eine große Reiterschar, doch war das Fußgängerheer bedeutend größer. Auch aus dem Holstenlande[1] hatte er ein mächtiges Heer. Der Dänenkönig Harald sandte da den Jarl Hakon mit dem Norwegerheer, das er mitgebracht hatte, nach Süden zum Danewerk, um das Land dort zu verteidigen. So heißt es in dem Gedicht Goldmangel:

Jetzt Kieltiere[2], kalte,
Kamen dort aus Nordland.
Weiser Landverwüster[3]
Wies nach Dän'mark diese.
Da hat den König Dän'marks
Dovres Fürst getroffen,
Holmfessel[4] -behelmter,
Hördalandes[5] Förd'rer.

Dacht' wohl Dunkelwaldes
Drost[6], milder[7], zur Frostzeit
Von Nord komm'nden Kämpens[8]
Kriegslob zu erproben.
Fehde-Wetter-Wates
Walter[9] er sandt zu halten
Vor Hagbard[10]-Zauns Hegern
Hier das Danewirke.

Kaiser Otto kam nun mit seinem Heere von Süden zum Danewerk, aber Jarl Hakon verteidigte mit seiner Mannschaft die Wälle der Befestigung. Die Anlage des Danewerkes war so: zwei Föhrden schnitten ins Land ein, an jeder Küste eine[11]. Zwischen den innersten Winkeln der beiden Föhrden aber hatten die Dänen einen Burgwall aus Steinen, Torf und Bauholz aufgeführt, und vorn an dessen Außenseite hatten sie einen breiten und tiefen Graben gezogen, endlich war vor jedem Burgtor ein Kastell errichtet. Da gab es eine gewaltige Schlacht. So heißt es in dem Gedichte Goldmangel:

Es bracht' wenig Wonne
Wehrhaft zu nah'n dem Heere[12],
Schritt auch hart zum Streite
Speerflug-Dammes Herr[13] dort:
Fries' mit Fehde-Odin[14]
Vor drang, Wend' und Franke
Von Süd. Meerhengsts Sattler[15]
Sie mannhaft angriff.

Hakon Jarl stellte an allen Burgtoren Heeresabteilungen auf, doch waren jene noch größer, die er auf dem Burgwall entlang ziehen ließ, um jeden Angriff, der dort gemacht wurde, abzuwehren. Da fielen gar viele aus dem Heere des Kaisers, und es gelang dessen Scharen nicht, die Burg zu stürmen. So kehrte denn der Kaiser um und machte keine weiteren Versuche zum Angriff mehr. So sagte der Dichter Einar Schalenklang in dem Gedichte Goldmangel:

Trieb die Schild' im Toben
Thridi-Flammens[16] zusammen
Speere-Spieles Volk[17] da.
Stritt fest Aares Mäster[18].
Da rannt' vor Sund-Renners
Rüster[19] stracks der Sachsen
Macht. Wohl Fürst den Wall[20] so
Wehrte mit dem Heere.

Nach dieser Schlacht ging Jarl Hakon wieder zu seinen Schiffen und gedachte nach Norwegen zurückzukehren, doch bekam er keinen Fahrwind. Da blieb er draußen vorm Limfjord liegen.“

[1] Holstein. [2] Schiffe. [3] Hakon Jarl. [4] Eigentlich die das Land umgebende Midgardsschlange, dann überhaupt „Schlange“. Der Schlangenhelm ist der Schreckenshelm. [5] Hardangers. Dessen Förderer: Jarl Hakon. [6] Dunkelwald ist der große Wald im Süden Jütlands. Dessen Drost (d. h. Herrscher, vgl. unser Landdrost): der Dänenkönig. [7] Freigebiger. [8] Hakon Jarls. [9] Fehdewetter = Kampf. Dessen Wat (d. h. Kleid): die Brünne. Deren Walter: Krieger, hier Jarl Hakon. [10] Ein Seekönig. Dessen Zaun der Schild. Die Heger des Schildes sind die feindlichen Krieger. [11] Eider- und Schleiföhrde. [12] Kaiser Ottos. [13] Jarl Hakon (der Damm des Speerflugs ist der Schild, dessen Herr der Jarl). [14] Dem deutschen Kaiser. [15] Jarl Hakon; Meerhengst das Schiff, dessen Sattler, d. h. Rüster, der über See gekommene Jarl. [16] Die Flamme Thridis (Odins): das Schwert, dessen Toben = Kampf. [17] Das Volk des Speer-Spieles (Kampfes) = Krieger. [18] Mit Leichen; der Krieger, hier Jarl Hakon. [19] Der Sund- (d. h. Meer-)Renner: das Schiff. Dessen Rüster: Seekönig, Krieger, hier Jarl Hakon. [20] Das Danewerk.

In der nordischen Fassung ist der Angriff auf das Gebiet erfolglos. Daß aber in der Tat Otto seine Oberhoheit wiederhergestellt hat, ergibt sich aus dem Bericht für das Jahr 983, wo von einem Zuge Bernhards gegen die Dänen berichtet wird. Damals brachen die ganzen Eroberungen der sächsischen Kaiser im Osten zusammen. Es war die Folge der verheerenden Niederlage in Italien, die die Macht Ottos fast vollkommen vernichtete, jedenfalls aber schwer erschütterte. Damals fielen die westlichen Slavengebiete ab, und auch das Dänentum benutzte die Gelegenheit, um sich vom Kaiser loszusagen. Es war vielleicht die günstigste Gelegenheit, um das Haithabureich, das ja mindestens eine Sonderstellung eingenommen hatte, dem dänischen Staat wieder einzugliedern. Dieses Ereignis fällt wohl in das Jahr 983. Es ist die Tat, auf die Harald, der Sohn Gorms, mit Stolz hinweist, wenn er in seinem Denkstein von Jellinge, der ja einen Rechenschaftsbericht seiner Taten enthält, darauf hinweist, daß er ganz Dänemark geeint hat (Abb. 21, 24). Damals im Jahre 983 ist also praktisch die Zeit der deutschen Herrschaft im Schleigebiet zu Ende gewesen. Rechtlich haben die deutschen Kaiser ihre Ansprüche auf dieses Gebiet noch nicht preisgegeben, denn im Jahre 984 wird die Urkunde Ottos I. von 965 erneuert, und erst Konrad II. hat im Jahre 1025 in aller Form auf die deutschen Ansprüche im Schlei- und Eidergebiet verzichtet. Diese fünfzig Jahre deutscher Herrschaft von 934 bis 983 gehören mit zur Blüte der Stadt. Wenn der Raum zwischen Schlei und Treene auch schon seit 808 wirtschaftlich und kulturell dem deutschen Einfluß erschlossen war, so war doch durch die staatsrechtliche Veränderung im 10. Jahrhundert ein solcher Einfluß Deutschlands im Norden viel gesicherter, und ein Teil der in den Funden erkennbaren Beeinflussung vom Westen her fällt sicher in diese Epoche. Ob die Zeit der deutschen Herrschaft im Gebiet des Danewerks irgendwelche Befestigungsbauten geschaffen hat, können wir heute nicht sagen. Mit dem von Heinrich I. eingesetzten Markgrafen hat man ja zum Teil auch die Hochburg nördlich von Haithabu in Zusammenhang gebracht, und daraus erklärt sich der Name Markgrafenburg, den diese Wehranlage bei vielen neueren Darstellern trägt. Aber hierfür gilt dasselbe, wie für die Verknüpfung der Hochburg mit dem Geschlechte Olafs. Mit größerer Wahrscheinlichkeit hat man die Thyraburg (Abb. 40) am alten, heute trockengelegten Danewerksee mit dem Burgenbau Ottos gleichgesetzt. Daß der Name der dänischen Königin Thyra, die im 10. Jahrhundert lebte, erst spät mit dieser Burganlage verknüpft ist, hat schon Sophus Müller überzeugend nachgewiesen. Der ganzen Bauart nach könnte es sich hier wohl um eine rein militärische Anlage handeln, deren kurze Benutzungszeit einem auffallenden Mangel an Funden entspricht. Daß die sächsische Kolonie, die unter Heinrich I. hier angelegt worden sein soll, tatsächlich vorhanden war, haben die Ausgrabungen ziemlich klar erkennen lassen, ob sie allerdings erst auf Heinrich I. zurückgeht oder schon früher anfing, kann man schwer sagen. Bei einer Weiterführung der Ausgrabungen wird es sicher möglich sein, diese Frage endgültig zu lösen. Das Jahr 983 bedeutet für die Geschichte Haithabus einen weiteren Wendepunkt, denn in diesem Jahre wurde es wieder in den nordgermanischen Kreis einbezogen.

Die Errichtung der dänischen Mark durch Heinrich I. im Jahre 934 und die Sicherung dieses Gebietes durch Otto II. hat trotz des offiziellen Verzichtes von 1025 doch einen tiefgreifenden Einfluß auch auf die spätere Geschichte gehabt.

Das Ende Haithabus.

Die nächsten Jahre brachten dem Dänenreich eine sehr wechselvolle Geschichte, denn nachdem Harald, der große Einiger des Reiches, von seinem Sohn vertrieben war, setzte sich abermals ein schwedisches Geschlecht in Dänemark fest und wurde erst durch Sven Gabelbart verdrängt. In diese Kämpfe, die in die Zeit nach der Rückkehr Svens aus England im Jahre 995 fallen, gehören vielleicht die beiden großen Runensteine, die für Mannen eines Königs Sven gesetzt wurden, die im Kampfe um Haithabu fielen. Der erste Runenstein stand zwischen zwei Grabhügeln auf dem Kreuzberg; es ist der Erikstein (Abb. 48). Der zweite Stein ist für Skartha gesetzt. Beide Steine erwähnten Sven, und der Erikstein spricht von einer Belagerung der Stadt. Man hat dieses Ereignis gleichgesetzt mit dem Kampf Svens um sein heimatliches Reich. Aber es ist fraglich, ob sich die Inschriften tatsächlich darauf beziehen und nicht erst auf ein späteres Ereignis anspielen. In der Mitte des 11. Jahrhunderts erfahren wir wieder von Kämpfen um die Stadt. Vielleicht war es der dänische König Sven Estridsen, dem wir diese Runendenkmäler verdanken. Mit Knud dem Großen wurde die Verbindung zwischen England und Dänemark durch die Personalunion hergestellt. Haithabu verlor allmählich an Bedeutung, denn es war jetzt nicht mehr das Zentrum politischer Macht, das es bis dahin gewesen war, sondern es wurde eine Siedlung ganz am Rande des dänischen Gebiets. Wann die Stadt untergegangen ist, berichten uns die Quellen nicht. Daß um das Jahr 1050 noch auf dem Friedhof bestattet worden ist, beweisen uns Münzen, die gelegentlich als Beigaben in den Gräbern auftauchen. In demselben Jahre wurde die Stadt durch einen Wikingerzug Harald Haardraades aus Norwegen völlig zerstört, ein Ereignis, von dem uns die Saga Haralds eine sehr lebendige Schilderung vermittelt. Adam von Bremen schrieb seine Bremer Kirchengeschichte um 1070 und erwähnt mehrfach Schleswig, „das jetzt Heidiba genannt wird", wie er sagte. Wenn aber um 1050 die Stadt am Südufer der Schlei noch bestanden hat, und Adam von Bremen um 1070 seine Kirchengeschichte schrieb, so ist kaum anzunehmen, daß eine Verlegung der Siedlung in diesen 20 Jahren vor sich gegangen wäre, denn Adam stützt sich zum Teil auf gute Quellen, auf Angaben, die aus dem dänischen Königshause selbst stammen. Wenn in der Zeit seiner Tätigkeit eine Verlegung des Ortes vom Süd- auf das Nordufer erfolgt wäre, dann hätte er bei der vielfachen Erwähnung der Stadt, dieses Ereignis, das ihm nicht hätte unbekannt bleiben können, wo er den Norden doch aus eigener Anschauung kannte, berichtet. Für das Jahr 1134 kennen wir am Nordufer der Schlei den Petridom als fertiges Bauwerk. Der damalige Steinbau, der wohl in engem Zusammenhang mit dem Steinbau des Domes in Ripen stand, muß in der Zeit zwischen 1100 und 1134 vielleicht auch schon in den letzten Jahrzehnten des 11. Jahrhunderts entstanden sein. In dem Dombau am Nordufer der Schlei gibt sich die Verschiebung des wirtschaftlichen und politischen Machtzentrums vom Südufer nach dem Nordufer zu erkennen. So wird man in der Zeit zwischen 1070 und 1134 etwa die Umsiedlung der Stadt annehmen müssen. In welcher Weise sie erfolgte, ist schwer zu sagen. Die ältere Annahme, Schleswig wäre gleichaltrig oder älter als Haithabu und wäre dann nur für eine kurze Zeit von etwa 100 Jahren in seiner Bedeutung durch die Neugründung am Südufer verdrängt worden, läßt sich nicht beweisen. Bei den Fundamentierungsarbeiten für den Dom fand man in den tiefen Schichten Scherben und ein Knochenring-Bruchstück, das eine Verzierung trägt. Sowohl die Scherben wie die Ornamente weisen auf das beginnende 12. Jahrhundert, auf die Zeit also, in der wir den Dom schon haben. Als im Jahre 1935 auf dem Marktplatz in Schleswig Kanalisationsarbeiten vorgenommen wurden, da war es möglich, bis auf den gewachsenen Boden vorzudringen, und es zeigte sich dabei, daß die unterste Schicht von Bauten, die wir an dieser Stelle beobachten konnten, bereits Steine verwendete und nach Ausweis der Scherben in die

gleiche Zeit gehört, wie die Funde unter dem Dom, nämlich in das 12. Jahrhundert. So ist nach allem, was wir bisher kennen, der Anfang der Siedlung am Nordufer, an der Stelle also, an der die heutige Stadt Schleswig liegt, nicht viel vor 1100 anzunehmen. Dieser Akt der Verlegung einer Stadt steht keineswegs einzigartig dar, so ist z. B. Lübeck von seiner alten Stelle auf die Traveinsel verlegt worden. Auch bei Elbing können wir eine ähnliche Verlagerung vom Gebiet des alten Truso am Drausensee an den heutigen Lageplatz annehmen. Auch Malmö ist, wie mir Herr Professor Rydbeck-Lund mitteilt, einmal verlegt worden. Es handelt sich bei der Verlegung von Handelsplätzen um einen Vorgang, den wir also im Mittelalter auch sonst belegen können.

Welche Gründe zur Verlegung der Stadt nach dem Nordufer führten, können wir nur ahnen. Vielleicht war es der größere Tiefgang der Schiffe oder die starke Gefährdung der Siedlung am Südufer durch die beginnenden Wendenstürme. Es ist auffallend, daß wir auch bei den anderen Stadtverlegungen, die, wie in Lübeck, durchaus in historisch erleuchtete Zeiten fallen, keine Gründe für diesen Vorgang kennen. Für Haithabu haben wir sonst keine weiteren Belege einer länger dauernden Besiedlung, nur die kleine Haddebyer Kirche ist in der Zeit, in der der Dom schon am Nordufer bestand, noch einmal umgebaut worden. Das Danewerk erfuhr in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts unter Waldemar dem Großen eine erneute Befestigung. Es entstand damals die große Ziegelmauer, die auch heute noch an einzelnen Stellen, namentlich in der Gegend des Roten Kruges, sichtbar ist. Es ist die sogenannte Waldemarsmauer (Abb. 39). Was in späteren Jahrhunderten an einzelnen Bauten im Halbkreiswall gelegentlich erwähnt wird, ist inzwischen längst verschwunden, ohne daß bisher nennenswerte Spuren davon entdeckt worden wären.

Das Danewerk im Deutsch-Dänischen Kriege 1864.

Die Landschaft zwischen Schlei und Treene bildet die kleine Landbrücke, über die durch die Jahrtausende hin die Beziehungen von Deutschland nach dem Norden und umgekehrt gegangen sind. Über dieses schmale Stück verliefen die Wege ebenso in der Steinzeit, wie im 19. Jahrhundert. Hier entschied sich das Schicksal der Nordmark nicht nur im 10. Jahrhundert, sondern sehr viel später noch einmal, nämlich 1864. Auch damals versuchten die Dänen, diese Stellung zu halten. Sie spielte in ihren strategischen Erwägungen eine große Rolle, und man ging in den 50er Jahren daran, die ganze Stellung auszubauen. So wurde der Wall des Danewerks, der heute zwischen dem Roten Krug und Kurburg so monumental wirkt, damals umgestaltet (Abb. 49) und der modernen Waffenwirkung angepaßt. Eine Anzahl von Schanzen entstand zum Teil direkt im Wall. Der Kograben blieb außerhalb der Befestigungsarbeiten. Bei den mannigfachen Veränderungen, die am Wall vorgenommen wurden, ergab sich eine Reihe von Aufschlüssen über den Bau des Walles, die damals gleich aufgezeichnet wurden und bis vor kurzem noch die Hauptquellen für unsere Kenntnisse des Aufbaues bilden. Der Halbkreiswall wurde auch in das Verteidigungssystem einbezogen, das die dänischen Pioniere 1858 in einer Zeit schufen, in der die Auseinandersetzung zwischen Dänemark und den deutschen Bundesstaaten unvermeidbar schien. Der halbkreisförmige Wall wurde auf der Außenseite steiler geböscht, und die Wallkrone diente der Aufnahme von Geschützen, deren Stellungen heute noch als Zeugen erneuter militärischer Verwendung der alten Befestigungsanlagen erhalten sind, und zwar hat man bei diesen Ausbauten vieles zerstört. Aber es gehört zum Wesen eines großartigen, mit genialem Blick für die örtlichen Gegebenheiten angelegten Verteidigungswerks, daß es modernisiert wird, so daß die alten Anlagen neueren Platz machen müssen. Wenn heute der mittlere Teil des Kograbens zur Anlage eines Flugplatzes ausgeebnet wurde, so trifft ihn das gleiche Schicksal und spricht nur für das Gleichbleiben geographischer Voraussetzungen der Kriegsführung auch bei grundsätzlich veränderter Waffenwirkung.

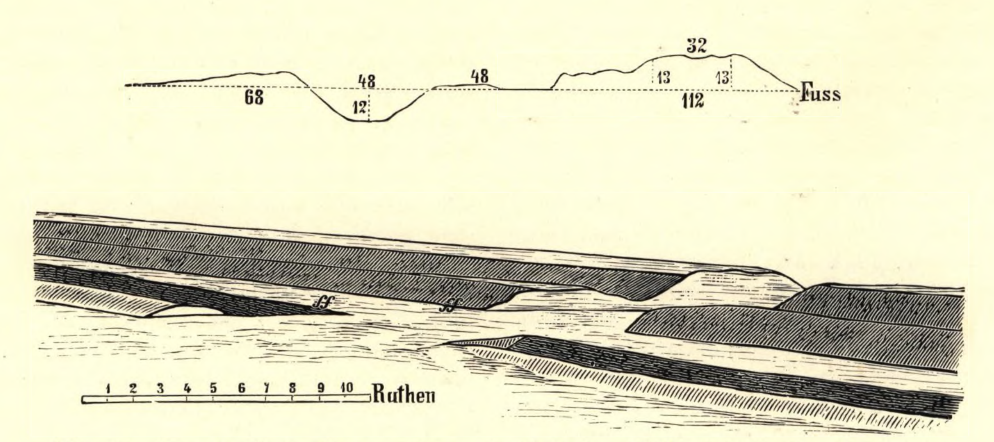


Abb. 49. Hauptwall des Danewerkes nach Zacharias Wolff (1722). Die Zeichnung gibt die Form des Danewerkes vor der Umgestaltung des Walles durch die dänischen Schanzarbeiten wieder.

Die Ausgrabungen.

Haithabu wurde als geschichtliches Problem zum ersten Male von Sophus Müller in vollem Umfange im Jahre 1897 erkannt, und seine Ausführungen in diesem Jahre veranlaßten den Beginn großer systematischer Grabungen auf dem Gebiet der alten Stadt. Schon in den 80er Jahren hatte das Museum vaterländischer Altertümer in Kiel an verschiedenen Denkmälern in der Umgebung Haithabus Untersuchungen durchgeführt und zwar vor allen Dingen an den Grabhügeln der Hochburg und an den zu den Runensteinen gehörigen Gräbern. Aber seit 1900 erstreckten sich diese Untersuchungen nicht nur auf die Grabanlagen, sondern griffen auf die Siedlungen selbst über und erschlossen in verhältnismäßig kurzer Zeit ein sehr reiches Material, das eine ganz neue Quellengrundlage bildete und das geschichtliche Bild von Haithabu im Laufe der Jahre vollkommen veränderte. Bis der Krieg im Jahre 1915 eine Unterbrechung der Arbeiten bedingte, wurde fast jedes Jahr gegraben, und zwar mit geringen Mitteln, wie sie damals eben für derartige Forschungen zur Verfügung standen. Eine kurze Grabung des Jahres 1921 ist wohl mehr als Abschluß der älteren Untersuchungen aufzufassen, als daß man sie als den Beginn einer neuen Untersuchungsreihe betrachten könnte. Im Jahre 1930 konnte nach langen Vorarbeiten mit der neuen Grabung begonnen werden. Otto Scheel hatte die historischen Quellen von Schleswig-Haithabu zusammengestellt und strebte nun eine Vergrößerung dieser Quellengrundlage für die mit Haithabu verknüpften Fragen durch eine großzügige Untersuchung der Befestigungsanlage zwischen Schlei und Treene an, nachdem die Vorarbeiten zu einem gewissen Abschluß gekommen waren. Die Ergebnisse der Untersuchungen über die geschriebenen Quellen und die Bedeutung für unsere Kenntnis von der Geschichte der Stadt faßte er in folgenden Sätzen zusammen: „Die kritische Untersuchung der überkommenen Nachrichten läßt nur wenig übrig, was historisch zuverlässig ist und die Bedeutung einer originalen wertvollen Mitteilung besitzt. Und auch dies ist so lückenhaft, daß es nicht einmal einen geschlossenen Rahmen liefert, geschweige denn uns gestattet, ein vollständiges Bild zu liefern."

Damit ist die Bedeutung der geschriebenen Nachrichten für unsere Kenntnis vom historischen Geschehen an der Schlei zur Wikingerzeit treffend umschrieben. „Wir erwarten," so heißt es in derselben Arbeit, „daß der Archaeologe die Fragen beantwortet, die wir Historiker mit den uns zur Verfügung stehenden Quellen nicht beantworten können." Es ist das Verdienst von Gustav Schwantes, tatkräftig an die Lösung dieser großen Forschungsaufgabe herangegangen zu sein, in einer Zeit, die solchen Arbeiten keineswegs immer verständnisvoll gegenüberstand. Er leitete die neue Untersuchung ein und gab ihr Ziel und Richtung. Er hatte auch die für eine so große Grabung notwendigen Vorbereitungen durchgeführt. Getragen wurde diese Grabung zum größten Teil von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und vom Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung. Daneben wurde die Untersuchung unterstützt durch den Oberpräsidenten der Provinz Schleswig-Holstein, den Kurator der Christian-Albrecht-Universität und in den ersten Jahren auch durch die Norag. Die wesentliche Aufgabe dieser neuen Grabung war, eine systematische Erforschung der Denkmäler einzuleiten und aus dem Stadium der tastenden Voruntersuchung herauszukommen und zu einer großen Planarbeit mit ganz bestimmter Zielsetzung vorzudringen. Die Mittel waren immer noch sehr bescheiden, und es mußte in jedem Jahre sehr stark gerechnet werden. So war es auch nicht möglich, innerhalb kurzer Zeit große Flächen der Gesamtanlage im Innenraum der Stadt abzudecken, was ja auch mit Rücksicht auf die große Ausdehnung der Siedlung nicht leicht durchzuführen war. Aus diesem Grunde war es eine Vorbedingung für den Beginn größerer Grabungen, zunächst einen Überblick über die allgemeinen Verhältnisse zu gewinnen, und das war nach der Lage der Dinge nur durch große



Abb. 50. Suchgraben des Jahres 1930 mit Erweiterung zur Freilegung des Hauses I/30 (von Westen).

Suchgräben möglich, die man quer durch die Stadt legte (Plan 3). So entstanden in den ersten fünf Jahren zwei Suchgräben (Abb. 50), der eine durchschnitt in ost-westlicher Richtung die Stadt, der andere verlief senkrecht dazu in nord-südlicher Richtung. Die Aufgaben dieser Untersuchung waren verschiedenartig. Noch vor Beginn der Grabung war von skandinavischer Seite aus die Ansicht vertreten worden, es handele sich bei der Stadt nicht um eine große, ständig bewohnte Siedlung, sondern um das Sommerlager von Kaufleuten, und demzufolge wäre auch die Innenfläche nicht ganz bebaut gewesen, sondern gäbe in der Hauptsache den Raum für das große, aus leichten Erdhütten oder Zelten gebaute Sommerlager an. Es war also eine der hauptsächlichsten Aufgaben der ersten Untersuchungen, festzustellen, wie weit sich die ständige Bebauung des Platzes erstreckte. Das konnte man auf dem großen Raum nur durch Suchgräben erreichen. Als sich dabei ergab, daß sowohl im Westen wie im Süden und Norden die Häuser bis an den Wallinnenfuß reichten, daß wir also mit einer ständigen Besiedlung des ganzen Innenraumes zu rechnen haben, da war eines der wichtigsten Probleme gelöst oder der Lösung doch wenigstens erheblich näher gebracht. Aber weiter sollten durch diese Suchgräben, und das war ihr hauptsächlicher Sinn, die Stellen ermittelt werden, an denen man mit geringen Mitteln und guter Aussicht auf Erfolg Flächen abdecken konnte, d. h. es sollte dadurch jene Stelle ausfindig gemacht werden, an der die Humusschicht eine möglichst geringe Mächtigkeit besaß, denn die Kenntnis der Bauten ist nach den uns augenblicklich zur Verfügung stehenden Methoden erst nach Abtragung der Humusdecke möglich. Bei größeren Flächen ist es deshalb von großer Bedeutung, ob man es an der Stelle mit einer Mächtigkeit des Humus von 20 cm oder von 1,5 m zu tun hat, denn zwischen diesen Grenzen schwankt die Dicke der Humusschicht im Innenraum der Stadt. Das Ziel jeder Grabung, die die Aufdeckung einer alten Siedlung zum Endzweck hat, sind große Flächengrabungen. Die ersten fünf Jahre waren wie gesagt zu einem großen Teil der Vorbereitung dieser Flächengrabungen gewidmet. Daneben aber war schon im Jahre 1931 eine Fläche (Abb. 51) von etwa 600 qm abgedeckt worden, um dadurch ein Bild über die Planung und die Organisationsform der Stadt zu gewinnen. Außerdem wurden in jedem Jahre kleinere Flächen untersucht, so daß schon in diesen fünf Jahren ein beträchtliches Material für die Frage des wikingischen Hausbaus und der Grabsitte in Haithabu zusammengekommen ist. Die Untersuchungen wurden vom Museum vorgeschichtlicher Altertümer in Kiel durchgeführt. Es standen dem Museum außer studentischen Hilfskräften Arbeiter zur Verfügung, die zum Teil von 1930 ab an den Untersuchungen teilnahmen.

Die Methode der Untersuchung war verschieden. Sie kann nie ein unveränderliches System bilden, sondern ist nur das Mittel zum Zweck und richtet sich nach den Voraussetzungen, die dafür vorhanden sind. Das Ziel ist die Gewinnung eines geschichtlichen Quellenmaterials, das von sehr verschiedener Art sein kann. So wird es immer die Aufgabe eines Grabungsleiters sein, die Methode nicht zu einem System erstarren zu lassen, sondern sie den jeweiligen Befunden im Gelände anzupassen und sie nach den großen Aufgaben auszurichten, die für die jeweiligen Jahresgrabungen gestellt werden. So wurde auch hier in Haithabu zunächst nicht nach



Abb. 51. Grabungsfläche des Jahres 1931. Die dunklen Flecke geben die einzelnen Bauten an (von Westen).

einer bestimmten Grabungsmethode gegraben, sondern es wurden mehrere geprüft und schließlich die bevorzugt, die den Verhältnissen des Geländes am besten angepaßt war und mit der das Ziel der Gewinnung eines guten Bildes am leichtesten erreicht werden konnte. So geschah die Abtragung des Bodens meistens in dünnen Schichten, die dann jeweils in 10 bis 20 cm Tiefenabstand gezeichnet und photographiert wurden und so ein Planmaterial ergaben, das wenigstens eine teilweise Rekonstruktion der Bauten ermöglichte. Es ist eine mühsame Arbeit, tagelang die Befunde im Boden genauestens aufzumessen und sie in einen Plan einzutragen, und manchem der Besucher, die in großer Zahl zur Grabung kamen, mag es als ein überflüssiger Zeitvertreib erschienen sein, wenn er diese Arbeit sah. Sie ist aber eine innere Notwendigkeit, denn es ist das Verhängnis der prähistorischen Forschung, daß sie ihre Quellen, die sie gewinnt, wenigstens zu einem Teil selbst zerstören muß, und so bildet die Festlegung des Tatbestandes bei der Ausgrabung die einzige Quelle, und da ist es selbstverständlich, daß die Sicherung dieser Quellen mit allen Mitteln der modernen Technik durchgeführt werden muß; denn das, was der Spaten erforschte, ist für alle Zeiten vernichtet. Von der Güte der Beobachtungen und Aufnahmen hängt für die ganze Zukunft die Ausdeutung dieses Befundes ab.

Etwas leichter war unsere Aufgabe dort, wo wir es nicht nur mit bescheidenen Verfärbungsspuren im hellen Sande zu tun haben, sondern wo die Holzreste der Häuser selbst erhalten waren (Abb. 52). Einmal konnte das dort der Fall sein, wo bei verbrannten Häusern die Holzreste in verkohltem Zustande erhalten sind. Zum andern hatte der hohe Grundwasserstand in den tiefer gelegenen Teilen der Stadt die Holzreste ausgezeichnet bewahrt. Hier war es also möglich, den Unterbau der Häuser selbst zu studieren. Eine solche Untersuchung stellt natürlich andere Aufgaben und verlangt andere Methoden, zu deren Ausbau jede neue Grabung ein gutes Stück beiträgt. Oft sind es technische Dinge,



Abb. 52. Grabungsfläche des Jahres 1935 (von Westen).

wie Entwässerung oder zweckmäßige Erdbewegung, die den äußeren Verlauf einer solchen Grabung beeinflussen; über allem aber steht das Ziel einer möglichst sorgfältigen und den Problemen gerecht werdenden Untersuchung der Vorzeitreste.

Diese Befunde geben aber ein sehr viel sichereres Bild von den Einzelheiten des Hausbaues als es Grabungen in Gebieten vermitteln können, die nur Verfärbungsreste von Häusern bewahrt haben. Die Rekonstruktion der Hausbauten wird, wenn sie Anspruch auf möglichst große historische Treue erheben soll, von derartigen Befunden ausgehen müssen. Die oft gemachten Versuche, aus Pfostenlöchern Häuser zu rekonstruieren, werden in den meisten Fällen nur vage Möglichkeiten darstellen, wie es durch die eng gezogenen Erkenntnisgrenzen bei solchen Untersuchungen bedingt ist.

Das sind die Grundsätze, die eine Arbeit leiten müssen, wenn ihr nicht der Vorwurf gemacht werden soll, daß sie die Denkmäler der nationalen Geschichte vernichtet. Jede einzelne Jahresgrabung, die inzwischen durchgeführt worden ist, stand unter einem bestimmten Zeichen. Jede wurde aus einer ganz bestimmten Problemstellung heraus unternommen und nicht etwa aufs Geratewohl durchgeführt. Daß bei einer großen Stadt wie Haithabu die Probleme, die der Forschung gestellt sind, sehr zahlreich sind, ist wohl verständlich. Die Auswahl der Probleme, deren Klärung durch die jeweilige Grabung angestrebt war, ist die Aufgabe dessen, der die wissenschaftliche Leitung einer solchen Grabung hat. Es wird immer Leute geben, die andere Probleme für wichtiger halten und ihre Lösung in den Vordergrund gestellt zu sehen wünschen. Die Entscheidung über diese Fragen ist an die einzelne Persönlichkeit gebunden. So war es auch in den ersten Grabungsjahren in Haithabu, und so wird es bei jeder ähnlichen Problemgrabung, bei der es sich also nicht um die Rettung gefährdeter Altertümer, sondern um die Klärung großer Fragen unserer nationalen Vorzeit handelt, sein.

Der Hausbau.

Ein wichtiges Ergebnis der neuen Untersuchungen war die Feststellung, daß sich in Haithabu sehr gute Aufschlüsse über den Wohnbau des germanischen Nordens im 9. und 10. Jahrhundert gewinnen lassen. Fast der ganze Innenraum der Stadt war dicht bebaut, so daß bei den beiden großen Suchgräben, die durch das Innere gelegt wurden, eine große Anzahl von Häusern angeschnitten wurde. Es konnten bisher nur verhältnismäßig wenig Bauten untersucht werden, aber auch diese wenigen Bauten vermitteln uns schon ein ganz ausgezeichnetes Bild von den Haustypen, die hier geherrscht haben. Die Bedingungen, die für die Erkenntnis der Häuser im Boden vorhanden sind, sind keineswegs im ganzen Siedlungsgebiet der Stadt gleichartig. Der Boden, auf dem die Stadt lag, ist nicht eben. Er fällt von 15 m über dem Meeresspiegel bis zum Wasserspiegel der Schlei ab. Dort, wo die Häuser auf dem trockenen Boden in den hohen Partien der Stadt liegen, sind alle Holzreste weitgehend zerstört, das Holz hat sich nur in Form dunkler Verfärbungen im hellen Sandboden erhalten (Abb. 53). Diese Verfärbungen sind oft sehr scharf und klar zu erkennen und genügen vollauf, um uns die Grundrißgestaltung der Wohnhäuser vor Augen zu führen (Abb. 54). Für die Frage nach der Art der aufgehenden Teile lassen sich dagegen bei diesen Bauten nur vermutungsweise Feststellungen treffen. Dort aber, wo der Siedlungsboden der Stadt tief liegt, und wo der Grundwasserspiegel bis dicht an die Oberfläche reicht, war ein solches Bauen, wie es auf den trockenen Gebieten üblich war, unmöglich. Hier konnte man nicht, wie in den höheren Teilen, Grubenwohnungen anlegen, sondern mußte zu ebener Erde siedeln. Alle diejenigen Teile der Hauswände, die zur Erreichung einer größeren Stabilität in den Boden eingerammt wurden, haben sich unter dem Einfluß des hohen Grundwasserstandes ausgezeichnet erhalten. Dazu kamen, wie es scheint, kleinere Bewegungen der Küste, die auch die ursprünglich bewohnten Teile in den Bereich des Grundwassers zogen, so daß der Boden aufgehöht werden mußte, und eine zweite Siedlungsschicht über der älteren ersten entstand. Hier in den tiefen Teilen der Stadt haben sich die Hauswände teilweise noch bis zu einer Höhe von 50 cm erhalten. Dort stehen noch die Pfosten und die großen Bohlen im Boden, die den untersten Teil der ursprünglichen Wände bildeten. In diesem Gebiet haben wir für die Erkenntnis des Hausbaues ein Material von ganz großer Bedeutung, weil alle die Schlüsse, die auf die Form der Bauten gehen, hier eine sehr viel gesichertere Quellengrundlage haben, als in den höheren Teilen der Stadt, und doch bleibt



Abb. 53. Im Vordergrund Haus II/31, dahinter das Kammergrab IV/31 (von Westen).



Abb. 54. Dreifache Hausüberschneidung bei dem Haus I/30 (von Osten).

auch unter solchen besonders glücklichen Verhältnissen eine ganze Reihe von Fragen offen, die nur durch Hypothesen beantwortet werden können.

Auch für die Holzbearbeitung kann man an diesem Material gute Beobachtungen machen. Die Bohlen — Pfosten treten auffallend stark zurück — sind alle aus Stämmen herausgeschlagen. Es entstanden beim Aufteilen eines Stammes also sektorenförmige Bohlen, bei denen dann die scharfe Kante entfernt wurde. Dieses Material war sehr widerstandsfähig, weil die Bretter alle in der natürlichen Holzstruktur gespalten sind. Spuren einer Bearbeitung durch die Säge fehlen beim Holz. Die Verbindung der Bretter untereinander ist verschieden. Eingezapfte Bohlen mit Holzdübeln treten bei den Brunnen auf. Die Dübellöcher sind sehr sorgfältig gebohrt und setzen einen Drillbohrer voraus. Gelegentlich kann man auf den Brettern noch die vorgerissenen Marken erkennen, die der Zimmermann dort angebracht hat.

Bei den Bauten lassen sich alle auch heute noch bekannten Holzverbände nachweisen.

Wie die Bodenverhältnisse so sind auch die Haustypen ganz verschieden. In den höheren Teilen der Stadt herrscht ein Haustyp vor, bei dem man den Boden 30—200 cm eintiefte, an die Ecken starke Holzpfähle setzte und in der Mitte der Schmalseiten des Hauses sehr starke Gruben aushob, die nur der Aufnahme ganz großer Pfosten gedient haben können. Der Wohnboden dieser Häuser lag also unter der Erdoberfläche der Stadt, und die Bewohner mußten in eine Art von Kellerwohnung hineinsteigen. Daß es sich hierbei nicht etwa um Keller, sondern tatsächlich um Wohnräume handelt, bezeugen die Herde, die dort in den untersten Teilen der Häuser festzustellen waren. Es handelt sich dabei in der Tat um Häuser, die zu Wohnzwecken aufgebaut wurden. Die Größe dieser Bauten ist sehr gering. Die Schmalseiten betragen etwa 3, die Längsseiten 4 m. Häuser, die eine Grundfläche von 4×5 m einnahmen, gehören schon zu den größeren Bauten. Daß eine Innenteilung dieser Häuser nicht in Frage kam, ist leicht erklärlich. Zur besseren Platzaus-

nutzung hat man die Herde nicht in die Mitte der an sich schon kleinen Räume gelegt, sondern hat sie in eine Ecke gebaut. Sie bestehen aus zusammengelegten Feldsteinen, die eine mehr oder weniger glatte Oberfläche zeigen. Oft hat man zur Aufnahme der Feldsteine eine Lehmschicht hingelegt und in diese Schicht die Steine gebettet. Die an die Wand stoßenden Teile dieser Herde sind zum Teil dadurch etwas gesichert, daß die Randsteine höher liegen als die eigentlichen Kochplatten. Es sind also offene Herde, deren Rauch den Wohnraum erfüllte und wohl durch eine Öffnung im Dach abgezogen ist. Wo die Eingänge für diese Häuser lagen, läßt sich noch nicht erkennen. Vielleicht bringen Untersuchungen in den tieferliegenden Teilen der Stadt dafür ein besseres Material bei. Auch die Frage, ob diese Räume durch Fenster erhellt waren, ist vorläufig noch nicht zu beantworten. Über die Art des Daches kann man auf Grund der bisherigen Untersuchungen nur wenig aussagen. Nur das, was sich aus der Grundrißgestaltung schließen läßt, wissen wir vorläufig; dabei ist es auffallend, daß fast alle Häuser mit rechteckigem Grundriß in der Mitte der Schmalseiten ganz besonders große Pfosten aufweisen. Diese Pfosten können sich nur so erklären, daß sie zur Befestigung der Firstpfette gedient haben, also des großen Firstbalkens, an dem sozusagen das Dach hing. Daraus würde sich als Form des Daches ein nicht abgewalmtes Giebeldach ergeben, also ein Satteldach. Für die Art der Bedeckung ist vielleicht ein Fund von Wichtigkeit, der in dem feuchten, tieferen Teile der Stadt gemacht wurde. Dort scheint bei der Untersuchung ein zusammengebrochenes Dach angeschnitten worden zu sein, bei dem man Reet zur Dachbedeckung benutzte. also ein Dach, wie es heute noch auf den Bauernhäusern der Umgegend üblich ist. Das, was an diesen Häusern auffallend ist, ist ihre geringe Größe. Das ist deshalb um so merkwürdiger, als der Norden in den davorliegenden Jahrhunderten schon große hallenartige Gehöfte ausgebildet hat, bei denen die Häuser gelegentlich eine Länge von dreißig und mehr Metern erreichen. Diese Erscheinung der kleinen Bauten ist aber nicht auf den wikingischen Kreis beschränkt, sondern wir haben im friesischen Gebiet an der holländischen Küste eine ganz ähnliche Entwicklung. Dort liegen aus dem älteren Teil der Eisenzeit im unteren Teil der künstlich aufgeschütteten Wohnhügel, der sogenannten Wurten, große Hallen, während die späteren Bauten, die nach Erhöhung der Wurten aufgeführt sind, zu diesen kleinen Haustypen gehören, wie wir sie aus Haithabu kennen. Auch im niedersächsischen Gebiet Nordost-Hannovers kann man diese kleine Bauweise für die Häuser des 9. und 10. Jahrhunderts feststellen. Aber nicht nur auf niederdeutsches Gebiet ist diese Art zu bauen beschränkt, sondern wir haben sie auch in der Gegend von Mannheim, wo aus der Zeit Haithabus eine karolingische Siedlung freigelegt wurde, deren Häuser in auffallender Weise mit denen Haithabus übereinstimmen. Auch hier haben wir kleine Grubenwohnungen mit Eckpfosten und ganz tiefen Mittelpfosten. Alles in allem ein vollkommenes Gegenstück zu den kleinen Häusern Haithabus. Aber nicht nur auf west- und nordgermanisches Gebiet ist dieser Zug, kleine Häuser zu bauen, beschränkt. Auf slavischem Gebiet, wo wir aus der vordeutschen Siedlung von Oppeln eine ganze Reihe schöner Hausgrundrisse kennen, findet sich dieselbe Bauweise ebenso wieder. Uns tritt hier anscheinend eine große Zeiterscheinung entgegen, deren Ursache in veränderten sozialen Grundlagen zu suchen sein wird, über die wir aber im einzelnen noch keine Klarheit haben. Das Auffallende ist, wie gesagt, daß es sich dabei nicht etwa um die anfängliche Form im Hausbau handelt, sondern daß schon die davorliegenden Jahrhunderte sehr viel größere Wohnbauten geliefert haben. Es wäre auch denkbar, daß wir es hier mit einer Gehöftbildung zu tun haben, bei der man einzelne kleine Häuser für jede Tätigkeit hatte, so ein Schlafhaus, ein Eßhaus und ein Kochhaus. Es wären das Verhältnisse, wie sie uns im Gebiet der isländischen Sagas und im mittelalterlichen, norwegischen Bauerntum noch entgegentreten. Dann hätten zu jedem Anwesen in Haithabu mehrere solcher Häuser gehört. Damit ist es vielleicht auch zu erklären, daß ein Teil der Häuser keine Herde hat, also kaum zum Wohnen eingerichtet gewesen sein kann. Vielleicht lassen sich diese herdlosen Bauten aber auch anders deuten. Wenn auch die Stadt in der Hauptsache eine feste Besiedlung trug, so ist doch mit einem starken Zuzug von Kaufleuten für die großen Messen, die wir wohl annehmen dürfen, zu rechnen. Zur Aufnahme dieser Kaufleute könnten die herdlosen Häuser als Gästewohnungen gedient haben. Wieviele einzelne Häuser zu solchen Gehöften gehört haben, wissen wir noch nicht und kennen auch ihre räumliche Anordnung nicht. Sollte sich das durch weitere Untersuchungen bestätigen, so hätten wir darin einen ausgezeichneten Hinweis auf die

Art der Entstehung dieser germanischen Großstadt, denn das würde bedeuten, daß sie aus einzelnen Höfen zusammengewachsen ist und nicht in unserem Sinne als eine Gründungsstadt zu betrachten wäre. Hinter diesen Fragen verbergen sich noch große Rätsel über die wirtschaftliche und soziale Organisation der Germanen im 9 .und 10. Jahrhundert. Sie werden endgültig zu klären sein, wenn größere Teile der großen germanischen Siedlungen in Haithabu und Birka freigelegt sind, und sich aus der Gesamtplanung ein Bild über die Ordnung in der Stadt ergibt. Vorläufig können wir diese Fragen nur als Probleme erkennen, ihre Lösung muß weiteren Untersuchungen vorbehalten bleiben. — Aber diese kleinen Bauten, die wir im oberen Teil der Stadt finden, sind keineswegs die einzigen, die wir kennen. Von den Häusern, die im tiefen Teil gelegen sind, und deren Größe wir durch die gut erhaltenen Holzreste sehr gut bestimmen können, sind einige, wie es scheint, viel größer. Im Jahre 1932 konnte ein Haus ausgegraben werden, das eine Schmalseite von 7 m hatte, während die Längsseite mindestens 9 m betrug, wahrscheinlich aber länger war. In diesem Gebäude tritt uns schon eine größere Anlage entgegen, bei der der Herd auch nicht wie bei den kleinen Häusern an der Ecke lag, sondern sich in der Mitte des Raumes befand. Sehr auffallend war an dieser Stelle der Bau der Wand. Bei den kleinen Häusern, die im oberen Teil der Stadt lagen, ist der Wandbau nur in ganz wenigen Fällen mit einiger Sicherheit zu ermitteln, dort nämlich, wo sich bei den verbrannten Häusern Lehmabdrücke mit Rutengeflecht erhalten haben. In diesen allerdings sehr seltenen Fällen kann man mit Wahrscheinlichkeit auf eine Art von Fachwerkbau schließen, bei dem die Zwischenräume zwischen den großen, senkrechten Pfosten mit Flechtwerk ausgefüllt waren, das dann von beiden Seiten her mit Lehm gedichtet wurde. Es ist eine Bauweise, die ja heute noch in vielen Gegenden Deutschlands lebt. Brannte ein solches Haus ab, so verziegelte unter der Einwirkung des Brandes der Wandlehm und bewahrte auf der Innenseite die Rutenabdrücke sehr gut. Eine andere Bauweise tritt uns bei einem im Jahre 1932 untersuchten Hause entgegen. Dort hatten sich die unteren Teile des Hauses, die durch Brand zerstört waren, in verkohltem Zustand erhalten. Während die tragenden Teile der Wand aus senkrecht in den Boden eingesetzten Pfosten bestanden, war die Wand aus waagerechten Brettern gebildet. Diese horizontalen Bretter waren durch Lehmbewurf nach außen hin und vielleicht auch nach innen hin abgedichtet. Als das Haus verbrannte, da bewahrte dieser zusammengebrochene Wandlehm auf der Innenseite die Längsfaserung des gespaltenen Holzes, während die Außenseite eine oberflächliche Glättung zeigt. Schwierig war nur die Entscheidung darüber, wie man den Lehm an einer glatten Hauswand hatte befestigen können. Aber dafür gab die Grabung des Jahres 1933, wo ein Haus mit ähnlicher Technik ausgegraben wurde, ein gutes Bild. Es zeigte sich nämlich bei dem ebenfalls verbrannten Hause, dessen Wandbretter zwar verkohlt, aber in ihrer gesamten Struktur noch gut zu erkennen waren, daß man in diese Bretter runde Löcher gebohrt hatte und den Lehm in diese Löcher hineingedrückt hatte, so daß er durch eine Art von Zapfen mit der Hauswand fest verbunden wurde. Auf diese Art haben wir uns wohl die Verbindung zwischen der konstruktiven Holzwand und der dichtenden Lehmschicht zu erklären. Nach allem, was sich bisher ergeben hat, waren die Bretter horizontal gelegt. Ganz vereinzelt erscheinen bei diesen Häusern auch Flechtwerkabdrücke in Lehm, die nur zur Ausfüllung kleiner Partien gedient haben können. Vielleicht handelt es sich dabei um Abdichtungen der Giebel, womit übereinstimmen würde, daß sie einmal an der Schmalseite des Hauses gefunden wurden. Sehr vielseitig stellt sich der Hausbau in den tieferliegenden Teilen der Stadt dar. Hier bestehen die tragenden Teile der Wand meistens aus senkrecht in den Boden eingerammten Bohlen, die als Spaltbohlen zu betrachten sind. Das Bild wird beherrscht durch die Vielgestaltigkeit der Bauweise. Heute können wir erst einige Arten hinreichend beschreiben, aber umfangreiche Grabungen werden in Zukunft das Bild noch stark erweitern. Zu den bestbekannten Bauweisen gehört eine Bauart, die wir als Stabbau bezeichnen (Abb. 55). Man hat dabei die Wandbohlen senkrecht in den Boden eingerammt und zwar so, daß sich die Schmalseiten berühren und daß also an der Außenseite eine glatte Wandfläche mit senkrechten Holzfugen entsteht (Abb. 56). Wie man diese Holzfugen abgedichtet hat, läßt sich noch nicht erkennen. Gelegentlich waren diese Bohlen auch so zusammengestellt, daß ein festes Gefüge entstand. Dann griffen die im Querschnitt dreieckigen Bretter mit der scharfen Kante in eine Nute auf der breiten Kante des nebenstehenden Brettes ein. Dadurch entstand eine sehr feste Verbindung innerhalb der

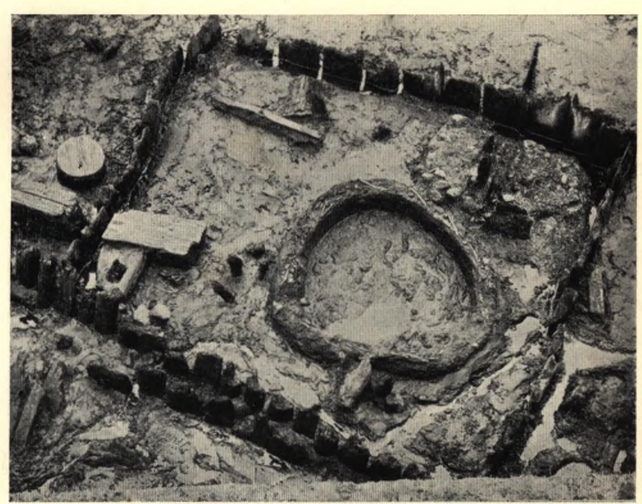


Abb. 55. Ansicht des Hauses I/35 (von Norden). Das Rund im Haus gehört nicht dazu.

Wand. Die Ecken wurden, zum Teil wenigstens, durch die Pfosten gebildet, die wohl gegen den vom Dach ausgeübten Schub teilweise mit Steinen nach außen hin umsetzt waren, um diesen Druck aufzufangen. Es befanden sich bei diesen Häusern in der Mitte der Schmalseiten keine großen Pfosten, die man für die Dachkonstruktion hätte in Anspruch nehmen können, und die Umpackung der Eckpfosten zeigt ja auch, daß das Dach einen starken Schub auf die Seiten ausgeübt haben muß, also nicht an einem Firstbalken aufgehängt gewesen sein kann. Daß dabei trotzdem die Form des Daches sehr ähnlich gewesen sein kann wie bei den ersten beschriebenen Häusern, ist selbstverständlich. Die Wandbretter müssen, um eine gute Aufsatzmöglichkeit für das Dach zu geben, oben mit einem waagerechten Rahmen abgeschlossen gewesen sein. Die Konstruktion aber wird sich erst erkennen lassen, wenn man einzelne, zum Dach gehörende Teile mit Sicherheit unter den Holzresten gefunden hat.

Hier haben wir also eine vollkommen andere Bauweise. Es ist eine Art, die im Norden in den Stabkirchen weiterlebt. Ein Unterschied scheint allerdings zwischen den Stabkirchen des Nordens und unseren Bauten in Haithabu zu bestehen. Denn bei diesen Stabkirchen sind die Holzwände nicht in den Boden eingelassen wie in Haithabu, sondern werden von einem horizontal gelegten Balken aufgenommen. Das scheint in der Tat ein großer Unterschied zwischen diesen Stabkirchen und unseren Hausbauten in Haithabu zu sein. Die Stabkirchen stammen meist aus dem 11. und 12. Jahrhundert, während unsere Hausbauten ja in eine frühere Zeit zu setzen sind. Man muß wohl in dieser Art eine Vorstufe zu den späteren Stabbauten erkennen. Diese Deutung wird ausgezeichnet bestätigt, wenn man sich die Bauweise der ältesten, bekannten Stabkirchen ansieht; bezeichnend ist vornehmlich der kleine Bau, der unter der Kirche St. Maria Minor in Lund liegt. Hier wurde in der Zeit um 1000 etwa eine kleine Kirche im Stabbau errichtet. Es ist eine der ältesten Stabkirchen, von der Reste auf uns gekommen sind, und es zeigt sich sehr deutlich, daß hier bei dieser Kirche aus der Zeit um die Jahrtausendwende die senkrechten Wandbohlen in den Erdboden eingelassen sind und nicht von einem waagerechten Holzrahmen aufgenommen werden. Ganz vereinzelt findet sich diese Technik auch bei anderen, ganz alten Stabbauten Schwedens. Für diese Entwicklung der Stabbautechnik liefert also der Hausbau in Haithabu ein ausgezeichnetes Bild. Es tritt uns in dieser Bauart ein nordgermanisches Element entgegen, das nach unseren bisherigen Kenntnissen auf den germanischen Norden und die Gebiete, die einem besonders starken germanischen Einfluß ausgesetzt waren, beschränkt gewesen zu sein scheint. Abgesehen von dem nordischen Gebiet findet sich diese Bauweise noch in Haithabu und auf dem Boden von Wollin, an der Stelle des alten Vineta, wo ein Wikinger namens Palnatoki

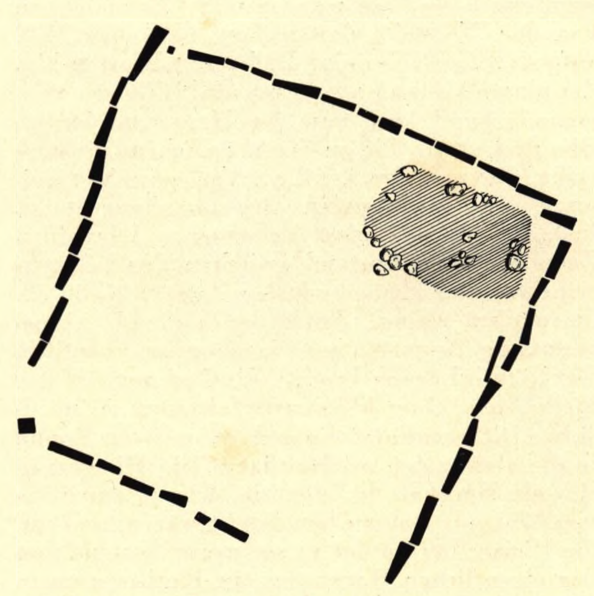


Abb. 56. Haus I/35. Stabbau. 1 : 50 (1 cm = 50 cm).

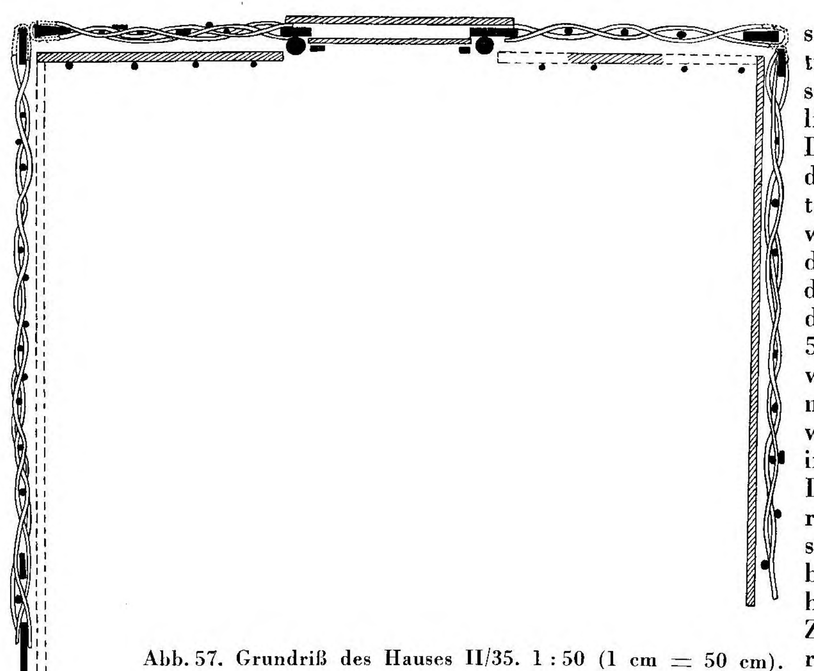


Abb. 57. Grundriß des Hauses II/35. 1 : 50 (1 cm = 50 cm).

eine germanische Kolonie auf slavisch besiedeltem Boden anlegte; es ist ein Gebiet, in dem wir entweder eine geschlossene germanische Siedlung oder eine stark von Norden her beeinflußte Anlage annehmen müssen. Aber noch andere Einzelheiten lassen die Aufschlüsse im feuchten Siedlungsgebiet von Haithabu erkennen. Sie führten zum Nachweis einer sehr eigentümlichen Bauart, die hier vorläufig als Doppelwandbau bezeichnet werden mag. Es zieht sich von der Westseite der großen, im Jahre 1932 aufgedeckten Halle eine Reihe von Pfosten hin, die einen Abstand von etwa 30 bis 50 cm voneinander und auch von der Hauswand haben. Die Bedeutung dieser eigentümlichen Pfostenreihe, die nach der Art ihres Verlaufs ohne weiteres mit dem Haus in Zusammenhang stand, ließ sich damals nicht erkennen. Für einen Zaun war der Abstand zwischen der Pfostenreihe und der Hauswand, der etwa 30 bis 50 cm betrug, zu gering, denn der dadurch eingeschlossene Nutzraum war ja ganz unwesentlich. Des Rätsels Lösung brachte die Grabung auf der Stellerburg, einer kleinen Befestigung im nördlichen Dithmarschen, die nach Ausweis der Funde in die gleiche Zeit wie Haithabu fällt. Hier ergab sich ein Hausbau, bei dem die Wände aus Planken bzw. aus Bohlen hergestellt waren, und um die Häuser herum lief in geringem Abstand von der eigentlichen Hauswand ein Flechtwerkzaun (Abb. 57). Dieser Zaun kann wegen seiner Konstruktion kaum tragende Bedeutung für das Dach gehabt haben, sondern alles muß auf der eigentlichen Wand geruht haben. Das Dach selbst ist aber nach Ausweis der Funde in den friesischen Wurten Hollands bis auf den Flechtwerkzaun heruntergezogen worden. Dadurch entstand zwischen der eigentlichen Hauswand und dem Flechtwerkzaun eine 30 bis 50 cm starke Isolierschicht, die wohl in erster Linie wärmetechnisch bedingt war. Sehr deutlich wurde diese Bauweise bei einem im Jahre 1935 untersuchten Haus. Die Wand bestand aus waagerechten Bohlen, vor denen im Abstande von etwa 10 cm eine sauber gearbeitete und noch gut erhaltene Flechtwand verlief. Der Zwischenraum war hier noch geringer als in dem erst erwähnten Fall. Die Tür des Hauses lag in der Mitte der Schmalseite und war von zwei Pfosten flankiert, die anscheinend zwei Firstpfetten trugen. Der Bau war in der Längsausdehnung leider zerstört, er gehörte aber, nach der Größe der Schmalseite zu schließen, zu den größten bisher freigelegten Bauten (Abb. 58).

Die Analogie, die wir zu diesem Hausbau in Haithabu haben, findet sich, wie schon gesagt, in Dithmarschen. Sie fehlen nach dem Stand unserer heutigen Kenntnis im Norden ganz. Wir müssen in dieser Technik ein westgermanisches, friesisch-niedersächsisches Bau-Element erkennen, und das zeigt uns eines der großen, mit Haithabu verknüpften Probleme. Der Stabbau ist nach Ursprung und Verbreitung nordgermanisch und gebunden an einen wikingischen Bevölkerungsteil. Ihm entspricht auf dem Gebiet des Kunsthandwerks die nordische Tierornamentik, die im 9. und 10. Jahrhundert allein im nordgermanischen Gebiet eine große Blüte erlebte. Aber daneben steht eine vom Westen beeinflußte Bauweise bei den Doppelwandhäusern, und ihr entspricht auf ornamentalem Gebiet das Auftreten von Pflanzenornamenten. Wenn man schon die Schmucksachen als Einfuhrgut aus dem Westen deuten konnte, so schaltet diese Möglichkeit bei dem Hausbau weitgehend aus. Dieser Hausbau ist, wie es scheint, an ein eindringendes, niederdeutsches Bevölkerungselement gebunden. Schon Adam von Bremen berichtet in seiner Kirchen-

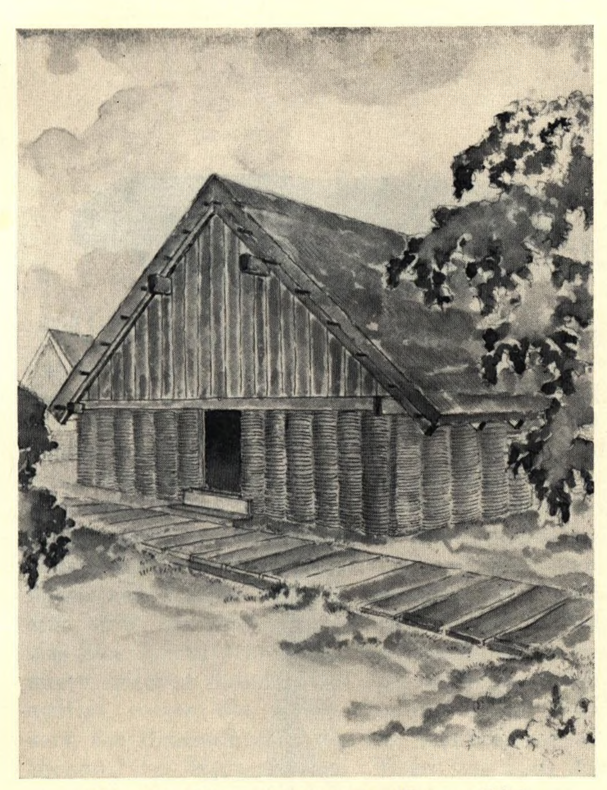


Abb. 58. Rekonstruktion des Hauses II/35 von Dipl.-Ing. M. Rudolph.

geschichte, die er gegen 1070 schrieb, daß Heinrich I., als er 934 den schwedischen König Knuba unterworfen hatte, hier eine sächsische Kolonie anlegte; und wenn man bisher diese Angaben Adams für falsch gehalten hat und glaubte, in ihr die Spiegelung von Verhältnissen des 11. Jahrhunderts sehen zu müssen, so zeigen doch die Funde sehr eindeutig, daß hier in Haithabu auch schon zur Zeit der Hochblüte der Stadt ein westgermanisch-deutsches Bevölkerungselement ansässig war.

Noch eine dritte Bauart läßt sich heute schon klar erkennen. Wir bezeichnen sie hier, unter Anlehnung an die Untersuchungen M. Rudolphs über den Hausbau in Haithabu, als Gerüstbau (Abb. 59). Das Dach wird von senkrechten Pfosten oder dicken Bohlen getragen, an die von außen oder innen Bretter angenagelt waren; dieselbe Bauart wurde schon für die Häuser aus dem höher liegenden Teil der Stadt beschrieben. Die senkrechten Bohlen stehen gegenüber und bilden so Jochverbindungen zur Aufnahme der Dachlast. Bisher sind zwei Bauten dieser Art untersucht. Bei einem kleinen Haus ließ sich auch die Tür nachweisen. Die Schwelle war gut erhalten und deutet darauf hin, daß die Tür nach Süden lag, nahe der Südostecke des Hauses (Abb. 60). Der Firstbalken wurde von je einer Stützbohle an den Schmalseiten getragen. Diese Bohlen standen nicht direkt im Zuge der Wand, sondern etwas nach außen zu abgerückt. Geriet das Dach infolge Winddruckes in Schwingungen, so übertrug sich die Bewegung nicht auf die ganze Wand, sondern wurde durch die Stützen in den Boden abgeleitet. Anscheinend handelt es sich bei dem kleinen Bau um ein Wirtschaftsgebäude, wie das Fehlen des Herdes und das Auftreten eines Holztroges (Abb. 61) zeigte.

Das größere Haus stellt mit etwa 5×9 m eine Halle dar, deren Herd als sogenanntes Langfeuer in der Mitte lag (Abb. 62). Er war auch nicht ganz aus Steinen gepackt, sondern hatte nur einen Steinrahmen, während der Innenraum muldenartig mit Lehm ausgestrichen war. Neben dem Herd fand sich ein Wandzug, der vielleicht zum Hochsitz gehörte. Um den Herd lag eine dicke Schicht von aufgeschlagenen Haselnüssen und dazwischen eine Holzspindel (Abb. 63).

Auch andere Einzelheiten des Hausbaues lassen sich gut erkennen. So eine entwickelte Form mit sorgfältig gebauter Doppelwand und



Abb. 59. Rekonstruktion des kleinen Hauses III b/35 von Dipl.-Ing. M. Rudolph.

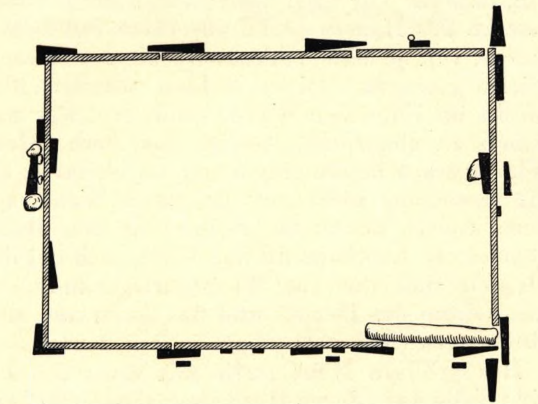


Abb. 60. Haus III b/35 unter der großen Halle III a/35. 1 : 50 (1 cm = 50 cm).



Abb. 61. Holztrog aus dem kleinen Haus III b/35.

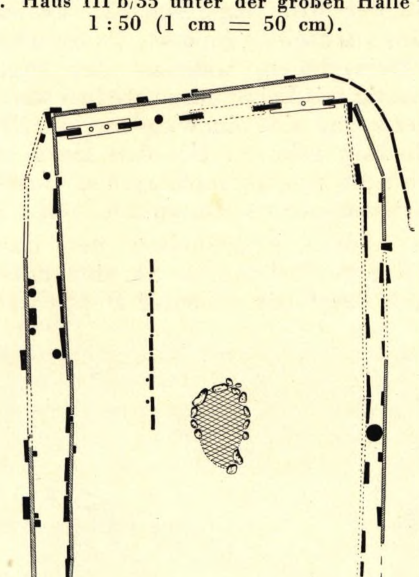


Abb. 62. Haus III a/35. Gerüstbau. 1 : 100 (1 cm = 1 m).



Abb. 63. Holzspindel aus der Halle III a/35. ⅔.

gelegentlich auch Wände, die zwei isolierende Luftschichten einschlossen.

Alles in allem bietet der Befund im Boden ein sehr vielseitiges Bild, das bei der guten Erhaltung der Bauten ein ausgezeichnetes Beobachtungsmaterial für alle mit dem Hausbau zusammenhängenden Fragen bildet. Eine umfassende Darstellung des Hausbaus in Haithabu durch Herrn Dipl.-Ing. Rudolph, dem wir viele der hier erwähnten Erkenntnisse verdanken, steht bevor.

Die Brunnen.

Die große Bedeutung, die Haithabu im Netz der europäischen Handelswege hatte, hat es bedingt, daß zahlreiche Besucher dorthin kamen. Um die Mitte des 10. Jahrhunderts hat anscheinend ein Araber die Stadt gesehen und seine Eindrücke niedergelegt. „Schleswig ist eine sehr große Stadt am äußersten Ende des Weltmeeres, in ihrem Innern gibt es Quellen süßen Wassers. Ihre Bewohner sind Sirius-Anbeter, außer einer kleinen Anzahl, welche Christen sind, die dort eine Kirche besitzen.“ Das, was hier einem arabischen Kaufmann, denn um einen solchen handelt es sich wahrscheinlich, auffiel, waren die vielen Quellen süßen Wassers, die Brunnen also, die zur Trinkwasserversorgung der Stadt dienten. Wenn uns auch das Vorhandensein solcher Brunnen nicht weiter auffällt, so ist es nicht verwunderlich, wenn ein Mann, der vielleicht aus Nordafrika stammte, darin eine große Besonderheit sah, mußte man doch in seiner Heimat oft tagelang reiten, ehe man an eine solche Trinkstelle kam. Man hat diesen arabischen Bericht oft der Unsachlichkeit geziehen und hat in ihm phantastische oder doch phantasiereiche Darstellungen erblickt, namentlich mit Rücksicht auf die weiteren Mitteilungen. Daß aber gerade in diesen Punkten seine Beobachtungen richtig waren, haben die bisherigen Grabungen sehr deutlich ergeben. Denn in der Tat gibt es eine ganze Reihe von Brunnen innerhalb der Stadt, so viele, daß wahrscheinlich jedes Gehöft oder doch jeweils einige Gehöfte einen solchen Brunnen besessen haben müssen. Während man ursprünglich geglaubt hatte, daß der kleine Bach, der Haithabu in ost-westlicher Richtung durchschneidet, der Trinkwasserversorgung gedient habe, scheint das Bild sich nach dem Ergebnis der letzten Ausgrabungen doch anders darzustellen. Welche Bedeutung der kleine Bach für diese Fragen hatte, wissen wir nicht. Ob die Stein- und Holzlagen, die beim Eintritt des Baches in die Stadt, an der Stelle also, wo er die große Holzerdemauer durchschneidet, gefunden wurden, zu einer Filtrieranlage gehören, wie die Ausgräber annahmen, ist doch sehr fraglich. Wahrscheinlich wird dieser Bach im wesentlichen der Entwässerung gedient haben und von den Werkstätten benutzt worden sein. Denn es ist kein Zufall, daß das Handwerkerviertel am Nordufer, dicht am Bach gelegen zu haben scheint. Der allgemeinen Trinkwasserversorgung hat er aber wohl kaum gedient, ganz abgesehen davon, daß die Menge des Wassers ja auch sehr gering war. Auf-

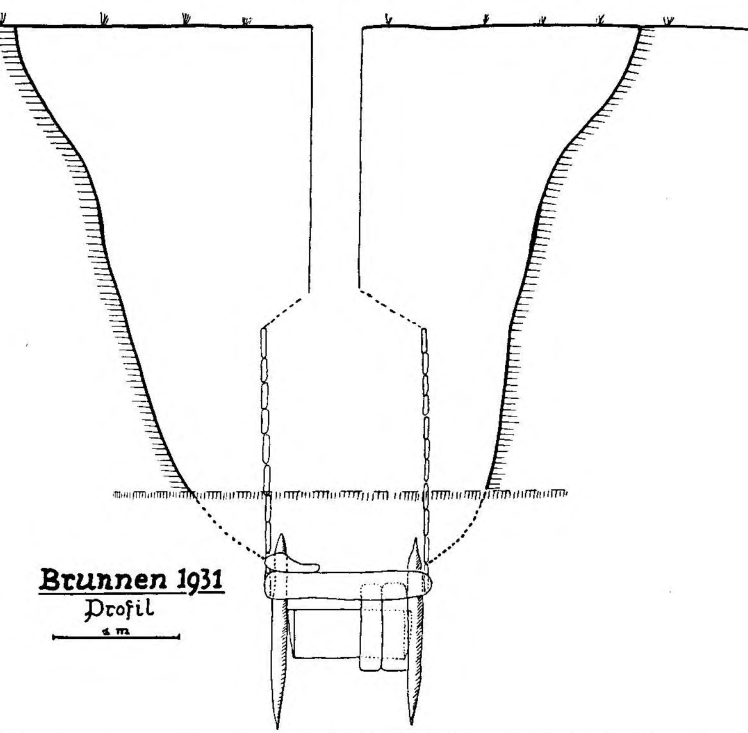


Abb. 64. Rekonstruktion eines im Jahre 1931 ausgegrabenen Brunnens.

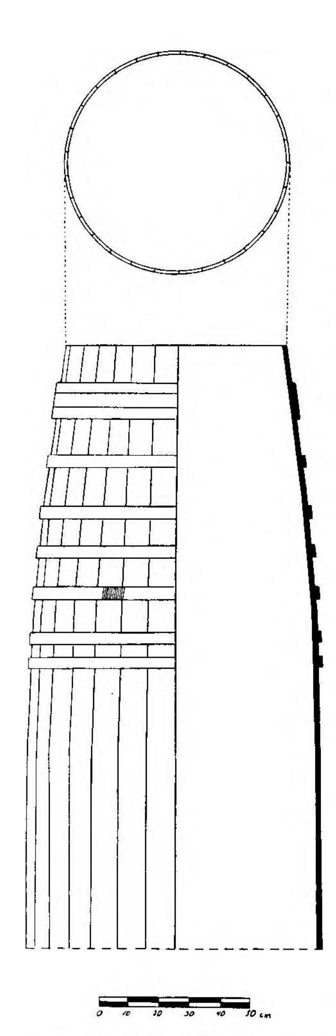


Abb. 65. Rekonstruktionszeichnung der Brunnenröhre III/35.

fallend ist nun nicht nur die große Anzahl der Brunnen, sondern auch ihr Bau.

Die Bauweise ist nicht einheitlich, aber es lassen sich einige Typen erkennen, die immer wieder auftreten. Man hob zunächst eine große, etwa 4 m im Durchmesser haltende Grube aus und führte sie bis zu einer Tiefe von 3—4 m, denn so tief liegt in den hohen Teilen der Stadt der Grundwasserspiegel (Abb. 64). Dann rammte man vier Pfähle in den Boden, die ein Viereck von etwa 1 bis 1½ m Seitenlänge bildeten, und ließ außen um die Bohlen herum einen rechteckigen Kasten ein, um dann im Innenraum dieses Kastens den Sand auszuschöpfen. Bei dem starken, durch die Grundwasserströmung bewegten Sandstrom hielten aber die zwischen den einzelnen Bohlen befindlichen Ritzen dem Druck von außen nicht stand, sondern ließen den Saugsand langsam wieder in das Innere des Kastens einsickern. Um dieser Gefahr zu begegnen, führte man an der Innenseite der horizontalen Holzrahmen Spundwände auf, die von den Holzrahmen durch einen geringen Zwischenraum getrennt waren. Ob man dann diesen Zwischenraum noch weiter abdichtete, hat sich nicht mit Sicherheit ergeben. Durch diese Schutzmaßnahme gesichert, war ein Ausgraben des Innenraumes beim Kasten möglich. Man versenkte auf den Grund des Kastens einen breiten Holzrahmen, in dem sich das Brunnenwasser sammelte. Den äußeren Holzkasten führte man dann etwa 1 m über den Grundwasserspiegel hoch, deckte ihn dort dachförmig ab und setzte einen ausgehöhlten Baumstamm oder eine andere Röhre darauf, die bis zur Erdoberfläche durchgeführt wurde. Dann schüttete man die ganze Brunnengrube wieder ein und hatte einen Brunnenkasten, in dem sich das Grundwasser sammelte, und eine Holzröhre, durch die man das Wasser heraufschaffen konnte. Die Einfüllung der Grube geschah unter starker Berücksichtigung der statischen Gesetze und ist gekennzeichnet durch Entlastungsbögen aus Lehm. Der große Vorzug dieser Brunnenanlage war der, daß sie nicht offen war, also auch nicht so leicht durch hineinfallende Dinge verunreinigt werden konnte. Sie waren nur durch die Röhre zugänglich, und dadurch war eine größere Sauberkeit des Wassers gewährleistet.

Daneben gab es einen anderen Brunnentyp, der in den tiefer gelegenen Teilen der Stadt beobachtet werden konnte. Dort war das Grundwasser ja schon in verhältnismäßig geringer Tiefe erreicht. Man baute nun nach Art von Holztonnen Röhren aus einzelnen Dauben, die ziemlich lang waren; ob der untere Anschluß etwa mit einem durchlochten Boden gebildet war, läßt sich nicht sagen, da keiner dieser Brunnen bis zum Ende untersucht ist. Die Dauben wurden durch dichtgestellte Ringe aus Weidenholz zusammengehalten. Der Durchmesser dieser Brunnenschächte betrug etwa 80 cm, gelegentlich bestanden sie aus zwei ineinander gesetzten Röhren, hatten also eine doppelte Wand. Die Bearbeitung der Dauben ist ganz hervorragend, denn es bedeutete ja schon eine große Schwierigkeit, so lange Dauben so zu arbeiten, daß die Schmalseiten genau aneinander schlossen. Dieser Brunnentyp legt ein beredtes Zeugnis ab von dem handwerklichen Können jener Zeit. Ob es neben den beiden hier beschriebenen Brunnenarten noch weitere Formen gab, läßt sich noch nicht klar erkennen.

Haithabu
Grabung 1930/31

3 m

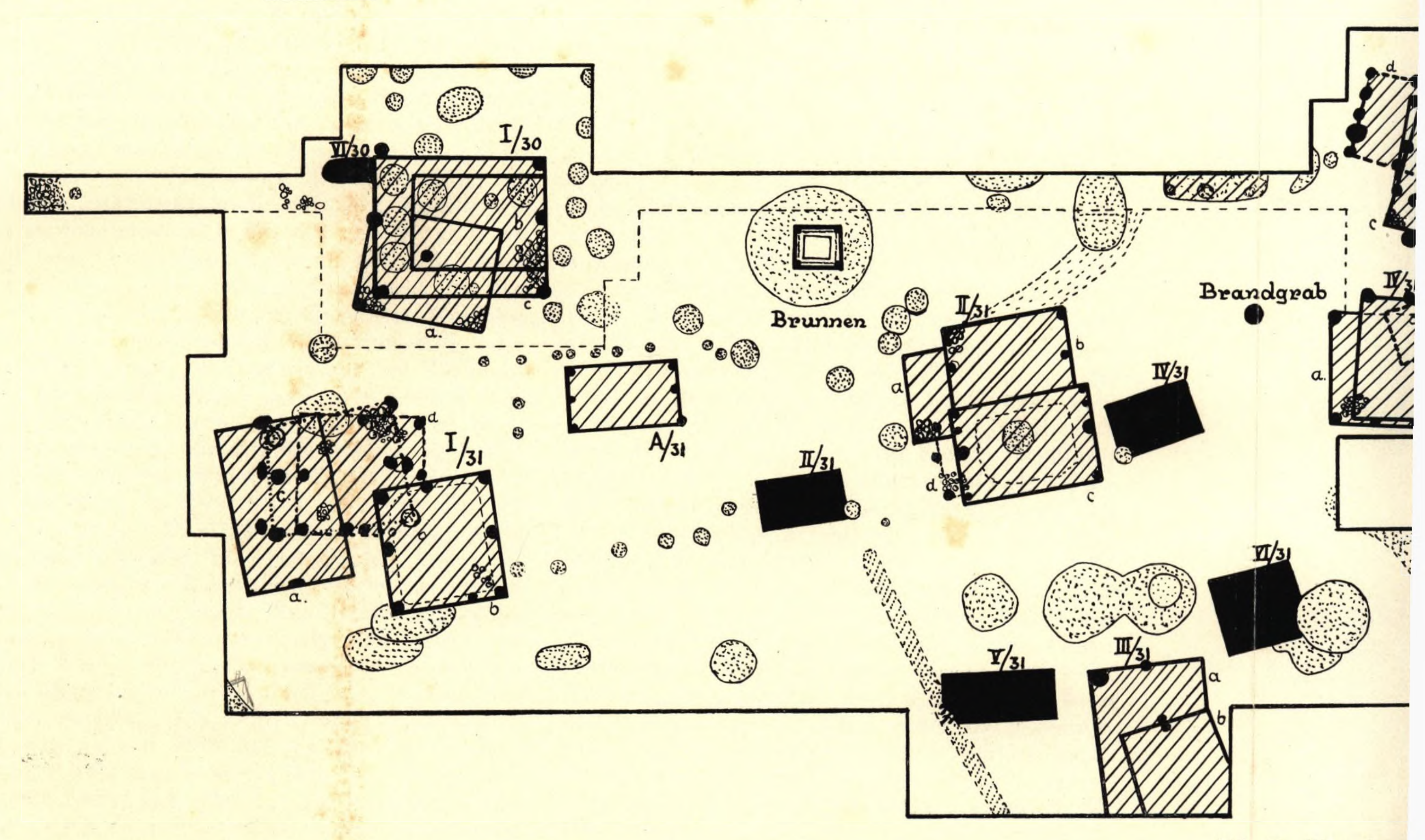
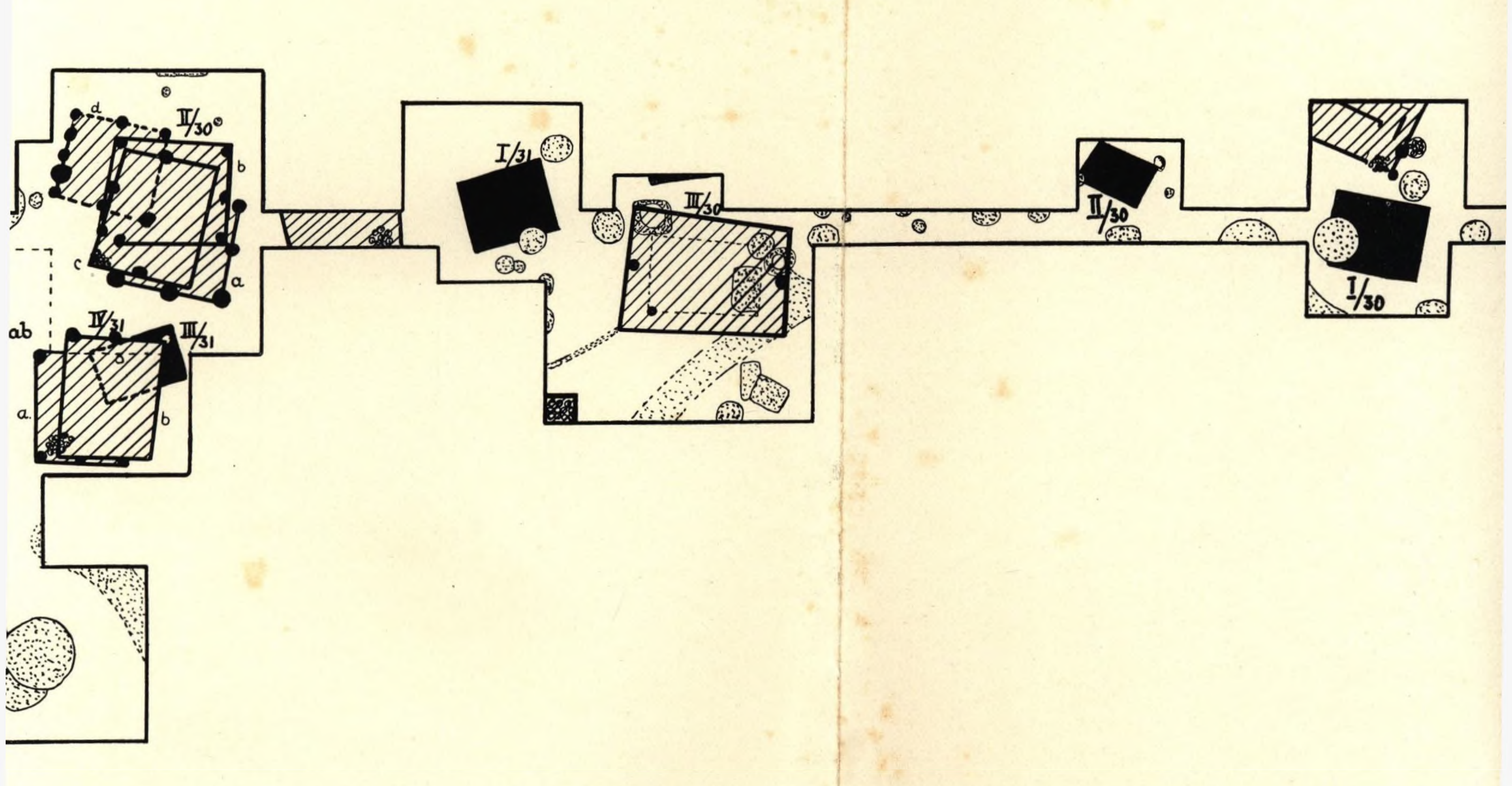
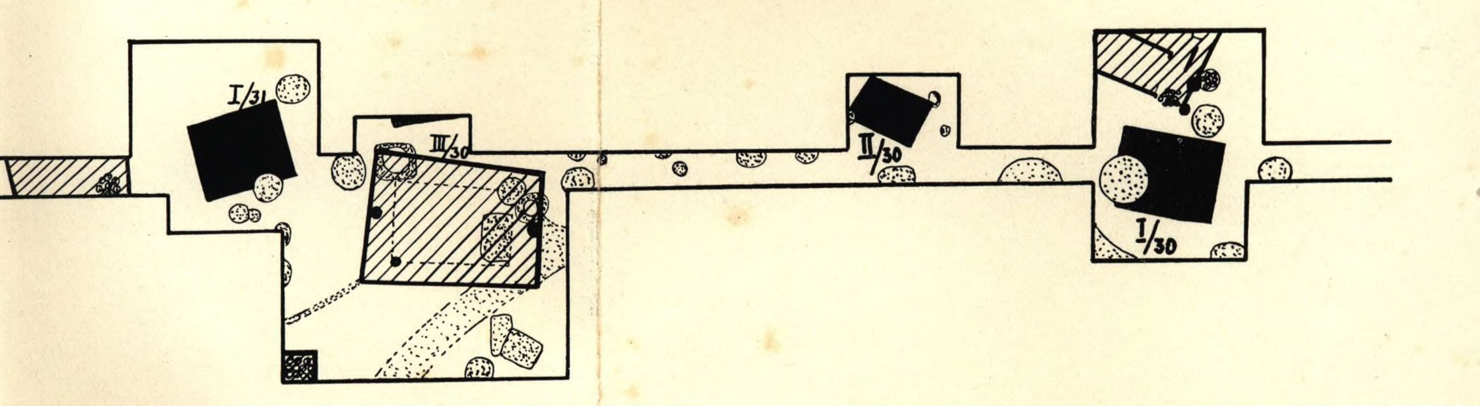


Abb. 66. Plan der



Plan der Grabungen 1930/31. 1 : 200.



/31. 1 : 200.



Die Planung.

Die Stadt ist durch einen von Norden nach Süden gehenden Weg in einen östlichen und einen westlichen Teil geteilt worden. Der Weg tritt heute durch das alte Nordtor in die Stadt ein und verläßt sie durch das alte Südtor. Er stellt die günstigste Verbindung zwischen diesen beiden Eingängen dar und wird wohl auch in der Wikingerzeit eine gewisse Rolle gespielt haben. Eine zweite Teilung der Stadt ist durch den Bach gegeben, der in ost-westlicher Richtung die Stadt durchquert. Dieser Bach ist mit seinem Süßwasser vielleicht ursprünglich der Kristallisationspunkt für die Stadt gewesen, und möglicherweise befinden sich an seinen Ufern die ältesten Bauten überhaupt. So entsteht durch die Kreuzung zwischen Weg und Bach eine oberflächliche Vierteilung, die vielleicht auch einer Stadteinteilung der Wikingerzeit zu Grunde gelegen hat. Als Besonderheit der Siedlung lassen sich zwei große Komplexe erkennen, nämlich die beiden Gräberfelder im Südwestviertel und das Gebiet der Handwerker im Nordosten am Nordufer des kleinen Baches. Die Anhäufung von Funden, die auf handwerkliche Tätigkeit deuten, lassen auf ein wirkliches Handwerkerviertel schließen, das, wie noch beim Handwerk ausgeführt wird, dem Aufteilungsprinzip der mittelalterlichen Städte überhaupt entspricht. Etwas klarer liegen die Verhältnisse im Westen der Stadt zwischen den beiden Gräberfeldern, wo in den Jahren 1930 und 1931 eine größere Fläche freigelegt wurde (Abb. 51). Aus dieser Fläche ergibt sich zunächst die Erkenntnis, daß wir es jeweils mit ziemlich vielen Bauperioden der Häuser zu tun haben (Abb. 54). Alle Häuser sind an derselben Stelle mehrfach erneuert worden, was auf eine gewisse Beständigkeit des Siedlungsraumes und eine ihr zu Grunde liegende rechtsgültige Einteilung der Stadt schließen läßt. Das Auffallendste bei dieser Fläche war, daß die Kammergräber und Häuser nebeneinander lagen. Die Kammergräber ziehen sich in zwei parallelen Streifen entlang und diese Anordnung deutet darauf hin, daß sie zu beiden Seiten einer Straße gelegen haben (Abb. 66).

Bei den Bauten erkennen wir zwei verschiedene Orientierungsgruppen. Einige Häuser sind nordost-südwestlich gerichtet und folgen zum Teil genau den Fluchtlinien der Kammergräber, so daß jeweils die Häuser I/31, II/31 und III/31 noch ein Bestehen des Weges, den die Kammergräber ursprünglich begleiten, voraussetzen. Das scheint dafür zu sprechen, daß trotz der späteren Überbauung des Kammergräberfriedhofes das Wegesystem bis zu einem gewissen Grade beständig geblieben ist. Die zweite Häusergruppe läuft nordwest-südöstlich. Dazu gehören somit die Häuser I/30, II/30, III/30 und IV/31. Die so orientierten Häuserbauten überdecken auch teilweise Kammergräber. So liegt z. B. das Haus IV/31 über dem Kammergrab III/31 und zeigt dadurch, daß diese Hausbauten jünger sind als die Kammergräber. Da diese Bauten mitten über den alten Weg hinübergehen, so scheint diese zweite Art der Hausausrichtung ein anderes Wegesystem aufzuzeigen. Ob es sich dabei um eine über die ganze Stadt gehende Umorientierung handelt, oder ob wir nur eine räumlich begrenzte Variation vor uns haben, läßt die Fläche nicht erkennen. Jedenfalls ergab der Befund ganz eindeutig, daß wir hier zwei Siedlungsschichten haben, von denen die ältere durch die Kammergräber gekennzeichnet ist. In diese ältere Siedlungsperiode, vielleicht in ihren Schluß, jedenfalls aber noch in die Folgezeit, gehören die Hausbauten, die das alte Wegesystem noch erkennen lassen. Die zweite Siedlungsschicht ist gekennzeichnet durch Häuser, die auf das alte Wegesystem keine Rücksicht mehr nehmen. Die Kammergräber gehören in das neunte Jahrhundert, während die Häuser der zweiten Siedlungsschicht in die Mitte des zehnten Jahrhunderts datiert sind. Zwischen diesen beiden Epochen liegt also ein Abstand von mehreren Jahrzehnten. Das Endergebnis der Entwicklung

war die Einebnung des Kammergräberfriedhofes und die Weiterbenutzung des Geländes als Siedlungsplatz, ein Ereignis, das in den Anfang oder die Mitte des zehnten Jahrhunderts zu fallen scheint. Vielleicht spiegelt sich darin ein politisches Geschehen von größerer Tragweite wider, wie es etwa die Einführung des Christentums als die Religion des herrschenden Königsgeschlechtes im Jahre 934 bedeutet. Für die Planung der Stadt sind natürlich diejenigen Teile von großer Bedeutung, bei denen sich das Wegesystem noch klar erkennen läßt. In der eben besprochenen Fläche läßt sich der Verlauf der Wege durch die Fluchtlinie der Kammergräber und durch die Hausbauten ermitteln. Wichtig sind für derartige Fragen natürlich die Gebiete, in denen die Wege selbst erhalten sind, wie das nach den Ergebnissen der Suchgräben in der alten Bachniederung der Fall ist (Abb. 52). Dieses sumpfige Gebiet konnte nur durch künstlich gefestigte Wege gangbar gemacht werden, und so ergab die große Fläche, die in den Jahren 1935—36 freigelegt wurde, wertvolle Hinweise auf die ursprüngliche Einteilung und ihre Abwandlung. In der ältesten Zeit scheinen sich Hausbauten bis an das Bachufer hin vorgeschoben zu haben. Es war die Zeit, in der das Bachbett nicht künstlich befestigt war, sondern durch eine natürliche Rinne gebildet wurde.

Wie in den großen Städten des Mittelalters, so läßt sich auch hier das Bestreben erkennen, die Häuser mit der Rückfront möglichst dicht an den Bach zu legen; denn dadurch bekam man einerseits die Möglichkeit, die Abwässer gut abzuleiten und gegebenenfalls auch Wasser aus dem Bach leicht in das Haus zu bekommen. Dieser Periode, in der die persönliche Initiative des Einzelnen ausschlaggebend war, folgte eine zweite, in der das Bachbett von einer groß angelegten Schwebe-Konstruktion begleitet wurde. Es handelt sich dabei um ein Bauwerk, das anscheinend über dem Bachbett laufende Aufbauten tragen sollte. Diese merkwürdige und in ihrer Bedeutung durchaus unklare Anlage zieht sich über eine große Strecke des Bachbettes hin und zeigt, daß wir es hier mit dem Ergebnis einer Planung, die nach einheitlichem Willen aufgeführt wurde, zu tun haben. Nach einer gewissen Zeit verfiel diese Anlage oder wurde absichtlich zerstört, und es folgte eine Epoche, in der sich die Häuser bis dicht an das Bachbett vorschoben. Auch in dieser Zeit scheint das Bachbett noch keineswegs durch künstliche Bauten abgestützt zu sein. Als letzte, große Siedlungsepoche erkennen wir dann am Bachbett den Ausbau des Bachbettes mit einem sehr fest gefügten Bollwerk (Abb. 67), an dem sich mindestens stellenweise ein Weg entlang zog. Um dieses Bollwerk mit dem anschließenden Weg herstellen zu können, sah man sich gezwungen, einen Teil der an das Bachbett herangehenden Bauten abzureißen und das Gelände aufzufüllen, was man auch getan hat.

So haben wir eine erste Epoche, in der sich die Häuser an das Bachbett vorschoben, dann eine Zeit, in der als große, einheitliche Planung die Schwebe-Konstruktion über dem Bachbett entstand und die älteren Bauten vom Bachufer zurückschob. Es folgt eine dritte Periode, in der die Wohnbauten wieder bis an das Bachbett herangehen, und dann sind sie in einer vierten Periode durch das unter einheitlichen Gesichtspunkten entstehende, eingefaßte Bachbett wieder vom Bachlauf zurückgedrängt worden. Zeitlich festlegen läßt sich bisher lediglich die letzte Epoche. Der Bach muß seine heute noch so gut erkennbare Einfassung um 900 bzw. in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts bekommen haben, und bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts scheint die Anlage Bestand gehabt zu haben. Ob diese bisher erkennbaren Abschnitte der Besiedlung am Bachlauf besonderen historischen Ereignissen entsprechen, läßt sich infolge des Mangels an zeitlichen Fixpunkten



Abb. 67. Bachbetteinfassung mit dahinterliegendem Weg. Freigelegt 1935.

nicht ohne weiteres erkennen. Jedenfalls zeigt diese Fläche am Bachlauf, daß wir es innerhalb der Stadt gewiß auch mit großen Perioden einheitlicher Planung zu tun haben und nicht nur ein beliebiges Durcheinandersiedeln anzunehmen brauchen. Über diese verschiedenen Siedlungsepochen hinaus scheint am Bachufer das Wegesystem ziemlich konstant geblieben zu sein, was auf eine gleichbleibende Einteilung der Stadt schließen läßt. Dafür spricht auch der Umstand, daß wir hier, wie schon im Westen der Stadt, eine Konstanz der Bauplätze beobachten können. Es gibt Flächen, auf denen drei, vier oder noch mehr Bauten übereinander liegen, während es daneben freie Räume gibt, die anscheinend nie eine Bebauung getragen haben. Die Einteilung der Stadt in größere Viertel wird sich erst nach einer größeren Flächenabdeckung erkennen lassen, eine Aufgabe, deren Lösung mehrere Jahre erfordert. Daß wir es innerhalb der Stadt auch mit Gehöften zu tun haben, die durch Zäune eingefriedigt waren, legen die Befunde bei den Untersuchungen in der Bachbettniederung nahe. Wie aber diese städtischen Gehöfte ausgesehen haben, wissen wir noch nicht, da keins bisher ganz untersucht wurde.

Die Stadtmauer.

Das eindrucksvollste Denkmal, das uns heute im Gebiet des alten Haithabu entgegentritt, ist der große Wall (Abb. 68). Er hat eine Höhe von 6—11 m und stellt ein gewaltiges Annäherungshindernis dar, wenn man an die Waffenwirkung jener Zeit denkt. Aber die Form, in der er uns heute erhalten ist, ist nicht seine ursprüngliche. Bei einer Untersuchung solcher Wälle in anderen Gebieten Deutschlands hatte sich gezeigt, daß wir es dabei ursprünglich nicht mit Erdwällen, sondern mit Holzerdemauern zu tun haben, mit Bauten also, bei denen man die Vorderfront und die Rückfront durch Holzplankenwände senkrecht abstützte und den Zwischenraum zwischen diesen beiden parallelen Plankenwänden mit Erde füllte. Wir haben hier also ein vollkommenes Gegenstück zu den Stadtmauern der deutschen Städte im Westen und Süden des Reiches, nur mit dem Unterschied, den wir auch auf dem Gebiet des Hausbaues feststellen können, daß man als Baumaterial im Norden nicht den Stein, sondern das Holz verwendet hat. So war es von vornherein wahrscheinlich, daß auch der Wall von Haithabu ursprünglich nicht als Wall gebaut war, sondern in seiner ältesten Form eine Mauer darstellte, und daß die heutige Wallform erst entstand, nachdem die Holzteile vernichtet worden sind. Schon vor dem Kriege wurde an einer Stelle, an der nur geringe Reste des Walles vorhanden waren, ein Schnitt gemacht und dieser Schnitt ergab, daß wir es in der Tat auch beim Stadtwall von Haithabu mit einer Holzerdemauer zu tun haben, und zwar mit einer Mauer, die mehrfach verstärkt worden war. Damals konnte man in dem niedrigen Teil



Abb. 68. Blick auf den südwestlichen Teil des Halbkreiswalles vom Bachdurchlaß aus.



Abb. 69. Schnitt durch den Halbkreiswall mit den verschiedenen Schichten der einzelnen Umbauten. Grabung 1934.

des Stadtwalles vier Bauabschnitte erkennen. Im Jahre 1934 wurde dann der Wall an einer Stelle geschnitten, an der er noch in seiner ursprünglichen Höhe erhalten ist (Abb. 69). Dabei ergab sich ein eindrucksvolles Bild von dem Bau dieses Walles, denn es zeigte sich, daß hier neunmal am Wall gebaut worden war (Abb. 70), und zwar handelt es sich dabei nicht um Ausbesserung schadhafter Stellen, sondern um eine jeweilige Verstärkung, die die Brauchbarkeit des Walles verbessern sollte. Es war nun interessant festzustellen, daß man die den einzelnen Wällen zugrundeliegenden Baugedanken im Wallschnitt gut erkennen konnte. Die älteste Verteidigungslinie war gebildet durch einen Graben mit spitzem Profil und einer dahinterliegenden Holzplankenwand von ungefähr 1 m Höhe (Abb. 71). Hinter diese Holzplankenwand hatte man den Aushub aus dem Graben geschüttet und ebenso Erde, die man einer breiten, hinter dem Wall gelegenen Mulde entnommen hatte. Der Wallsockel reicht so weit wie die Holzplankenwand der Vorderfront, war also etwa 1 m hoch. Darüber hinaus erhob sich der Walloberteil, bei dem die Vorderfront nicht durch Holz abgesteift war. Diese Vorderfront hatte man vielmehr schräg geböscht und befestigte sie, um das Abrutschen der Erdmassen nach vorn zu verhindern, durch Grassoden, die man dachziegelartig übereinander legte und die weiter hinten in das Innere des Walles eingriffen. Es ist dieselbe Bauweise, die noch Jahrhunderte hindurch im Deichbau an der Westküste fortlebt, weil sie den besonderen Gegebenheiten des Landes und den zur Verfügung stehenden Baustoffen angepaßt war. Oben auf der Mauer entstand ein breiter Umgang, den wir uns nach vorn wohl durch eine Plankenwand abgeschlossen denken müssen. Das Ganze war ein Bau von 2 m Höhe und ungefähr 5– 6 m Grundfläche. Davor lag ein Graben, der ein wichtiges Annäherungshindernis bildete. Später muß diese Befestigungsanlage nicht ausgereicht haben, und zwar scheint es weniger die Höhe gewesen zu sein als vielmehr die Breite, die vergrößert werden mußte. So schuhte man den Wall nach vorn vor. Eine gleiche Verbreiterung

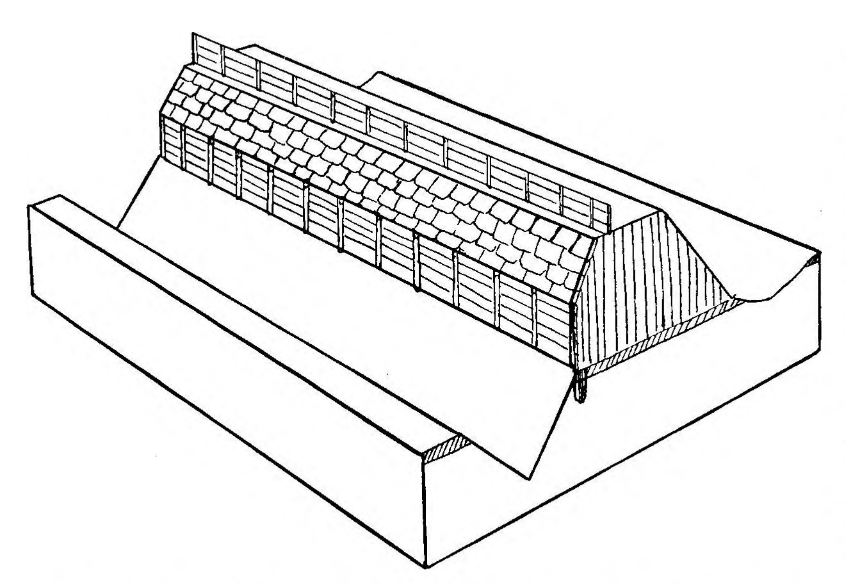


Abb. 71. Stadtmauer von Haithabu. Rekonstruktion des ältesten Baues.

6 zeigen nichts weiter als eine Vergrößerung dieses Walles, der von seiner ursprünglichen Höhe, die 2 m betrug, inzwischen zu einer Verteidigungsanlage von 7 m Höhe angewachsen war. Es hatte sich gegenüber den ältesten Wällen kaum etwas in der Bauweise geändert. Man hatte den Wall nur ins Große gesteigert, ihn breiter und höher gemacht und den davorliegenden Graben stark ausgetieft. Mit dem 7. Bau, den man im großen Hauptwall feststellen kann, tritt aber eine Änderung im ganzen Baugedanken ein. Jetzt erhöhte man den Wall zwar auch, aber man schob nach vorn zu eine Stufe vor, die einen eigenen Wehrgang trug. Hierdurch entstanden also beim Wall, der bisher immer nur einen Wehrgang getragen hatte, zwei Wehrgänge, die die Möglichkeit boten, eine doppelte Zahl von Verteidigern auf dem Wall unterzubringen und damit die Kampfkraft zu verdoppeln. Hand in Hand mit diesem grundlegenden Umbruch in der Wallbautechnik ging eine Änderung des Grabensystems. Wenn man bisher bei allen Bauten die Gräben unmittelbar an die Vorderfront der Holzmauer

des Walles nach dem Stadtinneren zu, scheint nicht im wesentlichen Maße erfolgt zu sein, und das hat seinen Grund wohl darin, daß die Stadt bis dicht an den Innenrand der Mauer ging. Die neue Wallvorderfront befestigte man nun nicht, wie beim ersten Wall, mit einer Holzversteifung, sondern man baute sie von unten an mit Grassoden (Abb. 72). Es war nicht möglich, sie ganz senkrecht aufzuführen, sondern man sah sich gezwungen, die Wände leicht zu böschen, was aber in Verbindung mit dem spitzen, davorliegenden Graben die Bedeutung der Mauer keineswegs geschwächt hat. Durch diesen neuen Bau war also weniger eine Erhöhung als vielmehr eine Verbreiterung des oberen Umganges erzielt worden. Ihm gegenüber brachte der dritte Wallumbau, der in gleicher Weise ausgeführt wurde wie der zweite, eine starke Erhöhung des Wehrganges. Beim vierten Wallbau kam man zu dem Baugedanken zurück, der schon dem ersten Wall zugrunde lag, nämlich zur Abstützung der Vorderfront durch eine Holzpalisade und zur Belegung der geböschten Wallteile mit dachziegelartig übereinandergreifenden Soden. Die Wälle 5 und

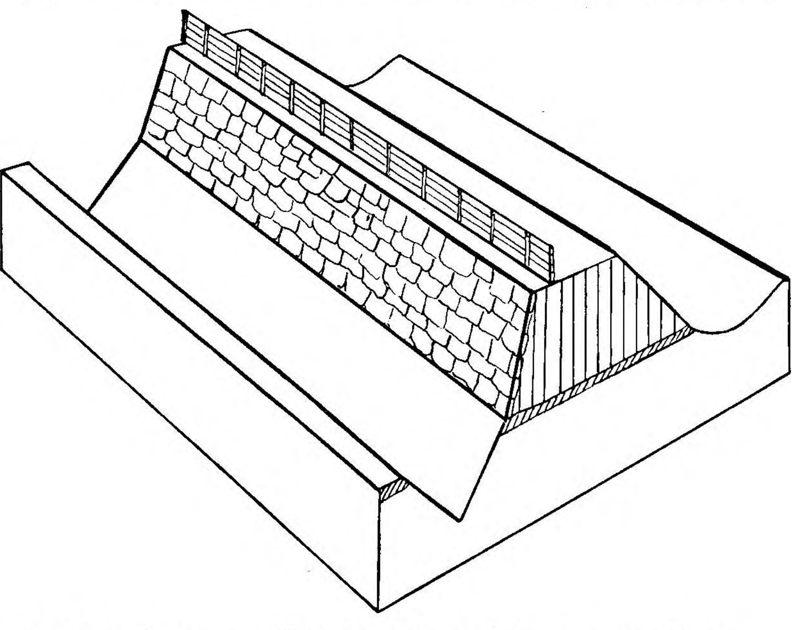


Abb. 72. Stadtmauer von Haithabu. Rekonstruktion des zweiten Baues.

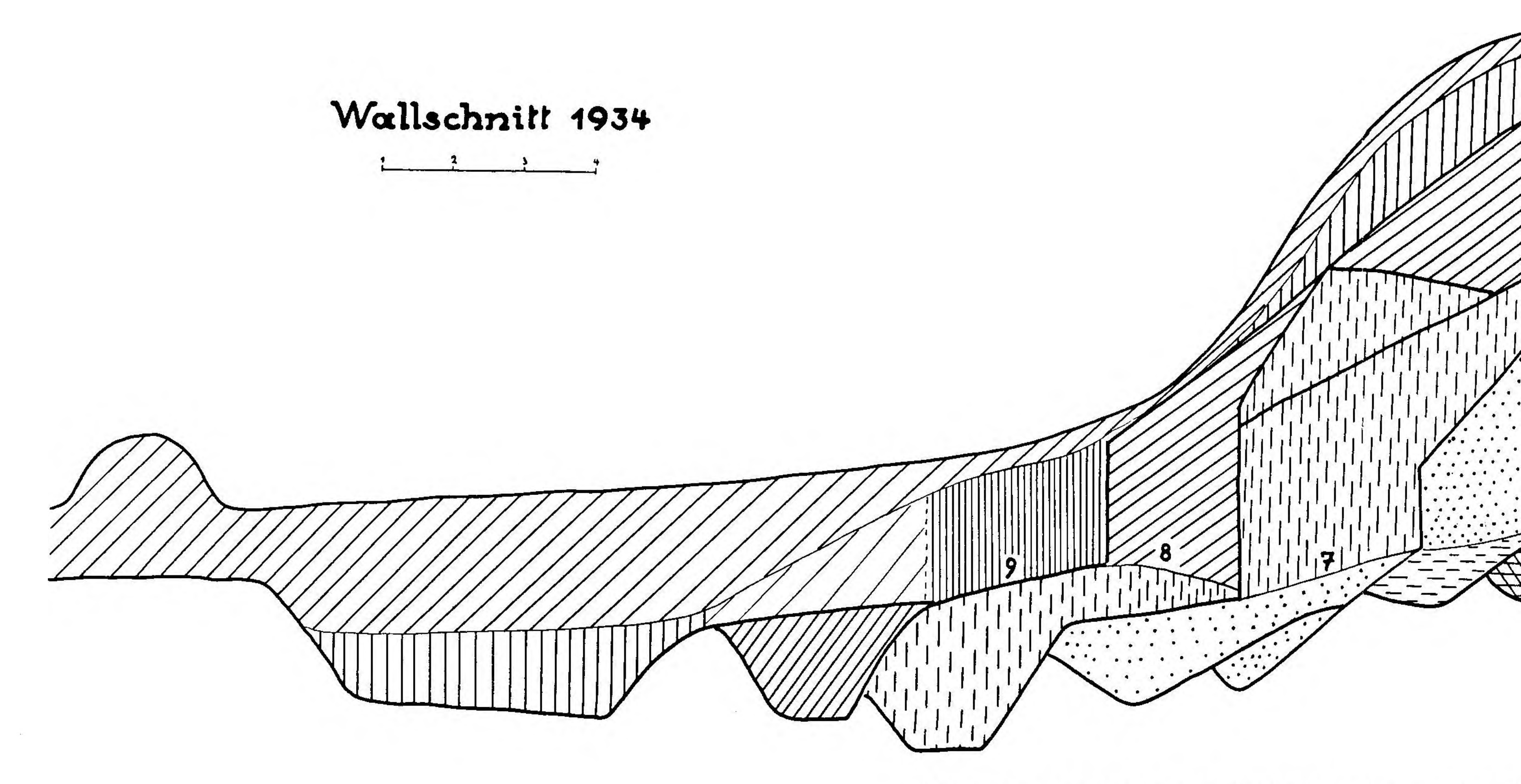
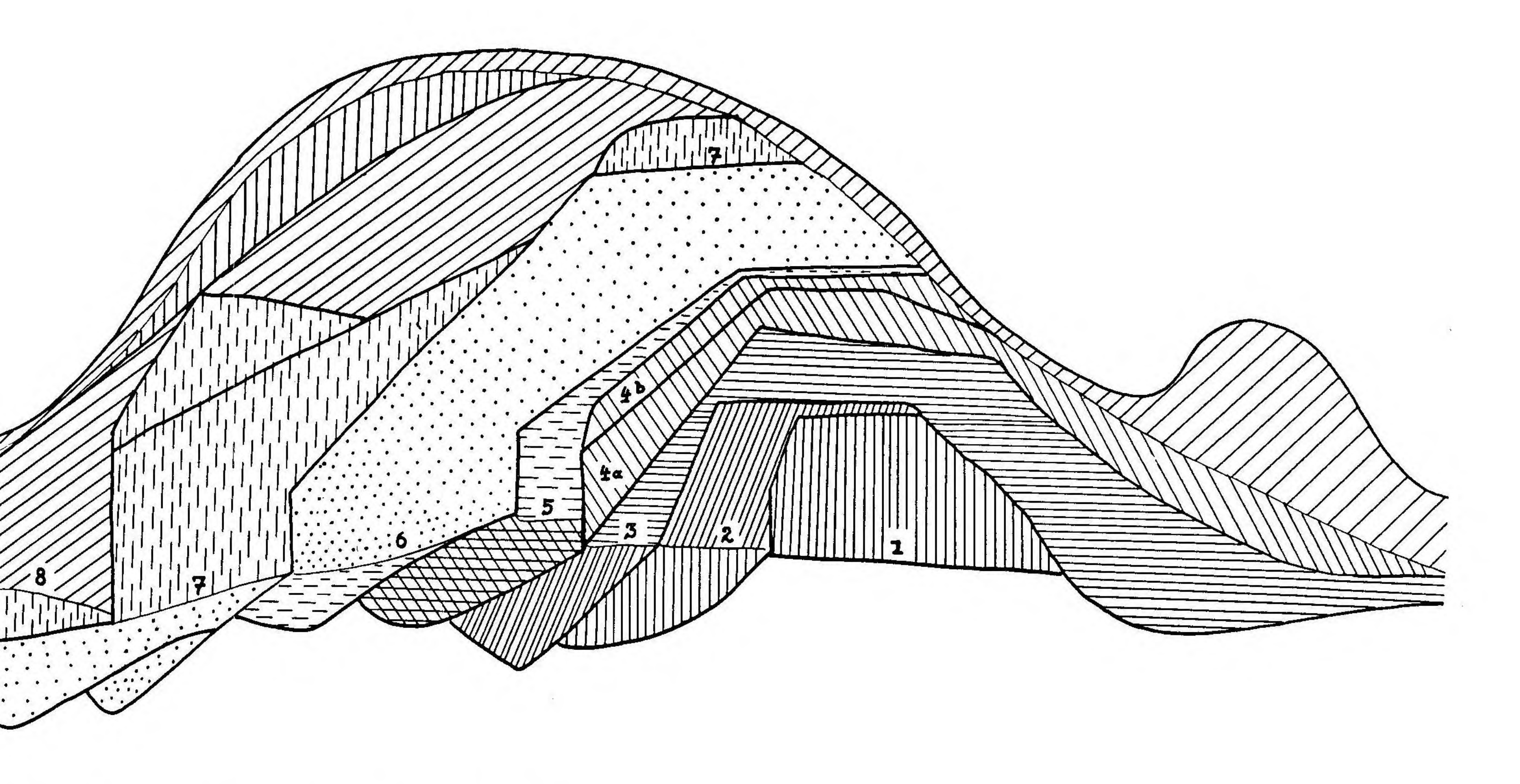


Abb. 70. Plan der einzelnen im Halbkreiswall festgestellten Ba



zelnen im Halbkreiswall festgestellten Bauperioden. 1 : 100.

gesetzt hatte, so rückte man jetzt beim Wall 7 den Graben etwas nach vorne ab und schaffte eine ungefähr 2 m breite Berme vor der Wallvorderfront (Abb. 73). Auch von dem bisherigen Typ des Grabens mit spitzem Profil ging man zu den Gräben mit breiter Sohle und steilen Wänden über, die ja in der Tat ein noch wirkungsvolleres Annäherungshindernis bilden, als die Gräben mit spitzem Profil. Dieser Wallbau 7 bedeutet also einen grundlegenden Wechsel im Festungsbau Haithabus, die Einführung einer zweiten Verteidigungsterrasse und eine Änderung im Grabensystem. Die beiden nächsten Bauten 8 und 9 lassen sich in ihrem ganzen Umfang und in ihrer Bauart nicht genau erkennen, da an dieser Stelle der Wall später zerstört worden ist, wie es scheint, um Material zur neuzeitlichen Ausfüllung des alten, tiefen Grabens, der zum letzten Bau gehört hat, zu gewinnen. In diesem Wallbau spiegelt sich sehr deutlich die wachsende Größe und die steigende Bedeutung der Stadt wider, denn mit dem größeren Reichtum wuchsen auch die Gefahren für die Stadt, und man versuchte, diesen Gefahren durch eine ständige Verstärkung der Verteidigungsanlage entgegenzuwirken. So können wir auch die Geschichte Haithabus an diesem Wallbau ablesen. Aber darüber hinaus läßt der große Bruch im Baugedanken, den wir zwischen dem Wall 6 und dem Wall 7 erkennen können, noch andere, weitreichende, historische Schlüsse zu. Denn man muß sich fragen, wie es kam, daß man von der althergebrachten Form des Wallbaues zu einem Stufenwall überging und daß man darüber hinaus auch ein anderes Grabensystem anwandte als man bisher gebraucht hatte, denn zur Änderung des Grabens lag bei einem Wechsel der Wallkonstruktion keine Veranlassung vor. Diese Änderung spiegelt große und weitreichende Beziehungen der Stadt wider, die aber nicht, wie die meisten Funde, nach dem Westen sondern nach dem Osten weisen. Denn es scheinen Verbindungen zwischen dem Wallbau des 7. Walles in Haithabu und der großen Landmauer in Konstantinopel (Abb. 74) zu bestehen, so daß wir in dieser Wallbautechnik einen Hinweis auf direkte Verbindungen von Haithabu mit dem Osten haben. Daß solche Beziehungen des wikingischen Nordens zu dem Südosten bestanden, wissen wir sehr genau; hier ist nicht nur die schwedische Gesandtschaft, die im Jahre 839 in Byzanz erschien, ein Beleg für die beginnenden Beziehungen des Nordens nach dem Südosten, sondern der Norden griff mit der Gründung des russischen Reiches in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts auf osteuropäisches Gebiet über, und nachdem sich der Schwerpunkt nach Kiew verlagert hatte, wurden die Wikinger fast Nachbarn Ostroms. Aus dieser Ausgangsstellung heraus erklären sich die vier großen wikingischen Angriffe auf Konstantinopel, die im Laufe der Wikingerzeit durchgeführt wurden. Daneben haben wir in den Handelsverträgen der Jahre 911 und 944, die zwischen dem wikingischen Großfürsten von Kiew und dem oströmischen Reiche abgeschlossen waren, eine sehr eindrucksvolle Quelle für die Art der Beziehungen zwischen dem Norden und dem Südosten, ein Beweis, der uns zeigt, wie stark diese Beziehungen waren; und wir haben als dritte Möglichkeit für die Wikinger nach dem Südosten zu kommen die Tatsache, daß die Leibwache des oströmischen Kaisers sich aus wikingischen Bauernsöhnen zusammensetzte, die hier einige Jahre als „Waräger" Dienst taten, um dann in ihre nordische Heimat zurückzukehren. So sind die Möglichkeiten von Beziehungen zwischen Byzanz und Haithabu mannigfaltig. Und es ist sehr wahrscheinlich, daß sich in einem solchen

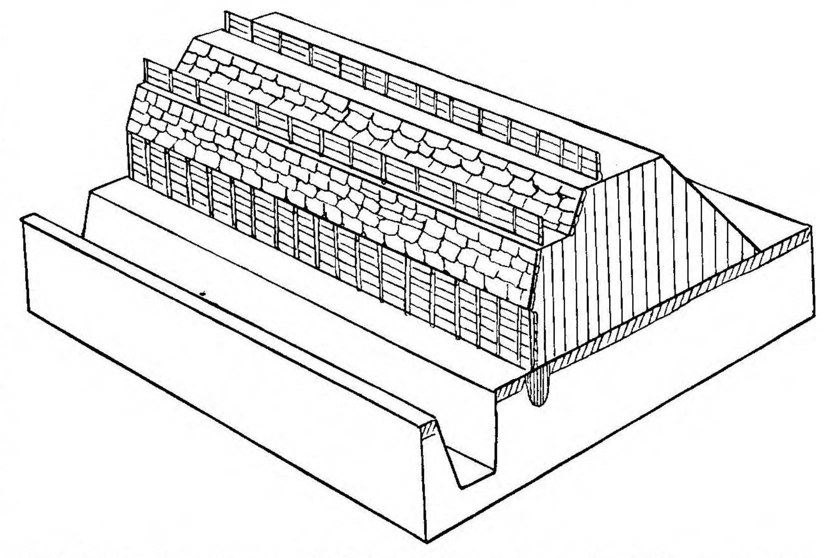


Abb. 73. Stadtmauer von Haithabu. Rekonstruktion des 7. Baues mit zwei Wehrgängen.

Zentrum des nordischen Handels wie Haithabu diese Beziehungen in irgendeiner Weise auch bemerkbar gemacht haben. Daß der Weg nach dem Südosten in der Tat stark begangen wurde, gibt sich sehr klar aus einer Stelle bei Adam von Bremen im 22. Kapitel des 2. Buches zu erkennen. Hier berichtet Adam von Bremen über den Seeweg nach dem Osten. Von Schleswig oder Oldenburg, dem großen Burgwall und politischen Zentrum Ostholsteins, kommt man nach Jumne. Es ist das sagenhafte Vineta, das in den letzten Jahren auf dem Boden des heutigen Wollin wiedergefunden wurde. Von dort kommt man in 13 Tagen nach Nowgorod, der Hauptstadt des nordrussischen Reiches. Die Hauptstadt Rußlands überhaupt aber ist Kiew, und von dort kommt man nach Konstantinopel, der Hauptstadt des byzantinischen Reiches. Adam hätte diesen Weg wohl kaum beschrieben, wenn er nicht tatsächlich oft befahren worden wäre. So haben wir in dieser Adam-Stelle einen sehr interessanten Beleg für die auch nach dem Osten weitreichenden Beziehungen Haithabus, so daß die Verbindungen der Stadt nicht nur nach dem Südwesten gerichtet waren; als Beleg für diese Ostbeziehungen dient uns der im 7. Wall von Haithabu entgegentretende Baugedanke.

So ist der Stadtwall von Haithabu nicht nur ein eindrucksvolles Denkmal, sondern auch eine wichtige, historische Quelle, die uns die Bedeutung Haithabus für den Osthandel erst erschließt, wenn sie auch nicht absolut sicher ist. Denn in der sächsischen Zeit hatte dieser Baugedanke auch auf andere Teile des Nordens übergegriffen, wo Schuchhardt ihn mehrfach nachweisen konnte. Auch auf slavischem Gebiet finden sich ähnliche Anlagen, so daß sein Auftreten im Norden auch auf indirekte Vermittlung zurückgehen könnte; da aber die direkten Beziehungen durch Adam bezeugt sind, ist die andere Annahme vielleicht die einfachere Lösung des Problems.



Abb. 74. Landmauer von Konstantinopel.

Die Waffen.

In einer so kriegserfüllten und kampffrohen Zeit, wie sie diese letzten Jahrhunderte germanischer Vorzeit darstellen, ist es leicht zu erklären, wenn zwischen dem Mann und seiner Waffe ein inniges Verhältnis entsteht. Sie ist ihm nicht Gerät, wie eine Sense oder ein Hammer, sondern sie belebt sich und wird der Freund des Mannes. Sie folgt ihrem Herrn mit ins Grab, um ihm noch im Jenseits dienstbar zu sein und erhält einen besonderen Namen, wie wir solche ja aus der germanischen Heldendichtung in größerer Anzahl kennen. Das berühmteste Beispiel ist wohl das Schwert Balmung, das sich Siegfried selbst schmiedete. Diese Stellung des Mannes zu seiner Waffe hat dazu geführt, daß er sie liebevoll ausschmückte. So bilden die Waffen des germanischen Kreises wahre Prunkstücke, und zwar nicht erst gegen Schluß der Vorzeit; schon im urgermanischen Kreis der Bronzezeit sehen wir dieses Bestreben des Mannes, seine Waffe schön zu gestalten, und die Schwerter der älteren Bronzezeit bilden geradezu Prachtfunde jener Epoche. Darüber hinaus können wir diesen Brauch weiter zurückverfolgen bis in eine der Wurzeln, aus denen das Germanentum zu Beginn des 2. vorchristlichen Jahrtausends erwuchs, bis in die Einzelgrabkultur hinein, deren Gräber ja durch die schön gearbeiteten Streitäxte gekennzeichnet sind, Streitäxte, die weit über das Maß des Notwendigen hinaus sorgfältig gearbeitet wurden. Von hier aus, also von der Steinzeit an etwa, läßt sich durch die ganze germanische Vorzeit hindurch diese Liebe des Mannes zu seiner Waffe verfolgen, und dieses innige Verhältnis schließt nicht am Ende der Vorzeit ab, sondern geht weiter in das Mittelalter und die Neuzeit hinein. Die Erfindung des Schießpulvers und die Einführung der Feuerwaffen bedingte einen tiefgreifenden Einschnitt in der Kriegführung. Die grundsätzliche Einstellung aber ist die gleiche geblieben. Und wenn bis heute noch Geschütze Namen haben, so lebt darin ein uraltes Erbe, das bis in die Wurzel des Germanentums verfolgt werden kann.

Dieser hohen Wertschätzung der Waffe entspricht auch die Bewertung des Mannes, der sie schuf. In der Steinzeit müssen es ganz besonders befähigte Männer gewesen sein, die dem spröden Stein die schönen Formen der Einzelgrabäxte und Flintdolche (Abb. 75) abgewinnen konnten, und in der Bronzezeit hat der Bronzegießer sich liebevoll mit der Herstellung der Bronzeschwertgriffe und ihrer Ausschmückung beschäftigt. Es war damals sicher derselbe Künstler, der auch die anderen Schmucksachen, wie sie in den Gräbern auf uns gekommen sind, herstellte. Kunsthandwerk und Waffenschmiedekunst sind damals noch nicht getrennt gewesen. Auch in der Völkerwanderungszeit, dem Heldenzeitalter unseres Volkes, sehen wir die hohe Wertschätzung des Waffenschmiedes, wie sie uns etwa im Liede von Wieland dem Schmied entgegentritt. Und auch der junge Siegfried geht zu einem Schmied, um das Waffenschmiedehandwerk zu lernen. Es ist eine sehr ehrenvolle Tätigkeit, der auch die Wertung des Mannes entspricht, denn das Wergeld, also die geldliche Buße für einen erschlagenen Mann, war beim Waffenschmied teilweise um ein Mehrfaches höher als bei einem freien Mann. Obgleich das Kunsthandwerk in der Völkerwanderungszeit sich eines anderen Materials bediente, als es der Waffenschmied brauchte — jenes benutzt im wesentlichen Gold und Bronze, dieser durchweg Eisen — sind die Berufe noch nicht so aufgespalten, wie das später der Fall war. Noch im Wieland-Lied sehen wir, daß Wieland auf der einen Seite Goldringe kunstvoll schuf, also Schmucksachen herstellte, und auf der anderen auch Schwerter schmiedete. In dieser Zeit ist also noch eine Einheitlichkeit bis zu einem gewissen Grade gewahrt geblieben. In der Wikingerzeit können wir auf Grund der Sagas und der reichlicher fließenden literarischen Nachrichten ein recht gutes Bild von dem täglichen Leben gewinnen, und dort sehen wir, wie tatsächlich das Schmiedehandwerk den freien Mann ehrt. Das ist wohl letzten Endes auch der Grund dazu, weshalb

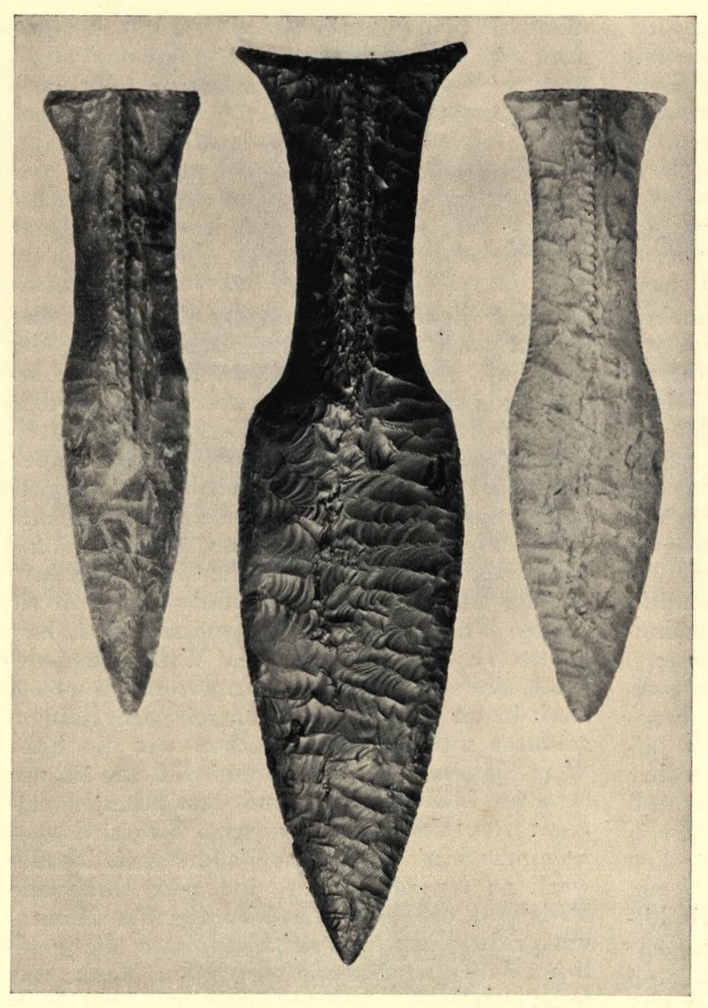


Abb. 75. Feuersteindolche aus dem Ende der Steinzeit.

sich zu dem Begriff des Heergewätes, zu dem ja ursprünglich nur die Waffen und die Tracht des Mannes gehörten, auch das Werkzeug gesellt, und wir kennen schon aus verhältnismäßig früher Zeit unter den Beigaben Schmiedewerkzeuge, die von der Wertschätzung dieses Handwerks ein beredtes Zeugnis ablegen.

Drei Waffenformen sind es vornehmlich, die die Vorzeit kennzeichnen: das Schwert, die Lanze und die Axt. Daneben treten Pfeil und Bogen auf und werden der Eigenart ihres Trägers nach entweder oft benutzt oder gemieden. Aber die drei Hauptwaffen sind in dieser Zusammenstellung von der Bronzezeit bis in das Mittelalter hinein zu erkennen.

Das Schwert ist aus Eisen geschmiedet, ein- oder zweischneidig, bald länger, bald kürzer, die Klinge sehr sorgfältig hergestellt und gelegentlich damasziert. Diese Technik des Damaszierens, die wir, wie der Name besagt, nach Damaskus verlegen, ist aber wahrscheinlich im mittel- oder nordeuropäischen Gebiet entstanden. Sie beruht darauf, daß man auf die zum Teil mit gestählten Schneiden versehenen Schwertklingen flache Blätter aus zusammengeschweißten Eisendrähten hämmerte, wodurch das Schwert eine große Elastizität bekam und für den Kampf besonders geeignet wurde. Gleichzeitig entstand dabei die Zeichnung auf der Schwertklinge, die uns in der germanischen Literatur als „wurmbunt" geschildert wird. Die Stelle, an der das Schwert besonders verziert wird, ist der Griff, vielleicht auch die Scheide, wenn uns allerdings auch von Scheiden in der Wikingerzeit nur spärliche Reste erhalten sind. Der Griff wird mit Silber belegt, und in dieses Silber werden kunstvolle Figuren geschnitten, die entweder mit Gold oder schwarzem Schwefelsilber ausgefüllt werden und dadurch eine sehr schöne Ornamentik bekommen. Während in der Bronzezeit der Waffenschmied auf ein Material angewiesen war, das er aus dem Ausland beziehen mußte, denn Kupfer und Zinn kamen im nordischen Kreise ja nicht vor, gewann man den Werkstoff für die Eisenschwerter aus den reichen Raseneisenerzlagern des Nordens selbst. So erblühte hier eine bodenständige Schwertindustrie. Allerdings scheinen zur Wikingerzeit namentlich im fränkischen Gebiet des unteren Rheins Qualitätswaffen hergestellt worden zu sein. Vielleicht war damals schon Solingen ein Zentrum für die Waffenherstellung, wofür uns einige Quellen ein Zeugnis sein könnten. So war einer der gesuchtesten Handelsartikel für den Norden das gute Schwert. Es war die begehrteste Kriegsbeute, und das Frankenreich hat sich durch Handelsverbote zu sichern gesucht. Wir kennen solche Erlasse, die den Handel mit Waffen nach dem Osten und nach dem Norden unmöglich machen sollten. Sowohl die Slaven, die ja zeitweise die Ostgrenze des Reiches hart bedrängten, wie auch die Wikinger oder Normannen sollten nicht das gute Waffenmaterial geliefert bekommen; und ganz ähnlich verfuhren die Wikinger selbst. Als sie im Laufe ihrer Amerika-Fahrten mit den Skrä-

lingern (wahrscheinlich Eskimos) zusammenkamen, da war für die Eskimos das begehrteste Handelsobjekt die Waffe des Mannes. In dieser Situation hätte es ja eine ganz überflüssige Stärkung des Gegners bedeutet, hätte man ihm die Waffen zum Kampf geliefert, und so sehen wir, daß unter diesen Umständen der Führer der wikingischen Expedition den Handel mit Waffen streng verbietet. Trotzdem aber ist ein großer Teil von fränkischen Waffen nach dem Norden gekommen. Wir können sie heute durch ihre Verzierungen als fränkisch erkennen. Sie lassen sich auch an gewissen Schwertschmiedenamen, die auf den Klingen eingelassen sind, mit dem westlichen germanischen Gebiet verknüpften. Aus Haithabu selbst sind nicht eben viel Schwerter erhalten geblieben. Das liegt wohl daran, daß Beigaben von Waffen bei den christianisierten Bewohnern von Haithabu nicht mehr üblich waren, und das vorchristliche Grabfeld ist bis jetzt noch zu wenig erforscht. Von dem Flachgräberfeld stammt ein sehr schönes, breites Eisenschwert (Abb. 76) des 10. Jahrhunderts. Der Griff ist sorgfältig mit Silber belegt, und zwar sowohl der Knauf wie auch die Parierstange. Der Silberbelag ist gemustert durch Auflagen von Kupfer oder Bronze, so daß durch das verschiedenartige Material ein farbenprächtiges Bild entstand. Das Bootkammergrab hat drei Schwerter geliefert, von denen namentlich das eine sich durch seine große Schönheit auszeichnet. Der Holzgriff ist verloren, wohl aber sind die obere und untere Einfassung dieses Holzgriffes erhalten, die nach dem Griff zu gezackt erscheinen und dort in kleine Tierköpfe auslaufen. Auch hier ist Silber das Material, mit dem man den Schwertgriff belegt hat, die Verzierungen sind durch feine, schwarze Linien mit Schwefelsilber hergestellt. Das zweite Schwert aus dem Bootkammergrab zeigt Reste von Silber-, Kupfer- oder Messingauflagen; das dritte Schwert ist ähnlich behandelt.



Abb. 76. Eisenschwert aus Haithabu. Der Griff ist mit Silber belegt. Die Muster sind durch Einlagen aus anderem Metall gebildet.

Von den Beschlagteilen zum Schwert sind fast nur Ortbänder erhalten, also die Metallbeschläge, die auf der Spitze der Schwertscheide saßen (Abb. 77, 136). Auch sie sind während der Wikingerzeit fast immer Träger eines schönen Ornamentes. Schwertringe und Schwertscheiden kennen wir nicht, gelegentlich findet man sie auf bildlichen Darstellungen. So können wir uns aus diesen Abbildungen wenigstens eine gewisse Vorstellung davon machen. Zu den Bestandteilen des Wehrgehänges gehören ursprünglich auch die kleeblatt- und zungenförmigen Beschläge (Abb. 78), die dann im Norden in die Tracht übergehen und als Gewandnadeln dienen (Abb. 108).

Die Lanzen. Bei den Lanzen gibt es mehrere Arten, teils die großen, schwerer gearbeiteten Stoßlanzen, teils die leichteren Wurfspieße. Von beiden Arten haben wir Reste unter den Funden von Haithabu, wenn auch Lanzen verhältnismäßig selten sind. Auch die Lanzentülle, die Röhre also, in der der Holzschaft sitzt, trägt in der Wikingerzeit ein reiches Ornament. Aus Haithabu selbst gibt es allerdings nur ein einziges Stück, das zudem aus einer ganz alten Untersuchung stammt. Außer den mit Silber belegten Lanzen gibt es gelegentlich solche Stücke, die mit Gold verziert sind. Das einzige erhaltene Stück stammt aus Ungarn und ist anscheinend durch Wikinger dorthin gebracht worden. Aus der nordischen Literatur aber kennen wir Belege für das Vorhandensein solcher goldbelegter Lanzen auch im nordischen Kreis; ob sie immer eine besondere symbolische Bedeutung gehabt haben, steht noch dahin. Zu den Wurflanzen oder vielleicht zu großen Pfeilen gehören merkwürdige Spitzen, die eine rechtwinklig versetzte, doppelte Spitze haben und die also darauf berechnet waren, große Wunden zu reißen.



Abb. 77. Schwertortband aus Bronze im Borrestil verziert.
Aus dem Haus I/30. 1/1.

Die Äxte gehören seit frühester Zeit zur Ausrüstung des Mannes und erfreuen sich zum Teil größerer Beliebtheit als die beiden anderen Hauptwaffen. Unter den erhaltenen Äxten gibt es nur verhältnismäßig wenige, die reich verziert sind und die uns als Herrschersymbol oder Prunkstücke entgegentreten. Die Axt ist die Waffe, die man am ehesten auch mit anderen Kreisen, nämlich der Religion, verbinden kann. Es ist die Waffe des Donnergottes, die Waffe Thors, und sie geht, wie die Gestalt des Gottes, weit zurück in die Vorzeit, wo wir schon für die jüngere Steinzeit die Verehrung eines axtschwingenden Gottes annehmen müssen. Im Norden erscheint die Axt dann gelegentlich als Hoheitszeichen. Wir kennen eine prachtvoll verzierte Axt aus dem Grabe von Mammen (Abb. 79) und noch ein zweites Stück, das praktisch nie verwendet sein kann. Es ist eigentlich nur aus einem eisernen Rahmen gebildet, und in diesen eisernen Rahmen ragt von der Schneide ausgehend ein Kreuz. Hier verbinden sich alte und neue Religionselemente und deuten darauf hin, daß die Axt ihre kultische Bedeutung auch in einer Zeit, in der die Voraussetzungen dafür durch die Einführung des Christentums zerstört waren, nicht verloren hat. Wie fest eingewurzelt dieser Axtkult im Norden war, zeigt vielleicht am besten die Tatsache, daß der heilige Olaf, der das Erbe Thors antrat, die Axt als heiliges Zeichen beibehielt. Daß sie im Norden Hoheitszeichen wurde, hängt wohl mit der besonderen Stellung Thors zusammen. Thor ist nicht nur der Gott des Bauern, der ihm Fruchtbarkeit und gute Ernte gibt, sondern er ist auch



Abb. 78. Kleeblattförmiger Beschlag mit Pflanzenverzierung aus Kolin (Böhmen).

ein Gott mit ursprünglich kriegerischer Bedeutung, der auch den Schutz der politischen Versammlungen übernimmt. Er ist der Gott, dem das „Ding" heilig ist. Das isländische Altding fing immer an einem Donnerstag an, und auch sonst haben wir aus Island Zeugnisse dafür, daß die Dingversammlungen mit Thor in Beziehung standen. Am bekanntesten vielleicht ist das Thorsnes-Ding, das ja schon durch seinen Namen an Thor erinnert. Auf diesem Ding stand die große Dingsäule aus Stein, der Thorstein, der uns hier also die feste Verbindung zwischen dem Gott und dem Dinggericht anzeigt. Auch in Dänemark ist eine Verbindung zwischen dem Gotte Thor und den einzelnen Dingversammlungen seit langer Zeit erkannt worden. Auf deutschem Gebiet haben wir vielleicht in dem großen Fund von Thorsberg bei Süderbrarup in Angeln ein Zeugnis für eine solche Verknüpfung. Aus diesen Voraussetzungen ist es zu erklären, daß die Axt das Hoheitssymbol wurde. Sie ist das Kultsymbol, das die Gegenwart des Gottes bezeugt und seine Kraft auf den überträgt, der es führt.

Ganz ähnlich ist es mit der Lanze, die ja zum Teil im deutschen Gebiet als Hoheitszeichen galt und als Königslanze in der Wiener Schatzkammer auf-



Abb. 79. Eiserne Prunkaxt mit Silbereinlage aus dem Grabfunde von Mammen (Dänemark).
Aufn. Dän. Nat. Mus. Kopenhagen.

bewahrt wird. Auch das ist kein zufälliges Zusammentreffen. Die Lanze ist das Symbol des germanischen Kriegs- und Siegesgottes Wodan, auf den sich ja zahlreiche Fürstengeschlechter zurückführten. Die Weihe des Fürsten erfolgte durch die Übergabe der Lanze; damit stellte er sich unter den Schutz der Gottheit und übernahm ihre Funktion auf der Erde. Er erwarb damit die Kraft, die in diesem Symbol steckte. Wie Thor, so knüpft auch Odin an einen schon in der Bronzezeit verehrten, lanzenführenden Gott an, dessen Namen wir nicht kennen. Vielleicht aber sind in der späteren Gestalt Odins mehrere ursprüngliche Göttergestalten zusammengeflossen. Aus einer Inschrift in Britannien, die von germanischen Truppenteilen des römischen Heeres stammt, erkennen wir einen Mars thingsus, also einen Dinggott, den die Römer mit Mars gleichsetzten. Die bildliche Darstellung dieses Gottes zeigt ihn mit einem Speer bewaffnet, während wir sonst den Mars, den wir ja mit dem germanischen Kriegsgott Ziu oder Ti gleichsetzen, als einen schwertführenden Gott kennen. Hier wird also die dingschützende Gottheit mit einem Speer gedacht, und der Speer ist ja auch später das Dingabzeichen des Heeres. Das Gerthing hat seinen Namen von der heiligen Lanze, die hier die Stelle der Dingsäule, des Handgemals vertritt. Hier wird sie das Abzeichen der Gerichtsbarkeit und geht wohl einerseits auf den das Heer beschirmenden Odin zurück, erklärt sich aber vielleicht ursprünglich aus einer speerführenden Dinggottheit, deren letzte Reste wir in dem Mars thingsus gesehen haben.

Der dritte, große, germanische Gott Ziu oder Ti führt als Hauptwaffe das Schwert. Es bildet auch die vornehmliche Waffe des Kriegers und ist in den Bilderhandschriften des Mittelalters oft das Abzeichen des Herrschers, wenn es auch nicht so weit entwickelt worden ist, wie etwa beim Beil oder bei der Lanze. Aber die Tatsache, daß man auf das Schwert schwor, und zwar, wie wir das aus dem Handelsvertrag zwischen dem germanischen Großfürsten von Kiew und Byzanz wissen, schon in einer Zeit, in der kaum christliche Vorstellungen in der germanischen Gedankenwelt Fuß gefaßt hatten, so deutet das auf eine ebenfalls sakrale Bedeutung des Schwertes hin. Der Ritterschlag, der ja mit dem Schwert ausgeführt wurde, die Aufnahme der Jungmannen in den Kriegerstand, zeigt uns ebenfalls Reste einer solchen Verehrung, wie auch die Verpflichtung, die die Ritter des deutschen Ordens auf das Schwert ablegen mußten. So sind diese einzelnen germanischen Waffen nicht eben nur verbunden mit dem Mann, sondern auch verbunden mit den Hauptgöttern des Germanentums und dadurch geweiht.

Daneben treten Pfeil und Bogen auf, wenn auch wenig Reste auf uns gekommen sind. Im Bootkammergrab wurde ein Pfeilbündel gefunden, das ursprünglich wohl in einem Köcher bewahrt wurde. Die Pfeile sind mit langen Eisenspitzen versehen. Zur Befestigung im Schaft dient ein Dorn, der in den Pfeilschaft eingelassen wurde, oder eine Eisentülle. Die Kerbe, mit der der Pfeil auf die Sehne aufgesetzt wurde, war ursprünglich einfach in den Pfeilschaft geschnitten. Die Pfeile des Bootkammergrabes zeigen aber eine besondere Bearbeitung. Es sind dort nämlich am unteren Ende des Pfeils kleine Bronzestifte eingesetzt, und diese Bronzestifte tragen einen breiten Kopf, der mit einer solchen Rille versehen ist. Als Bogen werden wir auch für die Wikingerzeit den großen Bogen aus Eiben- oder Eschenholz annehmen müssen, wie wir ihn aus den Moorfunden einer etwas älteren Zeit kennen. Pfeil und Bogen dienten nicht nur der Jagd, sondern auch dem Kriege, und wir haben zahlreiche Belege für eine häufige Verwendung des Bogens im Kampf.

Die Schutzwaffen fehlten dem Germanen ursprünglich fast ganz. Das hängt wohl ganz ähnlich zusammen mit der Eigenart der Germanen und der blutmäßig bedingten Einstellung zum Kampf, wie der Verzicht auf die Anlage von Burgen. Erst in der Eisenzeit mit dem Aufkommen längerer Hiebschwerter geht man zur Einführung des Schildes über. Die aus der Bronzezeit bekannten Bronzeschilde scheinen keine große praktische Bedeutung gehabt zu haben. Vielleicht bilden die kunstvoll gearbeiteten, ganz dicken Stoffmützen der älteren Bronzezeit eine Art von Helm; denn infolge ihrer Machart waren sie sehr widerstandsfähig und könnten durchaus dem Schutz des Kopfes dienen. Aber wirklich allgemein wurde als Schutzwaffe zunächst der Schild zu Beginn der Eisenzeit. Er war aber nicht eine bloße Schutzwaffe, sondern diente auch zum Angriff. Man versah den Buckel oft mit einer ausgezogenen Eisenspitze, die den Schild zum Stoßen geeignet machte. Im Nibelungenlied klingt diese Vorstellung von der Bedeutung des Schildes zum Angriff noch nach, wenn der todwunde Siegfried den Schild ergreift und auf Hagen damit einschlägt und im Walthari-Lied wird erzählt, daß Männer mit dem harten Schildbuckel erschlagen werden. Diese Vorstellung hat sich bis in die Zeit

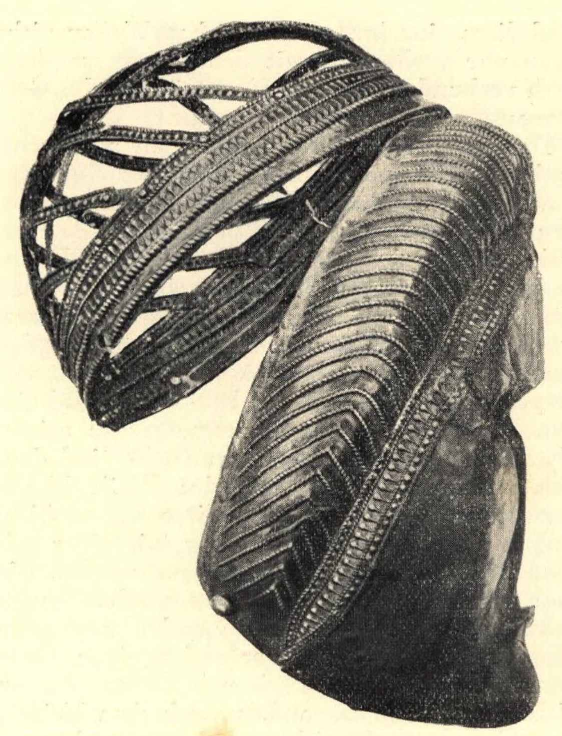


Abb. 80. Silberner Prunkhelm aus dem Moorfunde von Thorsberg.

der Sagas erhalten, wo wir gelegentlich Spuren davon finden. In der Zeit um Christi Geburt beginnt eine neue Schutzwaffe Eingang zu finden: der Kettenpanzer, das Kettenhemd, das dann bis ins Mittelalter hineingeht. Aber die Funde sind so spärlich, daß man wohl annehmen muß, sie seien zunächst mehr Abzeichen der Würde als Bestandteile der Rüstung gewesen. Ganz ähnlich ist es mit den Helmen, die in den Prachthelmen (Abb. 80) der Frühzeit in größerer Anzahl auf uns gekommen sind. Von Panzern und Helmen haben wir in Haithabu gar keine Spuren. Wohl aber besitzen wir in den eisernen Schildbuckeln Reste von Schilden, deren Holzteile allerdings vergangen sind.

Der Ausrüstung des Mannes ist letzten Endes auch das Pferdezaumzeug zuzuzählen, für das wir im Bootkammergrab einige Reste haben, wie z. B. die Trense mit der eisernen Gebißstange und den aus Bronze hergestellten Seitenstäben. Reste von Steigbügeln, die ebenfalls im wikingischen Kreise gelegentlich reiche Verzierungen aufweisen, und Sporen sind mehrfach aus Haithabu bekannt geworden. Das alles vervollständigt das Bild von der Ausrüstung des Mannes jener Zeit wesentlich. Leider sind wir nicht in der glücklichen Lage, aus der Wikingerzeit Trachtenfunde zu besitzen, wie wir sie für die Bronzezeit oder die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung haben. Dafür aber gewinnen wir aus den literarischen Nachrichten einige Anhaltspunkte für die Kleidung des Mannes, die wir uns farbenprächtig vorstellen müssen. So ist der schöne, blau gefärbte Mantel das Zeichen des Häuptlings, und in der späteren Zeit bedauert man, daß die finanziellen Einkünfte nicht mehr ausreichen, wie früher solche prachtvollen Kleidungsstücke herstellen zu lassen. Der Königsmantel mit Gold durchwirkt ist die Königsgabe, die der Herrscher abziehenden Helden gelegentlich gibt, dazu auch Mützen, die teilweise aus fremden Ländern eingeführt sind, wie es der Bericht über den Empfang Gunnars bei Harald Gormsson in Haithabu zeigt. Bildliche Darstellungen besitzen wir aus jener Zeit in einiger Anzahl. Sie zeigen uns Männer mit einem langen, bis zu den Knien gehenden Umhang bekleidet und die Frauen mit Rock und Bluse. Das Prachtvollste aber, was der Mann besitzt, sind seine Waffen. Ihrer Schilderung ist in den Sagas breiter Raum gewidmet, ganz entsprechend dem Geist jener kriegerischen und bewegten Zeit, der die Waffe soviel bedeutete.

Die Geräte des täglichen Lebens.

Das, was die Ausgrabungen so anziehend macht, ist der Einblick, den wir über Haus- und Grabbau hinaus in das alltägliche Leben der Wikinger tun können. Er führt uns die Gestalten dieses Zeitabschnittes ganz lebensnah vor Augen und bildet gleichzeitig eine wertvolle Ergänzung zu dem, was uns das nordische Schrifttum selbst erzählt. Es sind nicht nur Gegenstände aus Metall, sondern auch solche aus Horn und aus Holz, die wir kennen lernen. Damit ersteht vor unseren Blicken eine versunkene Welt, wie kaum an einer anderen Stelle, denn Schmucksachen und Metallgeräte sind in den Gräbern des Nordens besser erhalten als bei uns. Diese vergänglichen Geräte aber kennen wir mit Ausnahme ganz weniger Grabfunde sonst gar nicht. In großer Menge sind Geräte auf uns gekommen, die zum Leben und Wirken der Frau gehören, vor allen Dingen Gegenstände, die zur Herstellung von Geweben dienten. Aus der Wolle wurde mit der Handspindel das Garn gesponnen. Während wir in sehr großer Zahl die Spindelsteine besitzen, die als kleine Schwungscheiben am unteren Ende der hölzernen Spindeln saßen, sind diese Holzspindeln selbst außerordentlich selten; sie sind sauber aus Holz geschnitzt und an beiden Seiten angespitzt (Abb. 63). Diese tanzende Spindel, bei der durch Drehung mit der Hand der Faden entsteht, hat bis zur Zeit der Reformation ausschließlich zum Spinnen gedient. Sie lebt im Märchen von Dornröschen weiter und tritt auch heute noch ganz vereinzelt in Deutschland auf, z. B. in Oberschlesien. Außerhalb Deutschlands wird sie noch in großen Gebieten benutzt; so spinnen die Araberfrauen auf den Eseln sitzend beim Reiten auch heute noch mit solchen Spindeln. Die Spindelsteine sind aus verschiedenem Material hergestellt. Am häufigsten sind solche aus Ton, daneben gibt es aber auch Spinnwirtel, wie diese Geräte auch genannt werden, die aus Horn (Abb. 81), aus Kalkstein oder aus Speckstein hergestellt sind, ja sogar Spinnwirtel aus Blei sind bekannt. Aus den sumpfigen Teilen der Stadt, wo sich das Holz sehr gut erhalten hat, kennen wir solche Spinnwirtel auch aus Holz, so daß wir zwei große Gruppen von Wirteln erkennen, solche aus schwerem Material und andere aus leichtem Stoff. Sicher ist die Auswahl des Werkstoffes nicht willkürlich gewählt, sondern steht im Zusammenhang mit der beabsichtigten Qualität der Fäden. So werden auch heute noch für das Spinnen von Wolle und Flachs verschiedene Wirtel benutzt, und das kann sehr gut auch in der Frühzeit der Fall gewesen sein. Hinter der Verschiedenartigkeit des Materials verbirgt sich also auch ein Unterschied der hergestellten Ware, von der wir uns aber heute noch kein rechtes Bild machen können. Das fertige Garn wurde auf Garnhaspeln aufgewickelt, von denen uns der Osebergfund ein schönes Beispiel zeigt. Später wurde das Material verwebt, und von diesen Webstühlen sind vielleicht einige Holzreste vor-

Abb. 81. Spinnwirtel aus Horn, gefunden in Haithabu. 1/1.

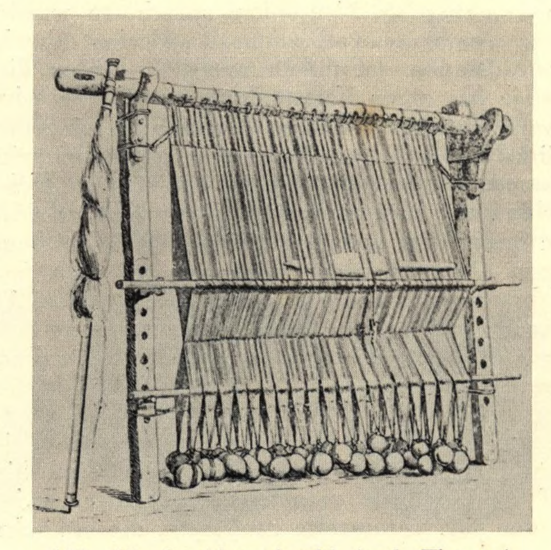


Abb. 82. Gewichtswebstuhl (nach Worsaae).

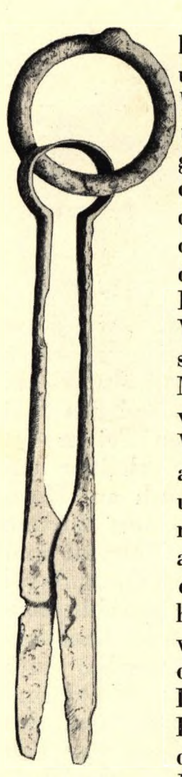


Abb. 83.
Eiserne Schere
aus Haithabu.
½.

handen. Es handelt sich dabei um Spannrahmen, bei denen die Kettenfäden senkrecht hingen und unten durch Webegewichte gestrafft wurden (Abb. 82). In der Saga von den Jomswikingern, diesem kriegerischen Männerorden, der sich an der Oder niedergelassen hatte, träumte eine Frau, es lösten sich bei ihrem Webstuhl die Websteine, und als sie nachsah, waren es blutige Männerköpfe. Es ist ein Unheil verkündender Traum, der einen Webstuhl voraussetzt, wie wir ihn aus dem Osebergschiff kennen, und wie er im Norden Europas noch lange über die Frühzeit hinaus in Gebrauch gewesen ist. Zu dieser Art von Webstühlen gehören die zahlreichen Webegewichte, linsenförmige Tonstücke, die in der Mitte durchbohrt sind. Lange Zeit hat man über die Deutung dieser Stücke nachgedacht und hielt sie teilweise für Netzsenker, die an der unteren Kante der Fischnetze angebracht waren und das Netz beim Schleifen senkrecht stellen sollten, denn auch heute noch sind an der deutschen Küste gelegentlich Netzsenker dieser Art in Gebrauch. Man fand solche Webegewichte in verbrannten Häusern, wo sie in einer Reihe am Boden lagen, und wenn schon dieses Auftreten gegen eine Verwendung als Netzsenker sprach, so wurde diese Annahme vollkommen widerlegt durch das Auffinden von ungebrannten Gewichten, die sich ja bei einer Verwendung im Wasser sehr schnell aufgelöst hätten. Wenn auch einzelne Stücke dieser Art als Netzsenker verwendet sein können, so scheinen doch die meisten zu Webstühlen zu gehören. Unter diesen Webegewichten finden sich einige mit eingetieften Zeichen, deren Deutung nicht sicher zu erweisen ist. Wahrscheinlich gehören sie zu Webstühlen, in denen bunte Gewebe hergestellt wurden, so daß schon die Kettenfäden verschiedenfarbig waren, und es wäre durchaus denkbar, daß man die Kettenfäden einer bestimmten Farbe zusammenfaßte und die Gewichte durch solche Zeichen markierte. Die Gewebe selbst sind bis auf wenige Reste vergangen. In einer Grube fanden sich vereinzelte Stoffreste, die ein sehr sorgfältig gewebtes Rautenmuster tragen, so daß auch bei einfarbigen Stoffen eine leichte Musterung vorhanden war.

Wahrscheinlich gehörten auch Scheren (Abb. 83) teilweise zur Ausrüstung der Frau, denn wie schon in der Bronzezeit, so muß auch in der Wikingerzeit das Zuschneiden der Kleidungsstücke sehr entwickelt gewesen sein. Diese Scheren bestehen aus Eisen und haben die Form unserer heutigen Schafscheren. Sie wurden, wie ein Stück mit einem Ring im Bügel nahelegt, gelegentlich aufgehängt getragen. Aber solche Scheren haben wohl auch damals schon eine mannigfaltigere Verwendung gefunden. In einer Bilderhandschrift, die etwa ein Menschenalter nach der Zerstörung unserer Stadt in Hirsau entstand, wird eine solche Schere zum Haarschneiden benutzt (Abb. 84). Die Abbildung gibt sicher die Verhältnisse jener Zeit richtig wieder.

Wahrscheinlich gehören Knochen- oder Hornnadeln mit Öhr in diese ganze Gruppe von Geräten hinein, denn sicher haben die feinen Nadeln zum Nähen gedient, während man bei den gröberen Stücken an eine Verwendung zum Stricken von Fischnetzen denken könnte. Einige Prachtstücke haben nach Ausweis norwegischer Grabfunde als Haarnadeln gedient. Wie bis heute auf dem Lande, sind damals die fertigen Stoffe wohl in Truhen aufbewahrt worden, und von diesen Truhen besitzen wir aus einem verbrannten Hause Reste, die in ver-



Abb. 84. Darstellung aus einer Bilderhandschrift des 12. Jahrhunderts (n. Goldschmidt).



Abb. 86. Bronzeschlüssel aus Haithabu. 1/1.



Abb. 85. Bronzeschlüssel. Der Ring ist durch zwei auf den Stiel beißende Tiere gebildet. Gefunden im Schleswigschen. 1/1.

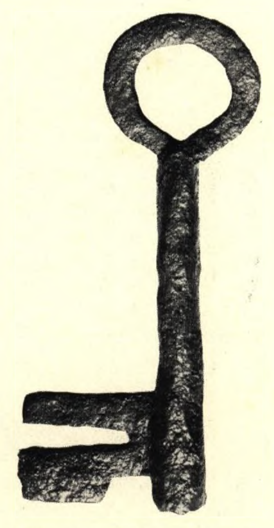


Abb. 87. Eisenschlüssel aus Haithabu. 2/3.

kohltem Zustand bewahrt worden sind. Sie zeigen einen Kasten mit einem Deckel, der durch einen Überfall auf die Kastenwandung übergreift und verschließbar war. Die Außenwände dieses Kastens waren durch eingetiefte Linien mit einem netzartig die Oberfläche umspannenden Muster verziert. Truhen, wie sie noch in späteren Jahrhunderten üblich waren, finden sich schon im Oseberggrab, wo sie teilweise sehr schön mit silbernen Nägeln verziert waren. Hier dienten sie zur Aufbewahrung von Obst und von anderen Dingen, die man der toten Königin mit ins Grab gelegt hatte. Wahrscheinlich werden wir uns auch im täglichen Leben diese Truhen als Aufbewahrungsort für solche Vorräte vorstellen müssen.

Während Truhen selbst sehr selten erhalten sind, besitzen wir eine ganze Reihe von Truhenschlüsseln. Bekannt ist das Eddalied von Thor, der seinen Hammer aus dem Reiche der Riesen heimholt, indem er sich als Riesenmädchen verkleidet und dorthin begibt. Heimdall machte im Rate der Götter den Vorschlag, Thor als Braut verkleidet nach dem Reich der Riesen zu senden:

„Binden wir Thor mit Brautlinnen!
Er trage den breiten Brisingeschmuck!
Lassen wir Schlüssel am Leib ihm klirren
und Frauenkleider aufs Knie fallen . . .“

In der Tat gehören derartige Gürtelketten aus Eisen mit angehängten Schlüsseln und Messern zur Ausstattung der Frau, wie ein Grabfund aus Haithabu sehr schön zeigt; dieses Grab erscheint wie eine Illustration zu der erwähnten Eddastelle. Zum Teil sind diese Schlüssel aus Bronze und dann gelegentlich sehr kunstvoll mit Tierornamenten (Abb. 85) oder geradlinigen (Abb. 86) Mustern versehen. Andere sind aus Eisen. Neben diesen Truhenschlüsseln gibt es aber auch andere, die sehr modern aussehen (Abb. 87). Sie sind aber, und das ist der Unterschied zu den modernen Schlüsseln, aus Blech geschnitten und zusammengebogen. Ihrer Größe wegen können sie kaum in allen Fällen zu Truhen gehört haben, und wahrscheinlich wird man in ihnen Haustürschlüssel erblicken müssen. In einer Stadt wie Haithabu, wo so viel fahrendes Volk zusammenkam, wo Schiffe aus aller Herren Länder im Hafen lagen, mag es manchem ratsam erschienen sein, sein Haus zu verschließen. In das Reich der Frau gehören auch die zahl-



Abb. 88. Kugeltöpfe aus Haithabu.



Abb. 89. Kugeltopf aus Haithabu.

reichen Gefäße, deren Reste auf uns gekommen sind. Zahllose Tongefäße (Abb. 88—90) haben zum Kochen gedient oder zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten. Es herrscht unbedingt die Form des Kugeltopfes (Abb. 89) vor, der in den meisten Fällen wohl über dem Feuer an Kesselhaken aufgehängt war. Solche Kesselhaken hat ebenfalls der Osebergfund geliefert. Daneben haben wir aber noch Näpfe aus Ton (Abb. 90), die vielleicht zum Trinken oder zur Aufbewahrung von Getränken gedient haben. Auffallend ist das Fehlen von Tonschüsseln. An ihrer Stelle hat man anscheinend die großen Specksteinschalen (Abb. 91) verwandt, zu denen mindestens das Rohmaterial aus dem Norden eingeführt worden ist. Unter diesen Schalen gibt es sehr verschiedene Formen, teilweise ganz breite, offene Gefäße, teilweise kleine schöpfkellenartige Schalen mit einem Stiel. Meistens sind die Gefäße dieser Art glatt, gelegentlich haben sie allerdings eine umlaufende Verzierung von eingetieften Rillen, nur selten zeigen sie Flechtbandmuster.

Wir müssen auch an eine ganze Reihe von Holzgefäßen denken, die sich der Lage der Dinge nach nur in seltenen Fällen erhalten haben; so zeigt der Griff eines Schöpfgefäßes (Abb. 92) mit einer sehr sorgfältig angebrachten Verzierung durch eingetiefte Linien, daß diese Holzgefäße auch Träger von Ornamenten waren. Daneben besitzen wir Spachtel (Abb. 93) und Reste gedrechselter Holzteller (Abb. 94) und Dauben, die zu kleinen Wannen gehört haben müssen. Von alledem sind nur ganz geringe Reste erhalten, und die Untersuchungen in den niedrigen Teilen der Stadt, die ja aber erst begonnen haben, werden dort ein sehr viel reicheres Material zu Tage fördern. Von Körben sind gelegentlich Teile vorhanden und ebenso von Holzgefäßen, bei denen der Boden aus einem rund geschnittenen Holzbrett bestand,



Abb. 90. Verschiedene Tongefäßtypen aus Haithabu.

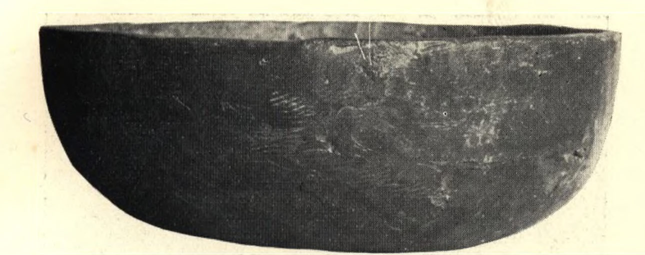


Abb. 91. Specksteinschale aus Haithabu.

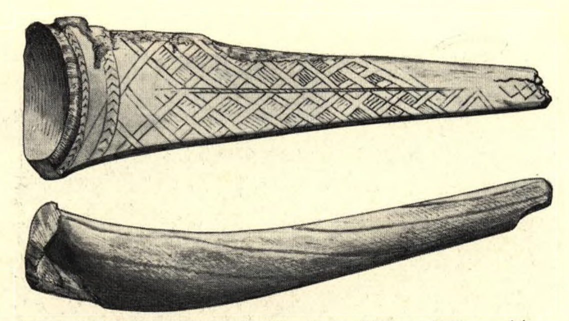


Abb. 92. Verzierter Griff eines Holzgefäßes. ½.

die Wände aber nach der Art der Spanschachteln gebildet waren. Ein großes, rundes Stück Birkenrinde zeigt am Rande Nahtlöcher, die wohl nur zur Befestigung einer Wandung aus Leder oder dünnem Holz gedient haben. So geben uns die in Siedlungen meistens erhaltenen Tongefäßreste nur einen ganz kleinen Ausschnitt aus der Reihe der Gefäße überhaupt wieder. Dazu kommen noch Eimer, von denen wir die Grabeimer (Abb. 95) recht gut kennen. Sie sind aus Holzdauben hergestellt, die durch Eisenbänder zusammengehalten wurden. Der Zwischenraum zwischen den Eisenteilen ist oft sehr kunstvoll mit ausgeschnittenen Blechmustern ausgefüllt; diese großen Grabeimer, oder richtiger gesagt Bütten, haben vier Tragringe am oberen Rande. Sie sind im ganzen Norden verbreitet gewesen und tauchten überall als Grabbeigaben auf. Daneben haben wir kleinere Eimer mit teilweise sorgsam ausgeschmiedeten Henkeln, die wohl ebenso zum täglichen Gebrauch wie zum Mitgeben für den Toten bestimmt waren. Von den Zubern, die nur aus Holzreifen und Holzdauben bestanden, und den Tonnen ähnlicher Art hat sich auf dem trockenen Gelände nichts mehr gehalten, nur kleine Daubenreste, die man in den tieferen Geländen der Stadt findet, zeugen von ihrem Vorhandensein. Daneben hat es auch, und zwar in ziemlich großer Anzahl, Glasgefäße gegeben, die, wie vieles andere, auf dem Wege des West-Ost-Handels nach dem Norden gekommen sind. An ganzen Gefäßen besitzen wir nur einen trichterförmigen Becher aus dem Bootkammergrab (Abb. 96), dessen Herstellungsgebiet wahrscheinlich in der Eifel liegt. Eine Bilderhandschrift aus der Zeit um 900 zeigt für das Rheingebiet die Verwendung solcher Geräte (Abb. 97). Reste weiterer Gefäße dieser Art finden sich auch sonst noch in Haithabu. Sie sind in den Gräbern der Westküste Schleswig-Holsteins vertreten und kommen auch sehr zahlreich in Birka vor.

Außerdem haben wir aber auch andere Gefäßformen, napfartige Glasbecher, ebenfalls aus einem grünlichen, durchsichtigen Material, und auch prachtvollere Gefäße, eine Scherbe aus sehr schönem blaugefärbten Glas zeigt Reste von aufgelegten weißen Glasfäden. Auch Scherben mit Goldbemalung treten ganz vereinzelt auf. Dabei handelt es sich wohl um Prunkgefäße, von denen wir leider kein ganzes Stück besitzen.

Vielleicht gehören zur Tätigkeit der Frau auch Holzgeräte, die eine Art von Webeschwert darstellen könnten, für Webeschwerter aber reich-



Abb. 93. Holzspachtel aus Haithabu.



Abb. 94. Gedrehter Holzteller aus Haithabu.



Abb. 95. Rekonstruktion des Eimers aus Kammergrab I/30. $^1/_7$.

lich schwer und unhandlich sind. Nachdem schon in Haithabu ein solches Stück gefunden worden ist, ergaben die Grabungen in der Stellerburg ein gleiches Exemplar. Daß es sich dabei um Webeschwerter handelt, ist kaum anzunehmen. Wozu aber diese merkwürdigen Geräte gedient haben, ist noch fraglich. In einer Kampfszene des Teppichs von Bayeux sind Männer dargestellt, die mit ganz ähnlichen Geräten aufeinander losgehen. Ob es sich bei den Stücken aber um ursprüngliche Waffen oder nur um gelegentlich als Waffe benutzte Geräte handelt, läßt sich nicht erkennen.

In großer Zahl sind die Mühlsteine vertreten (Abb. 98). Sie sind aus einem Material hergestellt, das aus der Gegend von Mayen in der Eifel stammt und vulkanischen Ursprungs ist. Es handelt sich dabei um die rotierende Mühle. Der

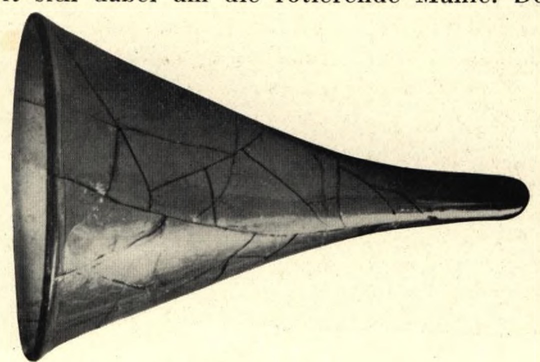


Abb. 96. Glasbecher aus dem Bootkammergrab.



Abb. 97. Darstellung eines trichterförmigen Glasbechers der Zeit um 900 in einer Bilderhandschrift aus Prüm (Eifel) oder St. Gallen.

untere Stein lag fest, und auf ihm drehte sich der obere Stein, der in der Mitte das Einfülloch für das Getreide hatte. Der Stein wurde an einem Holzstabe gedreht, der vom Rande des oberen Steines nach der Mitte zu ging und oben in einem Gelenk befestigt war. Die Steine lagen



Abb. 98. Mühlsteine aus Haithabu.

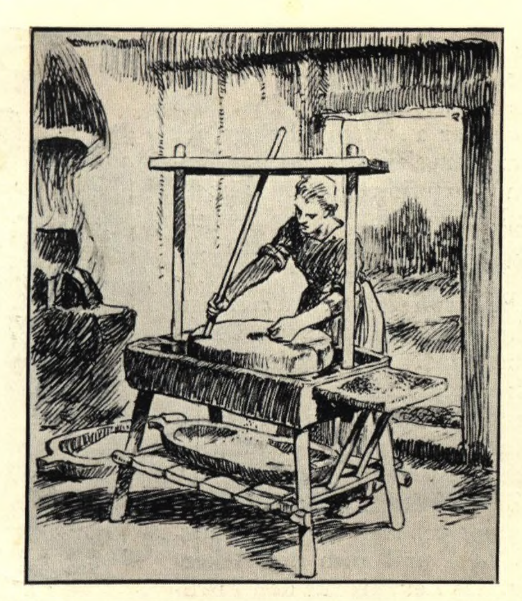


Abb. 99. Rekonstruktion einer Mühle (n. Lechler).

in einem oben offenen Kasten, der einen schrägen Abfluß für das Mehl hatte (Abb. 99). Mühlen der gleichen Art leben auch heute noch in Mitteldeutschland und in Ostpreußen.

Wozu die zahlreichen Holzdeckel gehören, die bei der Grabung gefunden werden, läßt sich nur sehr schwer sagen.

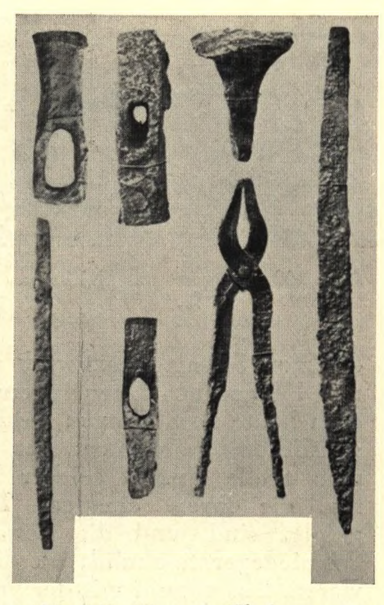


Abb. 101. Eisernes Werkzeug aus norwegischen Funden (nach S. Grieg).

Unter den Tongefäßen fällt eine besondere Art auf. Es handelt sich dabei um flache Schalen, die auf einem Fuß stehen, und dieser Fuß hat auf der Unterseite ein rundes Loch, als wäre das ganze Gefäß zum Aufstecken auf einen Holzzapfen bestimmt gewesen. Die Schalen sind oft sehr flach, und der Nutzraum ist im Verhältnis zum ganzen Gerät recht gering, so daß man nicht gern an Gefäße denken möchte. Es handelt sich dabei wohl auch nicht um Trinkgefäße, sondern um Lampen, die mit Fett gefüllt waren und einen schwimmenden Docht besaßen (Abb. 100). Man kann sich die großen Hallen dieser Zeit sehr



Abb. 100. Tonlampen aus Haithabu.

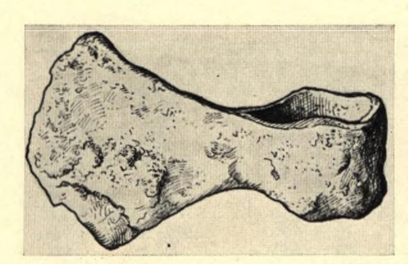


Abb. 102. Eisenaxt aus Haithabu. ⅔.

gut durch das große Langfeuer in der Mitte und durch solche Lampen an den Wänden erleuchtet vorstellen.

Von den Geräten des Mannes fallen zunächst einige Werkzeuge auf, die zum Schmiedehandwerk gehören, Hammer und Zangen aus Eisen in einer Form, die wir auch heute noch kennen (Abb. 101). Aus gelegentlichen Grabfunden des Nordens ist uns eine große Anzahl solcher Werkzeuge erhalten, die ihrem einstigen Besitzer ins Grab gefolgt sind, und die beweisen, daß solche Schmiedegeräte ähnlich wie die Waffen geschätzt waren. Das stimmt mit der großen Achtung vor dem Schmiedehandwerk überein, das als sehr ehrenvoll galt. Von Geräten, die dazu gehören, finden sich vor allen Dingen Punzen und Pfriemen, die allerdings vielleicht mehr zur Lederarbeit benutzt wurden, denn Leder ist nach Ausweis der zahlreichen Funde in starkem Maße verarbeitet worden. So vor allen Dingen für Schuhe, wahrscheinlich aber auch für Messerscheiden und natürlich auch für Gürtel. Zur Bearbeitung dieses Leders diente wohl ein Teil der Pfriemen. Die Messer mit den Holzgriffen gehören zur allgemeinen Ausstattung des Mannes und auch der Frau. Daneben gibt es auch Klappmesser mit einer einklappbaren Klinge, die schon in den völkerwanderungszeitlichen Gräbern Süddeutschlands auftreten. Bei den Äxten (Abb. 102) kann es sich ebensogut um Waffen wie um Gebrauchsgeräte handeln, ohne daß im einzelnen Falle der Charakter des Stückes klar ist.

Zum Schleifen der Schneidewaffen brauchte man Schleifsteine. Sie sind aus zwei bestimmten Gesteinsarten hergestellt. Seltener tritt Sandstein auf, und zwar meist in Form größerer Steine, die zur Schärfung der großen Geräte gedient haben werden. Die Schieferschleifsteine, die entweder aus dem Rheingebiet oder dem skandinavischen Norden eingeführt sein müssen, sind teilweise ebenfalls sehr groß, zum Teil aber auch recht klein, so daß sie nur zum Abziehen von feinen Messerchen gebraucht sein können. Ob es sich dabei um Rasiermesser handelt, ist nicht zu entscheiden. Zum Schneiden der Haare dienten die schon erwähnten Scheren.



Abb. 104. Eiserne Pflugschar aus Haithabu. ¼.

Zum Tätigkeitsbereich des Mannes gehören der Fischfang, die Jagd und auch der Ackerbau. Als Zeugnis für den Fischfang besitzen wir ein großes, weitmaschiges Netz, das ganz dem Netz aus dem Nydamfund entspricht und das nur zum Fangen großer Fische benutzt sein kann. Die Jagdgeräte sind von den Waffen nicht zu unterscheiden, und von der Falkenjagd (Abb. 14), die wir aus Abbildungen kennen, hat sich natürlich nichts erhalten. Ob in Haithabu in größerem Umfange Ackerbau getrieben wurde, ist fraglich. In der Stadt selbst gab es sicher keine anbaufähigen Flächen, aber außerhalb der Stadt können natürlich die Felder von Ackerbürgern gelegen haben. Denn wenn auch ein großer Teil der Bevölkerung vom Handel lebte, so muß ja auch die Ernährung irgendwie sichergestellt gewesen sein, und es ist kaum anzunehmen, daß das unmittelbar um Haithabu liegende Gebiet zur Ernährung der ganzen Bevölkerung aus-



Abb. 103. Eiserne Sichel aus dem Hause II/30.

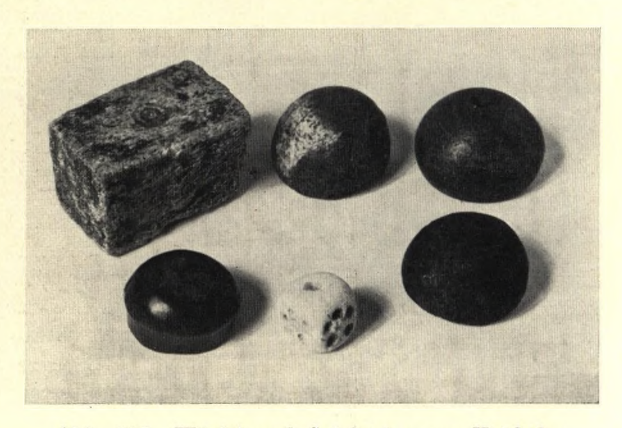


Abb. 105. Würfel und Spielsteine aus Haithabu.



Abb. 106. Schalenspange aus Haithabu.

gereicht hat. Im Gegenteil wird man einen sehr starken Markthandel mit den Bauern der umliegenden Landschaft annehmen müssen. Trotzdem kann aber in bescheidenem Maße auch von Ackerbürgern der Stadt Feldbau getrieben worden sein. Eine gezähnte Sichel (Abb. 103), die sich in einem Hause fand, legt das jedenfalls nahe, und in dieselbe Richtung weist ein hackenartiges großes Eisengerät, das als Pflugschar (Abb. 104) Verwendung gefunden hat. Diese Probleme gehören zu den wichtigsten, die durch die Grabung geklärt werden können. Damit hängt die Frage nach der inneren Gliederung der Stadt und nach der sozialen Ordnung eng zusammen. Darüber hinaus können wir aus diesen Untersuchungen auch eine Beantwortung nach der Entstehung der Stadt im Norden überhaupt erhoffen.

Von der Unterhaltung der Männer am abendlichen Herdfeuer sprechen Spielsteine (Abb. 105), die zu Brettspielen gehört haben. Zum Teil sind sie aus Knochen hergestellt, andere aber auch aus Holz geschnitzt, auch solche aus Bernstein sind bekannt. Von den Spielgeräten der Kinder hat sich nicht viel erhalten. Für die Jungen war wohl Krieg und Seefahrt schon sehr früh das lockende Ziel, und so ist wohl anzunehmen — und die Sagas bestätigen uns das —, daß die Jugend sehr früh an den Gebrauch der Waffen gewöhnt wurde. Wir besitzen unter den Eisengeräten Dinge, die für Männer zu klein und für Amulette zu groß sind. Wir können in ihnen vielleicht Kindergeräte sehen, mit denen die Jungen schon frühzeitig umzugehen lernten (Abb. 102). Ein sehr sorgfältig geschnitztes Kinderschiffchen zeigt die schon früh auftretende Vorliebe für das Wasser. Von den Geräten sind nicht immer die zur Tracht gehörigen Gegenstände mit Sicherheit zu trennen.

Zum Frauenschmuck gehören die großen schildkrötenförmigen Schalenspangen (Abb. 106, 107), die das Gewand an den Schultern zusammenhielten und gelegentlich durch Hängeketten aus Bronze oder durch Perlenschnüre verbunden waren. Auch große Schmucknadeln, die paarweise getragen wurden, und zwischen denen ebenfalls Hängeketten befestigt waren, gehören dahin. Als Drittes gehörte zur Tracht gelegentlich eine kleine kleeblattförmige Spange, die auf der Mitte der Brust getragen wurde (Abb. 108). Als Anhänger dienten ovale Hängeschmuckstücke mit sehr sorgfältig herausgearbeiteter Ornamentik (Abb. 119). Daneben fanden Perlen sehr vielfach Verwendung. Ibn-Foszlan, der Araber, dem wir die Schilderung des wikingischen Begräbnisses in Bolgar verdanken, berichtet uns, daß die Wikinger für Glasperlen oft hohe Beträge bezahlten und so für ihre Frauen Schmuck-



Abb. 107. Schalenspange aus Haithabu.



Abb. 108. Kleeblattspange aus Haithabu.

ketten kauften. Es sind aber nicht nur Glasperlen verwendet, sondern oft sehr geschmackvolle Ketten aus kleinen, sorgfältig geschliffenen Bergkristall- und Karneolperlen. Dazu kamen Perlen aus Silber, die teilweise aus Blech getrieben und mit Filigran verziert waren, sonst aber aus Silberdraht hergestellt wurden. Außerdem fand auch Rosenquarz Verwendung; diese Ketten waren sehr geschmackvoll zusammengestellt. Als Anhänger wurden weiter auch Münzen getragen; Nadeln mit Ösen scheinen nicht immer nur zum Nähen Verwendung gefunden zu haben. Einige dieser Nadeln zeigen geschnitzte Ornamente, die wohl darauf hindeuten, daß die Nadeln als Schmuck benutzt wurden (Abb. 109). Neben Knochen- und Holznadeln (Abb. 110) sind solche aus Walroßzahn verwendet worden, von denen ein prachtvoll geschnitztes Stück bei der Grabung des Jahres 1936 im Bachbett gefunden wurde. Über die Gürtelketten wurde schon vorher gesprochen. Sie gehören zur Tracht der Frau, während Kämme, die in großer Zahl innerhalb der Stadt vorkommen, wohl nicht als Schmuckkämme benutzt worden sind. Bei den Schuhen handelt es sich im wesentlichen um Bundschuhe, wie sie auch das ganze Mittelalter hindurch in Verwendung waren.

Über den Schnitt der Kleidungsstücke wissen wir aus Funden so gut wie nichts. Wohl aber sind ganz vereinzelte kleine Anhängerchen und Spangen bekannt geworden, die Frauen darstellen (Abb. 138), und aus ihnen können wir wenigstens andeutungsweise die Tracht erschließen. Sie bestand aus einem lang herunterhängenden Rock und einem halblangen Umhang. Sehr kostbar waren teilweise auch die Stoffe. Sie waren nicht immer einheimischen Ursprungs, sondern wurden von weither eingeführt. So kennen wir die Ausfuhrverbote für eine Reihe von Prunkstoffen aus Byzanz, die nur dem byzantinischen Hof vorbehalten sein sollten. Sogar in einem Handelsvertrag zwischen Igor, dem Großfürsten von Kiew, und dem oströmischen Kaiser werden gewisse kostbare Stoffe ausgenommen. „Die Russen", heißt es, „sollen keine Seidenstoffe kaufen, die über 50 Goldsolidi kosten, außer in besonderen Fällen, für welche der griechische Zollbeamte durch Aufdrückung eines Siegels die Erlaubnis zum Export erteilte." (Heydt.) Konstantinos Porphyrogennetos erzählt, daß diese Prachtstoffe sehr beliebt waren und daß sie eigentlich nur für den Gebrauch beim kaiserlichen Hof und bei den höchsten Kirchenfesten in der Sophienkirche bestimmt waren. In der Saga von Kjartan und Bolli erhält Kjartan von der Königsschwester Ingibjörg als Abschiedsgeschenk ein Tuch. „Unterdessen griff Ingibjörg in die Anrichte, die bei ihr stand, und nahm daraus ein weißes Kopftuch mit Goldgewebe und gab es Kjartan und sagte, es würde Gudrun, der Tochter des Osvifr, sehr gut stehen, und du sollst ihr das Kopftuch zur Morgengabe schenken. Ich will, daß die Isländerinnen sehen, daß die Frau nicht von Knechten stammt, mit der du dich in Norwegen unterhalten hast; das Tuch lag in einem Beutel von Sammet, es war ein sehr kostbares Stück." Vereinzelte Gewebefunde zeigen uns die Webetechnik in etwas hellerem Lichte. Von der Männertracht ist noch weniger erhalten; abgesehen von den Waffen, die dem Mann ins Grab folgten, finden wir Armringe (Abb. 111), die als Schmuckgegenstände auch vom Manne getragen wurden, und vereinzelt Perlen. Wie die Kleidungsstücke zugeschnitten waren, wissen wir aus den Funden nicht. Nur selten reichen die Darstellungen auf den Bildsteinen dafür

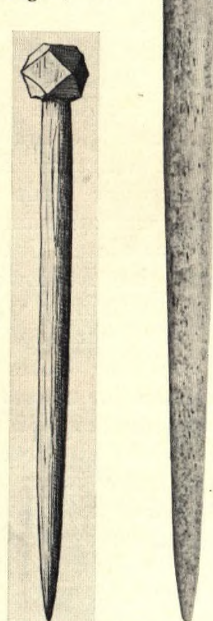


Abb. 110. Abb. 109.

Abb. 109. Knochennadel aus Haithabu. 1/1.

Abb. 110. Holznadel mit geschnitztem Kopf; aus Haithabu. 2/3.



Abb. 111. Bronzearmring aus Haithabu. ⅔.

aus. Eine kleine Bronzefigur aus Schwedt a. d. Oder zeigt einen Mann mit langem, an den Hüften zusammengeschnürten Rock und spitzer Mütze (Abb. 112). Man hält die Figur allgemein für slavisch; ein gutes Gegenstück dazu ist aber aus Skandinavien bekannt und lehrt, daß dort die gleiche Tracht üblich war. Vielleicht stellt auch das Stück aus Ostdeutschland einen Wikinger dar, was bei dem großen wikingischen Einfluß in diesem Gebiet nicht unmöglich wäre. Wir besitzen außerdem eine große Anzahl von Hinweisen auf die Männertrachten in den Sagas, und andererseits haben wir in den Buchmalereien Westeuropas Darstellungen, die wir wohl auch auf den Norden beziehen können. Im ganzen ergänzen die Funde das auf anderem Wege gewonnene Bild sehr gut und runden es ab.



Abb. 112. Bronzefigur aus Schwedt a. d. Oder. 1/1. Aufn. Staatl. Mus. Berlin.

Das Handwerk.

Die zentrale Lage Haithabus hat sich auch für die Entwicklung eines umfassenden Handwerkes als sehr förderlich erwiesen. Auf der einen Seite war es sicherlich die Möglichkeit einer leichten Rohmaterialbeschaffung, die durch die Handelswege gewährleistet war, denn zum größten Teil war das Kunstgewerbe gezwungen, Stoffe zu verarbeiten, die eingeführt werden mußten. Daneben waren es aber mindestens in ebenso entscheidendem Maße die guten Absatzmöglichkeiten, die die Handelswege für die Stadt geschaffen haben. Diese beiden Faktoren, die Rohmaterialbeschaffung und die gute Absatzmöglichkeit über weite Strecken waren es, die an dem Aufkommen eines reichen Handwerks entscheidend beteiligt waren. So ist es nicht zu verwundern, daß uns schon im 9. Jahrhundert Spuren eines entwickelten Kunstgewerbes in Haithabu entgegentreten. Die Aufdeckung der Stadt ist vorläufig viel zu oberflächlich, als daß man schon über die ganze Anlage der Werkstätten, über Zunftwesen und andere Fragen Auskunft geben könnte. Vor dem Kriege hat das Kieler Museum am Nordufer des Baches gegraben, und zwar zwischen dem Stadtweg und dem Ufer des Noors; man fand auf dieser Strecke zahlreiche Werkstättenreste, so daß es den Anschein hatte, als wären die ganzen Werkstätten zu einem Handwerkerviertel vereinigt. Es würde das ganz den Gepflogenheiten der mittelalterlichen Städte entsprechen, in denen die einzelnen Zünfte ganze Straßenzüge für sich hatten, ein Brauch, der heute noch in der Straßenbenennung weiterlebt, wenn wir Bezeichnungen wie Schuhmacherstraße, Gelbgießergasse und andere berücksichtigen. Ähnlich scheinen die Verhältnisse jedenfalls auch in Haithabu gewesen zu sein. Für die Anlage des Handwerkerviertels gerade an dieser Stelle sprach sicherlich nicht zuletzt auch der Bachlauf, der auf der einen Seite eine gute Entwässerungsmöglichkeit bot, auf der anderen Seite auch Wasser mit sich führte, das ja für eine Anzahl von Gewerben sehr notwendig ist. So haben hier am Ufer des kleinen Wasserlaufes zahlreiche Werkstätten gestanden, die ganz verschiedener Art waren. Von den Schmieden haben wir nur wenig Reste erhalten; wir kennen zwar das Werkzeugmaterial der Schmiede im Norden aus einer Reihe von reichen Grabfunden, die Skandinavien geliefert hat. Dort sehen wir Zangen, wie sie heute noch weiterleben, Feilen, Hammer und Amboß, in Formen vertreten, die sich bis heute kaum verändert haben. Von allen diesen Geräten besitzen wir in Haithabu nur ganz wenige Reste. Ein Zangenbruchstück und einige Hämmer brauchen noch nicht unbedingt auf eine Schmiedewerkstatt schließen lassen, sondern können sich aus dem Besitz einzelner Männer erklären. Wenn wir noch in den Sagas gelegentlich ein allgemeines Hausgewerbe sehen, bei dem der Bauer gleichzeitig sein eigener Schmied war, so wird man in Haithabu kaum damit rechnen können, sondern wird eine weitgehende Arbeitsteilung in den einzelnen Gewerben annehmen müssen, und es wird auch möglich sein, einmal die Schmiedewerkstätten aufzudecken.

Sehr verbreitet war auch die Verarbeitung von Knochen und Geweih zu Schmuck und Gebrauchsgegenständen. Als Rohmaterial verwandte man das Geweih, das über der Rose abgeschnitten wurde, und zwar entfernte man mit zwei winklig zueinander gestellten Schnitten den Hauptast und die unterste Sprosse; dazu benutzte man Sägen, die sehr fein gewesen sein müssen, denn die Sägeflächen sind ganz glatt, und meistens sind die Sägespuren nur ganz undeutlich zu erkennen. Für die Rosen hat man oft keine rechte Verwendung gehabt und ebensowenig für die Spitzen der einzelnen Sprossen. Man hat sie abgesägt und beiseite geworfen. Kämme (Abb. 113), die sehr zahlreich bei den Ausgrabungen gefunden wurden, stellte man aus Geweih her. Von der rohen Hirschgeweihstange an kann man die Entstehung der Kämme bis zum fertigen Stück genauestens verfolgen. Es handelt sich um die sogenannten Dreilagenkämme, bei denen der Griff aus zwei Schalen besteht, zwischen ihnen sind die einzelnen gezähnten Plättchen durch Bronzenieten eingeklemmt. Die

Verzierung weist meist geometrische Muster aus eingeritzten Linien oder eingetieften Kreisen auf. Diese Art der Kammverzierung ist durch den ganzen Norden verbreitet und geht im Westen bis nach Dorestad am Krummen Rhein, wo wir eine ähnlich rege Kammherstellung annehmen müssen wie in Haithabu. Dazu kommt, daß gewisse Muster, wie z. B. liegende S-Ornamente, zahlreich bisher nur in Haithabu und in Dorestad angetroffen worden sind und eine enge Verbindung zwischen diesen beiden Plätzen aufzeigen. Auch im slavischen Gebiet treten gelegentlich Kämme der gleichen Art mit allerdings etwas abweichender Verzierung auf, und diese Kämme könnte man für Einfuhrgut aus dem großen wirtschaftlichen Zentrum des Ostseebeckens in das Hinterland halten. Nun kommt für die Herstellung solcher Kämme aber nicht nur Haithabu in Frage, sondern die neuen Ausgrabungen in Wollin haben ein reiches Material für die Herstellung solcher Kämme auch dort ergeben, so daß wir auch an der Odermündung einen solchen Werkstättenmittelpunkt anzunehmen haben.

Neben diesen Geräten ist auch die Herstellung eines anderen Kammtyps in Haithabu nachgewiesen, wenn wir von den Kämmen selbst auch keinerlei Reste erhalten haben. Eine Anzahl von Unterschenkelknochen vom Rind oder Pferd zeigt merkwürdige Aussprengungen, die zur Gewinnung von ziemlich glatten Platten geführt haben müssen. Lange Zeit betrachtete man die Röhrenknochen mit den ausgeschlagenen Öffnungen für das beabsichtigte Produkt, ohne daß eine Deutung dieser Dinge möglich gewesen wäre. Später aber zeigte es sich, daß ein Typ von Kämmen von Rußland bis nach Holland hinein verbreitet ist und von der Wikingerzeit bis ins Mittelalter hinein lebte, der aus den durch diese Art der Knochenbehandlung gewonnenen Platten hergestellt wurde. Es kann nicht gut ein Zufall sein, daß wir trotz der großen Anzahl aufgeschlagener Röhrenknochen bisher keine Kämme dieser Art in Haithabu gefunden haben, wo doch die anderen Kämme so zahlreich im Fundmaterial vertreten sind. Vielleicht handelt es sich bei dieser Industrie um einen für Export bestimmten Zweig, wie wir das beim Bronze-Kunsthandwerk noch sehen werden. Auch diese Knochen- und Hornwerkstätten sind zum größten Teil unten am Bachlauf im sogenannten Handwerkerviertel angetroffen worden. Daß aber auch außerhalb dieses Gebietes solche Werkstätten vorkamen, beweisen die Grabungen von 1930, wo es gelang, im Haus II/30 eine solche Werkstatt aufzudecken. Hier fanden sich vom Rohmaterial bis zu den halbfertigen Kämmen alle Zwischenstücke, sogar die Hobelspäne von Geweih, die dabei als Abfall entstanden, waren in einigen tiefen Gruben, die auf dem Grund des Hauses angebracht waren, aufbewahrt. In diesem Haus, das sehr viel weiter nach Westen und in keinem direkten Zusammenhang mit dem Bachlauf liegt, hat ein Mann gewohnt, der gewerbsmäßig derartige Geweihgeräte hergestellt hat.

Außer den Kämmen waren es Knochennadeln, zum Teil mit schön geschnitzten Verzierungen in einem flachen Relief, die aus den Werkstätten von Haithabu hervorgingen. Es handelt sich dabei um Schmucknadeln, oder um einfache, grobe Nähnadeln. Weiter wurden Hirschgeweih- und Knochenreste zu Spinnwirteln verarbeitet, die oft sorgfältig mit Verzierungen versehen sind. Auch Messergriffe und ähnliche Geräte sind hier angefertigt. Es ist interessant, daß sich auch die Fabrikation von Würfeln nachweisen läßt und zwar von wirklich kubischen Würfeln, die sich von den prismatischen Würfeln der älteren Zeit deutlich unterscheiden. Wenn bei diesen Würfeln auch das Zahlenbild gelegentlich etwas von unserem heutigen abweicht, so tritt doch hier schon in der Wikingerzeit derselbe Brauch der Zahlenverteilung bei Würfeln auf, wie er auch heute noch herrscht, nämlich die Gewohnheit, die Zahlen so anzuordnen, daß die Summe der beiden gegenüberliegenden Seiten 7 ergibt. So liegen 6 und 1, 5 und 2, 3 und 4 gegenüber.

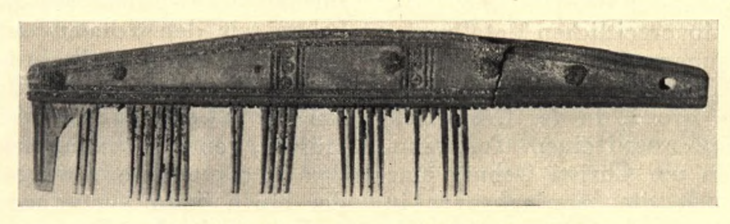


Abb. 113. Hornkamm aus Haithabu. 3/7.

Das Kunstgewerbe.

Den größten Umfang nahmen nach den bisherigen Kenntnissen die Werkstätten ein, die Metallschmucksachen herstellten. Diese Werkstätten sind deshalb von so großer Bedeutung, weil sie es uns ermöglichen, ein Kunstzentrum festzustellen und zu überprüfen, wie die Verteilung der hier geschaffenen Kunstformen sich zu diesem Zentrum verhält. Außerdem zeigen sie uns wie die verschiedenartigen Strömungen, die vom Norden nach dem Westen und vom Westen nach dem Norden gingen, sich in Haithabu kreuzten und zu einer eigentümlichen Umformung, wie wir sie nur in Haithabu nachweisen können, führten. Fast alle Bronzeschmucksachen, die wir aus Gräbern und sonst verstreut in der Siedlung finden, sind, wie es scheint, hier hergestellt worden. Die großen Schalenspangen (Abb. 106, 107), die zur Ausstattung der Frau gehören, wurden hier gegossen, wie eine Menge von Formbruchstücken beweist. Auch wurden hier kleeblattförmige Spangen (Abb. 108) hergestellt, die wir ebenfalls aus einer Reihe von Grabfunden kennen. Daneben wurden die verschiedensten Anhänger aus Bronze und Edelmetall gegossen, auch Armbänder hergestellt, die in Haithabu sonst nicht vorkommen, wohl aber im skandinavischen Norden sehr verbreitet sind. Das Rohmaterial wurde in Form von Barren (Abb. 114), etwa fingerstarken Metallstäben, hier in den Norden eingeführt, und zwar fanden sich in der Siedlung zahlreiche Bronze- und Silberbarren, von denen die letzteren allerdings als Zahlungsmittel und weniger als Werkstoff gedeutet werden müssen. Gußformen für solche Barren sind in Haithabu zahlreich gefunden worden (Abb. 114). Es ist ein Zug der wikingerzeitlichen Metallurgie, daß die Bronzezusammensetzung nicht mehr der ursprünglich in der Bronzezeit gefundenen entspricht. Bestand die Bronze in der Bronzezeit aus neun Teilen Kupfer und einem Teil Zinn, so vollzog sich schon um Christi Geburt eine Änderung insofern, als die Messingbronze in den Vordergrund trat, eine Legierung, die aus Kupfer und Zink besteht, während in der Wikingerzeit die Zusammensetzung abermals wechselte, und die Bronze durch eine Legierung von Kupfer und Blei gebildet wurde. So erklärt sich auch wohl das häufige Vorkommen von Bleibarren, von denen der eine, heute in Privatbesitz befindliche, ein großes Gewicht hat. Wieweit Kalk bei diesem Verfahren mit eine Rolle spielte, ist schwer zu entscheiden. Jedenfalls tritt er gelegentlich zusammen mit dem Bleimaterial auf. Das Schmelzen geschah in fingerhutförmigen Gußtiegeln (Abb. 114), die von 5—12 cm in der Höhe wechselten, so daß also immer nur geringe Mengen geschmolzen werden konnten. Die Gußtiegel sind in ziemlich großer Anzahl gefunden worden, teilweise sind sie noch unbenutzt und nur gebrannt, teilweise zeigen sie aber auch durch die starke Glasierung der Außenseite die Spuren einer langen Benutzung im Feuer. Gelegentlich befindet sich in diesen Gußtiegeln noch ein Schmelzrest von Bronze, der die Verwendung dieser kleinen Fingerhüte als Gußtiegel sicherstellt. Neben dieser Art aber findet sich noch ein anderer Typ von Gußtiegeln, der die Form einer ganz flachen, kleinen Schale hat. Man könnte ihn uhrglasförmig nennen. Daß diese flachen Schalen auch als Gußtiegel benutzt worden sind, zeigt die starke Feuereinwirkung, der sie ausgesetzt waren. Das moderne Kunsthandwerk benutzt ganz gleiche Formen auch heute noch, wenn es sich um das Schmelzen von Edelmetall handelt. Und so werden wir wohl auch jene wikingerzeitlichen Gußtiegel in Schalenform als Schmelzbecken für Edelmetall, das ja ebenfalls verarbeitet wurde, erklären müssen. Die Gußformen selbst sind verschiedenartig. Einmal haben wir den Schalen- oder Kastenguß. Bei ihm ist die Form aus Stein hergestellt und zwei- oder mehrteilig gebildet. Um die beiden Hälften, die ja beim Guß genau übereinander liegen müssen, genau zusammensetzen zu können, tragen sie sogenannte Versatzmarken, das sind auf der einen Seite Vertiefungen, in die von der anderen Seite her Zapfen hineinpassen. Solche Formen haben den großen Vorzug, daß sie oft



Abb. 114. Gießergeräte aus Haithabu. Vier Gußtiegel, eine Specksteinform für Barren und ein Bronzebarrn.

benutzt werden können und daß man zahlreiche Ausgüsse aus einer einzigen Form herstellen kann. Sie haben aber den Nachteil, daß man feine Modellierungen nur schwer in dem harten Stein anbringen kann. Diese Gußtechnik des zweiteiligen Schalengusses ist für Anhänger auch in Haithabu beliebt gewesen, wofür einige Gußformen dieser Art sprechen. Sehr viel verbreiteter aber ist die Technik des Gusses in verlorener Form, d. h. ein Gußverfahren, bei dem man aus jeder Form nur ein Stück gießen konnte, da die Form zerschlagen werden mußte, um zu dem gegossenen Schmuckstück zu kommen. Der Vorgang dieser Herstellung war folgender: Zunächst bildete man aus weichem Material, meistens wohl aus Wachs, ein Modell des gewünschten Schmuckgegenstandes. Dieses Wachsmodell wurde mit dünnflüssigem Brei aus Ton überzogen und mit einem immer stärkeren Lehmmantel solange umkleidet, bis die Lehmdecke eine genügend große Stärke besaß. Dann bohrte man diese Form an zwei Seiten an, so daß eine Verbindung zwischen dem Wachskern, der in dieser Form eingeschlossen war, und der Luft vorhanden war. Darauf wurde diese Form schwach gebrannt. Beim Brennen selbst schmolz der Wachskern und floß durch die Öffnungen aus, so daß in der Tonform nur der negative Abdruck des Wachsmodells bewahrt blieb. Nun goß man diese Form mit Bronze oder Silber aus, und das flüssige Metall füllte den ursprünglich durch das Wachsmodell gebildeten Hohlraum und nahm dabei die Form des Modells an. Dann mußte man den äußeren Formkern zerschlagen und hatte das eigentliche Schmuckstück selbst gewonnen. Der große Vorzug dieser Gußart bestand darin, daß das schmelzende Wachs den besonders porösen Ton der Form so imprägnierte, daß eine ganz glatte Oberfläche entstand, und die sorgfältige Glättung vieler Funde aus Bronze erklärt sich wohl weniger durch eine nachträgliche Überarbeitung und Polierung als vielmehr durch diesen Vorzug des Gußverfahrens in verlorener Form. Schwierig war nur die Herstellung des Wachsmodells, das man für jedes Schmuckstück neu formen mußte.

Da half man sich durch ein Negativ, ein Preßmodell, das aus einem weichen, aber immerhin noch widerstandsfähigen Material hergestellt wurde, so vor allen Dingen aus Horn. In den geglätteten Hornuntergrund schnitzte man die gewünschte Form ein und preßte dann Wachs in knetbarem Zustand in diese Preßform. Dadurch erhielt das Wachs die gewünschte Form, und man konnte aus einer solchen Preßform eine große Anzahl von Wachsmodellen bekommen. Obgleich für jeden Guß eine neue Form hergestellt werden mußte, erhielten die dadurch gewonnenen Schmuckstücke doch immer sehr ähnlichen, wenn auch nicht ganz gleichen Charakter. Für dieses praktische Gußverfahren sprechen die Gußformen, deren Bruchstücke in reicher Anzahl vorhanden sind. Es liegt in der Natur der Sache, daß von diesen Formen nie ganze Stücke, sondern immer nur einzelne Bruchteile erhalten sein können.

Ein Preßmodell für einen Vierpaß wurde bei der Grabung gefunden (Abb. 115). Auch dieses Preßmodell zeigt Versatzmarken, also Einsatzlöcher für Zapfen, die beweisen, daß auch das Preßmodell zweiteilig war und so ähnlich wie eine zweischalige Gußform gebraucht werden konnte. Das ganze Verfahren war sehr mühsam, führte aber zur Herstellung ganz ausgezeichneter Schmuckstücke, wie sie uns namentlich im 9. Jahrhundert in den einzelnen Spangentypen entgegentreten. So gestatten uns diese Funde einen Einblick in die Technik jener Zeit, wie wir ihn sonst kaum irgendwo gewinnen können. Darüber hinaus aber sind sie deshalb wichtig, weil sie für uns das sichere Zeichen dafür sind, daß gewisse Schmuckformen hier in Haithabu hergestellt wurden, also nicht als Einfuhrgut aus anderen Gebieten zu betrachten sind, sondern hier entstanden. Sie bedeuten für die Frage der kunstgewerblichen Stellung Haithabus ein außerordentlich wichtiges Material, das uns zeigt, wie die verschiedenen Strömungen, die den Norden trafen, sich in Haithabu niedergeschlagen haben.



Abb. 115. Preßmodell aus Horn.

Darüber hinaus ergibt sich aber, wie bei der Besprechung des Haithabu-Handels gezeigt werden soll, aus einer Untersuchung des Materials die Tatsache, daß wir es bei dem Kunstgewerbe nicht mit einer Industrie zu tun haben, die sozusagen nur für den Hausgebrauch in Haithabu gearbeitet hat, sondern die teilweise fast ausschließlich für die Ausfuhr nach dem Norden arbeitete. Das läßt die handelspolitische Stellung Haithabus in einem ganz besonderen Licht erscheinen.

Das Kunstgewerbe nimmt im Rahmen der Geschichte Haithabus deshalb eine besondere Stellung ein, weil wir an ihm die verschiedenen Stilströmungen, die durch die Stadt gingen, am deutlichsten verfolgen können. Denn der Stilwandel hängt nur zum Teil mit Modeerscheinungen zusammen, zum anderen ist er ethnisch bedingt. Diese Verhältnisse lassen sich am Kunstgewerbe sehr gut ablesen. Wir befinden uns in der Wikingerzeit in einer Epoche, in der die sprachliche Differenzierung der großen germanischen Gruppen in Ostgermanen, Westgermanen und Nordgermanen bereits durchgeführt ist. Die mundartliche Scheidung hat wohl auch in dieser Zeit immer bestanden. Ein Auseinanderfallen der Nordgermanen in ihre einzelnen Sprachstämme, wie schwedisch, dänisch und norwegisch, bahnt sich in dieser Zeit eben an. In einer Epoche also, in der sich die einzelnen Stämme durch die Sprache, die ja immer das beste Zeichen stammhafter Gliederung ist, noch nicht unterscheiden, kann man auch keine sehr starke Verschiedenheit der Stile annehmen. Aber doch scheiden sich die Ornamente in große Gruppen, die wir nach dem Vorbild Wadsteins in eine westliche, nach der Nordsee zu liegende Gruppe und eine östliche, die im wesentlichen in Schweden und im Südostbaltikum beheimatet ist, scheiden. Das, was ein Studium der kunstgewerblichen Arbeiten in Haithabu so interessant macht, ist die Möglichkeit, die politischen Ereignisse, in die Haithabu im Laufe seiner fast 300jährigen Geschichte hineingezogen worden ist, bis zu einem gewissen Grade an der Entwicklung der Ornamentik abzulesen, und darüber hinaus auch Strömungen zu erkennen, die weniger deutlich sichtbar, mehr unter der Oberfläche gegangen sind, das Einströmen gewisser Bevölkerungsteile und damit das Eindringen fremder Kunstübung. Diese verschiedenen Richtungen, die sich hier in Haithabu kreuzen, ringen miteinander, und das Ergebnis können wir an



Abb. 116. Silberner Beschlag mit karolingischem Pflanzenornament aus Dejbjerg (Jütland). 1/1. Aufn. Dän. Nat. Mus. Kopenhagen.

Hand von Gußformen und Schmuckstücken sehr deutlich verfolgen. Es ist der Kampf der nordischen Welt mit dem eindringenden Gedankengut der zum Teil auf antike Grundlagen zurückgehenden fränkischen Kultur des Westens. Er läßt sich auf kunstgeschichtlichem Gebiet ebenso verfolgen wie auf literargeschichtlichem Gebiet durch das Eindringen fremder Kunstformen, deren Heimat dort allerdings nicht so sehr im fränkischen als vielmehr im irischen Gebiet liegt. Hand in Hand damit geht das Auftreten fremder, religiöser Vorstellungen, die Auseinandersetzung zwischen dem germanischen Glauben und der christlichen Religion. Das alles schließt sich zusammen zu einem großartigen Bild dieses Kampfes zweier Weltanschauungen, für die uns die einzelnen Gebiete sehr wichtige Teilbeiträge liefern. Dem nordgermanischen Bevölkerungsteil entspricht die Tierornamentik (Abb. 85, 106, 107, 108, 117, 121). Sie ist eine Schöpfung des 4. und 5. Jahrhunderts und atmet von Anfang an germanischen Geist, selbst wenn der Anstoß zur Aufnahme der Tierornamentik von außen her gekommen sein sollte. Wir können hier eine gewisse Parallelität in der Entwicklung der nordischen Ornamentik feststellen. Aus der germanischen Zeit besitzen wir zwei Höhepunkte der Entfaltung politischer Macht. In der jüngeren Bronzezeit beginnt vom Kerngebiet des Germanentums ausgehend der erste große Vorstoß, der auch Teile Deutschlands damals in den Besitz der Germanen bringt. Hand in Hand mit dieser politischen Bewegung geht auch eine Belebung des in der älteren Bronzezeit noch ruhenden oder ruhigen Ornaments. In dieser ersten Epoche großer Ausdehnung sehen wir im Norden den Beginn einer Tierornnamentik, die die Kunst der jüngeren Bronzezeit beherrscht. Der zweite Zeitabschnitt großer germanischer Eroberungen ist die Völkerwanderungszeit, jener Vorstoß, der das weströmische Reich zerschlug und an seine Stelle germanische Einzelstaaten oder Staaten unter germanischer Führung setzte. Wieder dringt in dieser Epoche politischer Bewegung die Tierornamentik ein und verdrängt alles, was aus den vorherigen Jahrhunderten vorhanden war. Auch in dieser Zeit spiegelt sich die Stärke der politischen Bewegung in der Ornamentik wider, die uns als eines der wenigen Zeugnisse geistiger Grundhaltung für diese frühe Zeit überliefert ist. Auf dieser Voraussetzung entwickelt sich vom 9. bis 12. Jahrhundert im nordgermanischen Gebiet die letzte große Stufe der Tierornamentik, die im westlichen Germanengebiet schon großenteils durch eine auf antiker Grundlage beruhende Pflanzenornamentik verdrängt wird (Abb. 116), wenn sie auch gewissermaßen unter der Decke immer weiter besteht. Sie ist in ihrer typischen Ausprägung ein Charakteristikum der Nordgermanen und zeigt uns durch ihr Vorkommen das Auftreten einer nordgermanischen Bevölkerung an. In diesen Kreis gehört eine Reihe von Schmucksachen, die aus Haithabu bekannt geworden sind. Sie beginnen mit dem Osebergstil (Abb. 106), der seinen Namen nach dem berühmten Grabschiff der Königin Aase am Oslofjord hat und in das 9. Jahrhundert gehört. Sehr reich vertreten ist der Borrestil (Abb. 108, 117, 121), genannt nach einem reichen Grabfund in Norwegen. Vereinzelt vertreten ist auch der Jellingestil, eine Schöpfung des großen dänischen Machtzentrums, das in Jellinge gelegen hat und unter Gorm und Harald im 10. Jahrhundert eine zentrale Bedeutung für die Entwicklung des Staatslebens in Dänemark gewann. Daß es sich dabei nicht lediglich um eingeführte Formen handelt, sondern daß eine nordgermanische Bevölkerung am Orte selbst sich diese ihrem Geschmack und ihrer inneren Einstellung entsprechenden Schmucksachen schuf, ergibt sich ganz klar aus dem Auftreten von Gußformen, die die Herstellung einer ganzen Anzahl von Schmuckgegenständen an Ort und Stelle kennzeichnen. Im 9. Jahrhundert bildete sich, auf älteren Traditionen fußend, in Norwegen und in Jütland die westnordische Gruppe oder der Nordseekreis aus, in den Haithabu entsprechend seiner politischen Zugehörigkeit zum dänischen Ge-



Abb. 117. Bronzeanhänger aus Haithabu. 1/1.

biet in diesen Jahrzehnten gehört. Um 900 aber greift zusammen mit dem großen Wechsel, der durch die Besetzung der Stadt von Schweden aus eintrat, ein Wandel Platz, der dazu führt, daß die Stadt sich jetzt dem Ostseekreis anschließt, dessen Zentrum wohl Birka in Schweden war. Es ist die Zeit der großen Machtentfaltung des schwedischen Reiches, das auf der einen Seite weit nach Rußland übergriff, auf der anderen das ganze westbaltische Becken in seine Machtsphäre einbezog. Diesem Aufstieg entspricht auch die künstlerische Ausprägung eines eigenen Kunstkreises; in diesen Bereich tritt etwa mit der Festsetzung der schwedischen Macht in Mittelschleswig auch Haithabu ein (Abb. 108, 121), und zwar wieder nicht nur als eine unbedeutende Randsiedlung, sondern als ein Zentrum, das an der Ausformung dieses Kreises lebhaften Anteil nimmt. Denn wir können von einem Teil der schönsten Schmuckstücke, die diesen Ostseekreis zu Beginn des 10. Jahrhunderts kennzeichnen, die Entstehung in Haithabu nachweisen, so daß wir also mit voller Berechtigung eine solche Bedeutung der Stadt für die Entwicklung dieses Kunstkreises behaupten können. Als die Stadt 983 in den dänischen Besitz übergeht, da scheint sie sich auch künstlerisch jenem Kreis, der um die Ruhestätte der dänischen Könige in Jellinge gruppiert ist, anzuschließen, jetzt allerdings nicht mehr als zentrale Siedlung, sondern als ein Randgebiet, in dem das schöpferisch-künstlerische Leben nachgelassen zu haben scheint, denn es sind nur wenige Funde vorhanden, die sich in diesen Kreis stellen, und die Herstellung solcher Gegenstände an Ort und Stelle läßt sich in keinem Fall mit Sicherheit nachweisen. In eine Gruppe großer Scheibenspangen gehört ein goldenes Prachtstück aus Haithabu, das ohne genaues Gegenstück bleibt (Abb. 118). Die kulturelle Bedeutung der Stadt scheint seit jenen Jahren abzunehmen; sie ist, wie es scheint, am höchsten in der Zeit, in der die Siedlung am Noor auch ein Mittelpunkt politischer Macht war, vor allen Dingen unter der Olaf-Dynastie und, wie es scheint, auch zur Zeit, da sie zur deutschen Nordmark gehörte. Neben dieser nordgermanischen Ornamentik, die wir uns auch von Nordgermanen selbst getragen vorstellen müssen, treffen wir aber bei den Schmucksachen auch noch eine ganz andere Stilrichtung an, die nicht nach dem Norden weist, sondern die eine Anknüpfung nach dem Westen hat. Es ist eine Richtung, die das Pflanzenornament bevorzugt (Abb. 119, 120). das Akanthus-Motiv, das die karolingische Kunst der Antike entlehnte, wenn auch eine solche ornamentale Richtung in der Völkerwanderungszeit nicht ganz gefehlt hat. Die Zeit um 800 und die Mitte des 9. Jahrhunderts bringt aber eine sehr viel stärkere Entwicklung dieser Stilrichtung. Wir sehen diese Ornamentik auch nach Haithabu übergreifen, und zwar tritt sie dort zunächst auf Schmucksachen auf, deren Ursprung auch im Westen gelegen zu haben scheint (Abb. 120, 122). Es handelt sich um Einfuhrgut, das nach dem Norden gekommen ist. Daneben aber stehen Stücke, die eine Umstilisierung dieser westlichen Vorbilder darstellen (Abb. 119). Es verschwindet die Lebendigkeit und Naturtreue, mit der fränkische Künstler die Blatt- und Blütenformen gestalteten, und es greift jene stilisierende Auffassung Platz, die die ganze nordische Ornamentik seit der Steinzeit beherrscht. Es ist fast eine schematische Darstellung der Pflanzen, die wir auf diesen Schmucksachen sehen. Auch sie sind in Haithabu hergestellt worden, und gerade diese Stücke zeigen uns die Lebhaftigkeit der Beziehungen nach dem Westen mit am besten.

Abb. 118. Goldspange aus Haithabu. $^1/_1$.

Es taucht hierbei die Frage auf, wer die Verfertiger jener Schmucksachen, die nach Ausweis der Gußformen in Haithabu selbst hergestellt waren, sind. Auf der einen Seite kommen dafür fränkische Wanderarbeiter in Frage, die wir aus gelegentlichen Erwähnungen in den geschichtlichen Quellen dieser Zeit kennen und die ihr Handwerk an den verschiedensten Orten ausübten. Zum anderen kommen Nordgermanen in Frage, die die eingeführten Schmucksachen mit dem fremden Ornament hier am Orte selbst nachbildeten. Bei einigen dieser Schmuckstücke, die noch durchaus an die naturalistischen Vorbilder anknüpfen, ist eine Entscheidung dieser Frage außerordentlich schwer. Bei einem anderen Teil aber

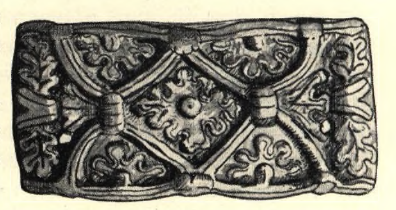


Abb. 122. Silberbeschlag mit karolingischer Blattornamentik aus Haithabu. $^1/_1$.



Abb. 121.



Abb. 120.



Abb. 119.

Abb. 119. Silberanhänger aus Haithabu. 1/1. Abb. 120. Ovaler Schmuck aus Haithabu. 1/1.
Abb. 121. Anhänger aus Haithabu. 1/1.

zeigt sich die nordgermanische Kunstauffassung, die sich in dem Streben nach Stilisierung ausdrückt; diese Tendenz hatte früher zur Entwicklung der Tierornamentik geführt, die mit ihren Darstellungen ja auch nicht naturalistisch zu erklären ist, sondern ein starkes Abstrahieren von der ursprünglich gesehenen Form bedeutet. Bei diesen Stücken sehen wir wohl Nordgermanen am Werk, die das von Westen her eindringende Ideengut umgestalteten und dem nordgermanischen Kunstempfinden anpaßten. Gleichzeitig zeigen uns diese Funde die innere Stärke, die wir hier im Norden gegenüber diesen Einflüssen erkennen können. Es ist sehr wohl möglich, daß dieses starke Eindringen fränkischer Motive mit den politischen Ereignissen aus der Mitte des 10. Jahrhunderts zusammenhängt, die ja auch zu einer politischen Angliederung Haithabus an das deutsche Reich führten. Allerdings scheinen die Funde früher einzusetzen als 934, und wir können in ihnen vielleicht etwas ganz anderes sehen, was wir mit den Nachrichten über die politische Geschichte der Stadt nicht so ohne weiteres erklären können. Hier scheint sich eine große Bewegung anzudeuten, die westgermanische Bevölkerungsteile nach Haithabu brachte, eine Unterwanderung und ein Eindringen norddeutscher Elemente aus dem niederfränkischen, niedersächsischen und friesischen Gebiet. Diese Schmucksachen könnten somit starke Beziehungen nach dem Westen bezeugen, und wenn sie allein auch noch nicht ausreichen würden, um eine Einwanderung zu beweisen, so spricht doch der Hausbau, der ja dieselbe Gliederung wie die verzierten Funde zeigt, sehr viel stärker für die Annahme einer solchen Einwanderung. So scheint es fast, als spiegle sich in diesen Funden westlicher Ausprägung eine Bewegung wider, für die wir sonst kaum schriftliche Belege haben, wenn wir von der Erwähnung einer sächsischen Kolonie bei Adam absehen. Im übrigen aber scheinen die stilistischen Beobachtungen, die wir an dem kunstgewerblichen Material aus Haithabu machen können, im großen gut die politischen Ereignisse wiederzugeben, soweit sie so grundlegend waren, daß sie zu einer Umgestaltung der Abhängigkeitsverhältnisse der Stadt führten und fremde Volkselemente dorthin brachten.

Münzen.

War in der Völkerwanderungszeit das Gold Wertmesser gewesen, ein Zustand, der noch in den Heldenliedern deutlich zu erkennen ist, so vollzog sich in der Wikingerzeit ein Wechsel des Wertmaterials insofern, als das Silber hauptsächliches Münzmaterial wurde. Im Norden hatte bis zur Wikingerzeit absolute Naturalwirtschaft geherrscht. Seit 800 traten die Nordgermanen aber in sehr viel engere Beziehungen zu ihren Nachbarn im Südwesten und im Südosten. Sowohl die Deutschen und Angelsachsen im Westen wie auch die Byzantiner und Araber (Abb. 124) im Osten hatten ein ausgebildetes Münzsystem. Bei der Stärke der Beziehungen konnte es infolgedessen nicht ausbleiben, daß Münzen nach dem Norden kamen. In großem Umfang kam arabisches Silbergeld nach Skandinavien. Es bildete dort, wie auch in Osteuropa, den weitaus größten Teil der Münzfunde aus der Wikingerzeit. Als der spanische Araber Abu Bekr Mohammed, den man nach seiner Vaterstadt Tortosa meistens At-Tartûschi nennt, in seiner Jugend nach Mainz kam, sah er dort samarkandisches Silbergeld, das in den Jahren 913—915 durch den Samaniden Nasr II. geprägt war. Das beweist, wie weit nach Westen das orientalische Silbergeld damals vorgedrungen ist. Entsprechend dem starken nordisch-fränkischen Handel der Wikingerzeit treten auch zahlreiche deutsche Münzen im Norden auf, daneben aber ist besonders häufig angelsächsisches Silbergeld vertreten, das seinen Weg in den Norden nur zum Teil durch Handel, meistens dagegen durch die Abgabenzahlung angelsächsischer Könige an die Normannen nahm. Neben diesem Auftreten fremder Prägungen kommt es im Norden in der Zeit nach 800 zum Ausprägen eigener Münzen, und zwar lehnten sich diese ältesten Münzen ganz eng an die in Dorestad geprägten Denare Karls des Großen an (Abb. 123). Sie bilden zunächst ganz getreue Nachbildungen dieser karolingischen Vorbilder. Erst im Laufe der Zeit entwickelt sich das Prägebild immer selbständiger. Der Name Karls wurde immer unleserlicher, der des Prägortes Dorestad wurde stark entstellt und die Zeichen wurden schließlich ganz anders umgebildet. Dann tritt die Tierornamentik auf den Münzen auf, und wir finden im 10. Jahrhundert Darstellung von Tieren, außerdem auch solche von Schiffen auf den Münzen.







Abb. 123. Abb. 124.

Abb. 123. Nordische Nachprägung einer Münze Karls des Großen aus dem Kringbergfund. $^1/_1$.

Abb. 124. Kufische Münze aus Haithabu. $^1/_1$.

Die große Frage ist die nach dem Prägeorte dieser ältesten Münzen. Eine Einheitlichkeit in der Auffassung besteht heute nicht, sondern es stehen sich verschiedene Ansichten gegenüber. Die einen halten Schleswig-Haithabu für den Platz der ältesten Münze des Nordens, die anderen Birka oder auch Lund.

Die Münzen sind, wie schon gesagt, Nachprägungen von Dorestad-Denaren Karls des Großen. Die Beziehungen des Nordens zu Dorestad gingen aber, soweit wir wissen, ausschließlich über Haithabu, so daß die größte Wahrscheinlichkeit für die Lage der Münzstätte in Haithabu spricht, denn hier waren die Beziehungen nach Dorestad weitaus am stärksten. So ist es für Haithabu nicht verwunderlich, wenn das hier geprägte Geld sich ganz an die Vorbilder des großen karolingischen Ausfuhrhafens nach dem Nordosten hielt. Es ist sehr wohl möglich, daß ein Teil der Münzen, namentlich die späteren Prägungen, auch in Birka entstanden ist. Die Münzstätte selbst ist noch nicht gefunden worden.

Trotz dieser eigenen Prägungen genügte der Umlauf an Münzen aber noch keineswegs zur Deckung des Bedarfs an Zahlmitteln. Man wog vielmehr das Silber noch ab und benutzte es nach dem Gewicht als Zahlungsmittel. Diesen Zustand spiegeln auch die Sagas sehr deutlich wieder; so

ist es auch kein Zufall, daß sich in Haithabu eine Menge von Gußformen (Abb. 114) für Barren gefunden haben. Weiter gehört dazu eine Waage (Abb. 125) mit Gewichten und ein ausgebildetes Gewichtsystem. Noch im Grab lag neben dem Toten auf der einen Seite das Schwert, auf der anderen die Waage. Diese kleinen Waagschalen, deren Bruchstücke auch in Haithabu gefunden sind, und die wir in einer Anzahl von Fällen aus dem Norden kennen, sind kleine Meisterwerke der Technik. Zwei Bronzeschalen hingen mit drei oder vier Kettchen an einem Waagebalken, der selbst wieder zusammenklappbar war. Das ganze konnte man auf ganz engen Raum zusammenpacken und in eine Bronzedose legen. Diese Bronzedosen haben sich mehrfach gefunden und tragen zum Teil Runeninschriften. So bestand also im Norden westgermanisches Silbergeld neben orientalischem und neben dem Barrensilber als Wertmesser. Erst mit zunehmender Prägetätigkeit und mit der Errichtung mehrerer Münzstätten konnte der Bedarf an ausgeprägtem Silbergeld befriedigt werden. Die Anfänge dieser Prägungen aber liegen etwa im Beginn der Epoche, in der Haithabu zu seiner größten Bedeutung aufstieg.

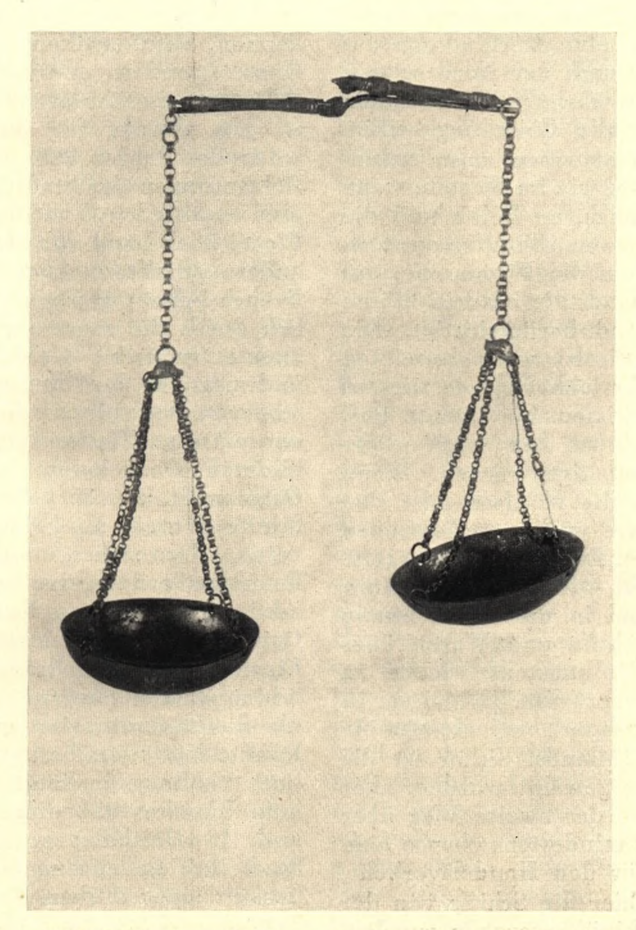


Abb. 125. Waagschale aus Cremon (Südostbaltikum). Aufn. Staatl. Mus. Berlin.

Der Handel.

Das wichtigste handelspolitische Ergebnis der Wikingerzeit war, wie oben ausgeführt wurde, die Zusammenfassung des ganzen nordeuropäischen Raumes zu einem einheitlichen Verkehrsgebiet (Abb. 14). War bisher das Ostseebecken ein für sich abgeschlossenes Gebiet gewesen, so wurde in der Wikingerzeit durch die weitreichenden Fahrten eine Verbindung auf der einen Seite hinüber nach der Nordsee, auf der anderen in das russische Flachland hinein geschaffen. Dazu kam die Gründung wikingischer Staaten oder Staatswesen unter wikingischer Führung im Osten wie im Westen, wenn man an das russische Reich, an Polen und die kleinen Herrschaftsgebiete am Südufer der Ostsee denkt und im Westen die Normandie, das dänische Gebiet in England, die irischen Städte und Island mit Grönland berücksichtigt. Die Verbindung zwischen diesen weitverzweigten Siedlungen war eine sehr lebhafte, wie wir aus unzähligen Sagastellen wissen. Sie konnte nur, und auch das können wir aus den Sagas erkennen, zu Schiff bewerkstelligt werden. Wenn man von der Ostsee in die Nordsee oder von der Nordsee in die Ostsee wollte, so bestanden dafür zwei Möglichkeiten. Entweder man segelte um Kap Skagen herum, oder aber man fuhr von Osten her kommend in die Schlei hinein bis Haithabu, verlud Schiffe und Waren über Land und fuhr von Hollingstedt wieder zu Schiff in die Nordsee hinein (Abb. 33). Dieser 18 bis 20 km lange Landtransport ersparte also die schwierige Umseglung Jütlands. Sicher ist die erste Möglichkeit häufig gewählt worden, aber ebenso sicher ist es, daß der zweite Weg über Haithabu—Hollingstedt mindestens ebenso häufig, vor allen Dingen für den Handelsverkehr, in Gebrauch war. Daß hier die Schiffe von der Schlei nach der Eider hinübergezogen wurden, ist uns noch für das 12. Jahrhundert überliefert, denn hier wird anläßlich eines Feldzuges gegen die Friesen erzählt, daß Schiffe von der Schlei aus über Land nach Hollingstedt gezogen wurden. Was bei den immerhin schon größeren und stärkeren Schiffen des 12. Jahrhunderts möglich war, wird in der Wikingerzeit erst recht geübt worden sein, die ja noch nicht die großen schweren Fahrzeuge kannte, wie sie im 12. Jahrhundert allmählich üblich wurden. Außerdem ist diese Sitte, Schiffe über Wasserscheiden zu ziehen, nicht nur im Altertum geübt worden, wo wir sie ja am besten von dem „Diholkos" bei Korinth kennen, dem antiken Vorläufer des heutigen Kanals, sondern es wurden Schiffe auch in der Wikingerzeit sehr oft über Land gezogen. Das ist uns sowohl für den Westen überliefert, wo in den Jahren 888 und 890 anläßlich zweier Belagerungen der Stadt Paris von dem Abt Regino erzählt wird, wie die Wikinger ihre ganze Flotte über Land von einem Flußsystem in das andere schafften. Auch in Rußland ist dieser Brauch beliebt gewesen. Er wird uns ausdrücklich durch die sogenannte Nestor-Chronik, das älteste russische Geschichtswerk, überliefert, und zwar für den Übergang von den nordrussischen zu den südrussischen Strömen, die im osteuropäischen Tiefland die großen Handelswege bildeten. Dazu kommt eine große Anzahl von Ortsnamen, die auf dieses Hinüberziehen der Schiffe deuten; sie heißen im Slavischen heute volok, das ziehen und schleppen bedeutet. Es ist außerdem eine sehr interessante Beobachtung, daß sich in Rußland die wikingischen Ortsnamen, die auf Ansiedlungen wikingischer Elemente schließen lassen, in der Nähe solcher Schleppstellen häufen. Fast scheint es so, als ob die Skandinavier gerade diese wichtigen Punkte besonders besetzt und durch eine bäuerliche Siedlung geschützt hätten. So ist es also kein Wunder, daß diese weit verbreitete Sitte auch in Haithabu geübt wurde, ja daß die Stadt ihre Bedeutung der grundsätzlichen Möglichkeit eines solchen Brauches verdankt.

Wenn man sich das Bild der Handelsbeziehungen Haithabus vor Augen hält, so sieht man seine Stellung als einen Knotenpunkt der ost-westlichen Handelswege, über den die Verbindungen von Osten nach Westen liefen. Aus dieser Lage heraus erklären sich die weitreichenden Handelsbeziehungen der Stadt, für deren

Kenntnis uns zwei verschiedene Quellengruppen zur Verfügung stehen, nämlich die geschriebenen Nachrichten und die Bodenfunde. Was die geschriebenen Quellen betrifft, so ist es natürlich, daß die Handelswege der Stadt nicht so sehr im Mittelpunkt des Interesses bei den Geschichtsschreibern standen, denn sie behandelten ja ganz andere Probleme, seien es solche politisch-militärischer Art, seien es solche kirchlicher Natur. So sind die Nachrichten, die wir für die Beziehungen haben, immer nur nebenher eingeflochten, und wir müssen uns vielmehr aus den historischen Tatsachen als aus den geschriebenen Erwähnungen ein Bild über die Handelswege und die Stärke des Verkehrs machen. Ganz aber fehlen auch diese Andeutungen in den geschriebenen Quellen nicht. Der Schüler und Nachfolger des großen Missionars Ansgar, Rimbert, sagt: ... Sliaswich ..., ubi ex omni parte conventus fiebat negotiatorum, oder später: Christiani, qui vel in Dorstado vel in Hammaburg baptizati fuerant . . . (Schleswig, wo aus allen Gebieten Kaufleute zusammenkamen . . . die Christen, die entweder in Dorestad oder in Hamburg getauft waren.) Also stellt sich diesem westdeutschen Besucher, der selbst nach Haithabu gekommen war und die Stadt mit eigenen Augen gesehen hatte, die Siedlung als eine große Handelsmetropole dar, zu der die Kaufleute aus den verschiedensten Gebieten kommen — vielleicht bedeutet das Wort conventus (Zusammenkunft) in diesem Zusammenhang direkt „Messe“; außerdem weist er darauf hin, daß die in Haithabu siedelnden Christen entweder in Dorestad oder in Hamburg getauft worden waren, was eine enge Beziehung nach jenen Gebieten voraussetzt, denn entweder waren es Einheimische, die auf Kauffahrten in den Westen gekommen waren und dort den neuen Glauben kennen und schätzen gelernt hatten, oder es handelt sich bei diesen Christen um niederdeutsche Kaufleute, die hier in Haithabu ansässig waren. Daß auch diese zweite Möglichkeit besteht, lehrt vielleicht am deutlichsten eine Stelle bei Adam. Er berichtet, daß Heinrich I. bei seinem Kriegszuge im Jahre 934 bei der Stadt Schleswig, die „jetzt den Namen Heidiba“ führt, Sieger blieb, und daß er dort die Grenzen seines Reiches festlegte, einen Markgrafen einsetzte und eine sächsische Kolonie begründete. Für die politische Geschichte bedeutet dieser Akt die Eingliederung des Gebietes in das deutsche Reich als Nordmark. Für die wirtschaftliche Seite bedeutet es einen steigenden Einfluß des niederdeutschen Elementes. Man hat diese Quellenstelle für irrig gehalten und geglaubt, Adam projiziere die Verhältnisse seiner Zeit, also des 11. Jahrhunderts, in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts zurück. Aber sowohl beim Hausbau wie bei der Betrachtung der Funde hat sich ergeben, daß eine solche Kolonie sicher bestanden hat, wenn sie vielleicht auch nicht gerade von Heinrich I. angelegt wurde, sondern schon früher vorhanden war, und darauf könnte die oben angeführte Stelle bei Rimbert deuten.

Für die Beziehungen nach England bzw. nach Irland bietet der Busdorfer Runenstein ein inschriftliches Zeugnis, denn es heißt dort: ias : uas : farin : uestr :, was nach dem Brauch dieser Zeit bedeutet, daß Skartha in England gewesen waren, denn dieses „uestr“ deutet einen ganz bestimmten Weg, die Fahrt nach England, an. Diesem Weg nach Westen steht der „austrveg“ gegenüber, die Fahrt nach dem Baltikum und nach Rußland. Auch der Handel nach dem skandinavischen Norden ist in den schriftlichen Quellen belegt, denn Alfred der Große, der in den letzten Jahrzehnten des 9. Jahrhunderts die Weltgeschichte des Orosius neu herausgab, vervollständigte das geographische Bild, das ja nur Mittel- und Südeuropa behandelte, durch die Einfügung zweier Abschnitte über den europäischen Norden. Er verwandte dazu die Fahrtenberichte von zwei Wikingern. Der eine hieß Ottar und war vom Weißen Meer um das Nordkap herum an der Küste Norwegens entlang nach Skiringsal, dem großen Handelsplatz im Oslofjord, gefahren. Dort in der Nähe wurden die berühmten Königsgräber gefunden, von denen das Oseberggrab das bekannteste ist. Von dort war er mit einem Schiff nach Haithabu gekommen, zu einem Hafen, wie er sagt: „the mon haet aet Haethum“, den man damals aet Haethum, d. h. an der Heide, nannte. Außerdem haben wir für die Beziehungen nach dem Norden ganz interessante Berichte aus der Sagaliteratur. So wird in der Gislar-Saga Surssonar gesagt: Aud und Gunhild fuhren nach Haithabu in Dänemark, nahmen dort den christlichen Glauben an, zogen weiter nach Süden und kamen nicht wieder zurück. Für die Beziehungen nach dem Osten haben wir einen sehr interessanten Beleg in der Njals-Saga, die uns von der Fahrt Gunnars berichtet:

„Gunnar verließ die baltischen Lande mit reicher Beute: er hatte zehn Schiffe, mit denen steuerte er nach Hedeby in Dänemark. König Harald Gormssohn war eben am Lande. Ihm wurde von Gunnr berichtet, auch dieses, daß er

nicht seinesgleichen habe auf ganz Island. Er schickte von seinen Leuten zu ihm, ihn zu sich einzuladen. Gunnar fand sich sogleich vor dem König ein. Der König nahm ihn gut auf und gab ihm den Platz neben sich. Einen halben Monat blieb Gunnar dort. Der König belustigte sich damit, daß er Gunnar in unterschiedlichem Sport mit seinen Leuten sich messen ließ; und es gab keinen, der auch nur in einem Sport ihm gleich kam. Der König sagte zu Gunnar: ‚Mir will scheinen, die dir Ebenbürtigen seien dünn gesät'.

Der König erbot sich, dem Gunnar eine Heirat und ein hohes Amt zu verschaffen, wenn er sich da ansässig machen wolle. Gunnar dankte dem König für sein Anerbieten und sagte: ‚Zuerst will ich nach Island fahren, meine Freunde und Verwandten aufzusuchen'. ‚Dann wirst du nie zu uns zurückkommen!' sagte der König. ‚Das steht beim Schicksal, Herr!' sagte Gunnar. Gunnar schenkte dem König ein gutes Langschiff und viel anderes Gut. Der König schenkte ihm sein Fürstenkleid und goldgestickte Handschuhe und ein Stirnband mit Goldknoten dran und einen russischen Hut. Gunnar fuhr nordwärts nach Hising."

Diese Nachricht ist aus den verschiedensten Gründen von großer Bedeutung für Haithabu. Sie stellt die Stadt nicht nur in diese Ostbeziehungen hinein, sondern gibt gleichzeitig die Verbindungen zum Norden. Auf der einen Seite sind dadurch also Beziehungen nach dem Baltikum belegt, und wenn der in Haithabu residierende König dem aus dem Baltikum zurückkommenden Helden der Saga einen russischen Hut als Königsgabe verehrt, so setzt das ja seinerseits Beziehungen von Haithabu nach Rußland voraus. Daß diese Beziehungen nach dem Osten in der Tat vorhanden waren und keineswegs nur sekundäre Bedeutung gehabt haben können, legt wiederum eine Stelle bei Adam nahe. Er gibt uns in seiner bremischen Kirchengeschichte den schon früher erwähnten Wegebericht nach dem Osten. Man fährt von Haithabu nach Wollin, dem sagenhaften Vineta, der Jomsburg nordischer Quellen, einer Stätte, die auf dem Boden des heutigen Wollin wiedergefunden zu sein scheint. Und zwar braucht man zu dieser Fahrt 7 Tage, wenn man den Landweg von Hamburg wählt. Für den Seeweg von Schleswig aber gibt er die Zeitdauer nicht an. Von dort braucht man 31 Tage um nach Nowgorod, der Hauptstadt des nordrussischen Reiches, zu kommen. Von hier kommt man dann nach Kiew, der Hauptstadt Rußlands und dem Sitz des wikingischen Großfürsten. Von Kiew führt der Weg nach Konstantinopel weiter, der bedeutendsten Stadt der damals bekannten Welt. Im wesentlichen waren es Seeverbindungen, die von Haithabu nach dem Südwesten, Nordwesten, Norden und Osten liefen. Daß daneben auch Landverbindungen bestanden haben, zeigt auf der einen Seite das Schleswiger Stadtrecht, das, wie es scheint, wenigstens teilweise noch die wirtschaftlichen Verhältnisse der Wikingerzeit widerspiegelt, und das uns eine Verbindung nach Rendsburg, also wohl auf dem großen mittelalterlichen Heerweg, der später als Ochsenweg benutzt wurde (Abb. 34), bezeugt. Auch der Bericht des Abtes Nikolaus aus dem Kloster Svera auf Island, der im Mittelalter Haithabu besuchte, schildert uns den Landweg von Aalborg über Viborg nach Haithabu und von dort weiter über die Eider nach Holstein und dem niedersächsischen Gebiet Hannovers. Ob dieser Weg, in dem wir den alten, schon seit der Steinzeit bestehenden Heerweg durch Jütland erkennen, auch für den Warenverkehr Haithabus eine große Rolle gespielt hat, können wir heute nicht sagen. Die überragende Bedeutung der Seeverbindungen steht für die Wikingerzeit jedenfalls fest.

Ein vollständigeres Bild über die Handelsbeziehungen ergibt sich aus der Betrachtung der Funde selbst. Wie schon aus den Quellen, so kann man auch aus den Funden die Richtung dieser Beziehungen recht gut erschließen. Man muß sich aber von vornherein darüber klar sein, daß nicht alle Waren, die verhandelt wurden, durch eine Ausgrabung erfaßbar sind. Vielleicht ist es überhaupt nur der kleinere Teil, den wir im Boden selbst bewahrt finden. Denn es gibt eine Reihe von Gegenständen, die nach Ausweis der historischen Quellen als Handelsgüter jener Zeit gebräuchlich waren, so z. B. Wein oder Salz, dazu die Stoffe, die von Friesland aus sicherlich auch nach dem Norden verhandelt worden sind. Außerdem kommen auch andere Dinge in Frage, wie Pelze oder Gegenstände, die wir als Handelsgüter aus den arabischen Quellen kennen, z. B. Räucherwerk, Seide und vor allem Sklaven, mit denen ein reger Handel betrieben worden zu sein scheint. Alle diese Dinge, die gewiß im Güteraustausch eine große Rolle gespielt haben, lassen sich für uns nicht nachweisen. Es bleibt aber immer noch ein großer Rest von Gegenständen, die uns durch die Grabungen erschließbar sind und das Bild der Verkehrsbeziehungen gut ab-



Abb. 126. Scherben von Reliefbandgefäßen aus Haithabu.

runden. Unter dem Einfuhrgut, das bei den Grabungen gefunden wurde, stehen an der Spitze die Dinge, die auf eine Verbindung mit dem deutschen Westen weisen, besonders die Tonware, und zwar ganz verschiedene Gefäßgattungen, die sich wahrscheinlich nach ihrem Entstehungsort und hauptsächlich nach der Zeit, aus der sie stammen, in verschiedene Gruppen gliedern lassen.

Kennzeichnend für die Beziehungen nach dem Gebiet von Köln sind Gefäße aus einem gelblich-grauen Ton, die mit einem Rollrad verziert sind und ganze Zonen von flachen, rechteckigen Eindrücken aufweisen. Es ist die Rollstempelkeramik, die man nach einem Fundort bei Köln, in dem die Herstellung dieser Gattung nachgewiesen worden ist, als Badorfer Keramik bezeichnen könnte. Sie ist im Rheingebiet sehr häufig und gehört in die Zeit um 800 und in die ersten Jahrzehnte des 9. Jahrhunderts, stammt also aus der Zeit, in der wir nur von einem Sliesthorp in den Quellen erfahren. Hier muß bereits in der ersten Zeit des 9. Jahrhunderts ein starker Handelsverkehr nach den niederrheinischen Städten bestanden haben. Ebenfalls aus dem 9. Jahrhundert stammen die großen Gefäße, die durch aufgesetzte Tonleisten mit ähnlichen Rollstempeleindrücken verziert sind. Es ist die sogenannte Reliefbandkeramik (Abb. 126). Die Gefäßform, die vorherrscht, wird von großen eiförmigen Gefäßen (Abb. 127) gebildet, die eine enge Mündung besitzen und oft zwei breite, bandförmige Henkel tragen. Diese Reliefbandamphoren, deren Herstellungsort am Rhein nicht genau bekannt ist, gehören in die erste Hälfte und Mitte des 9. Jahrhunderts. Sie stammen also aus der Zeit, in der Ansgar in Schleswig weilte und in der uns die Quellen von einem Sliaswic zu berichten wissen. Anscheinend dienten die Gefäße zur Aufbewahrung und zum Transport von Wein, und wir haben in ihnen vielleicht die Zeugen für den Handel mit Wein aus dem Rheingebiet nach dem Norden zu sehen. Daß Wein als Handelsgut auftritt, wissen wir aus historischen Quellen. Ihn nachzuweisen, ist nach der Lage der Dinge nicht möglich. Vielleicht aber stellen diese Gefäße die Reste des Weinhandels dar. Auch die kleineren Gefäße können als Behälter für gewisse Waren nach dem Norden gekommen sein und brauchen nicht schon selbst als Handelsobjekte gedient zu haben, wenn auch diese Möglichkeit durchaus besteht.

Also auch in der Mitte des 9. Jahrhunderts hat es enge Beziehungen nach dem Rheingebiet gegeben. Diese beiden Gefäßgattungen werden durch eine dritte abgelöst, deren Scherben in Haithabu sehr zahlreich auftreten. Es ist die „Pingsdorfer“ Tonware, genannt nach dem kleinen Ort südwestlich von Köln (Abb. 128). Der Ton der Gefäße ist gelblich-grau, teils etwas körnig, manchmal auch glatt. Sie sind auf der Drehscheibe hergestellt, wie auch die beiden vorher genannten Gattungen, und tragen eine braune



Abb. 127. Reliefbandgefäß aus Badorf bei Köln.
(Aufn. Wallraff-Richartz, Mus. Köln.)



Abb. 128. Pingsdorfer Gefäße von verschiedenen Fundplätzen Westdeutschlands.
(Aufn. Röm. Germ. Zentral-Mus. Mainz.)

Bemalung. Die Farbe wechselt zwischen einem hellen, orangefarbigen Ton und einem dunklen Rostbraun. Die Gefäßformen sind sehr verschieden. Teils handelt es sich um bauchige Krüge, die eine Ausgußtülle und 2 bis 3 Henkel an der engen Mündung zeigen, teils um hohe, becherförmige Typen. Der Fuß dieser Gefäße ist nicht wie der der älteren Gattungen linsenförmig ausgewölbt, also ohne eigentliche Standfläche, sondern flach und trägt einen Standring, der zusammengekniffen ist. Es ist die sogenannte „Wellenplatte", die in dem älteren Schrifttum eine große Rolle spielt. Die zeitliche Stellung dieser Gefäßgattung ist nicht so klar, wie die der älteren. Sie scheint schon im Ausgang des 9. Jahrhunderts aufzutreten und geht dann bis in das 14. Jahrhundert hinein. Fünfhundert Jahre hindurch hat sie also den Markt beherrscht, und es ist natürlich, daß sich die Gefäßform und auch bis zu einem gewissen Grade die Technik im Laufe dieser Zeit geändert hat. Wie sich aber die Formen der einzelnen Jahrhunderte voneinander scheiden, können wir heute noch nicht sagen, denn leider hat die Forschung dieser keramischen Gattung bisher nicht die genügende Aufmerksamkeit gewidmet. Man könnte nach dem Namen „Pingsdorfer" Tonware annehmen, daß sie nur an diesem Orte hergestellt wurde. Daß das nicht der Fall ist, beweisen Töpfereivorkommen an anderen Orten des niederrheinischen Gebiets. So sind in dem benachbarten Badorf neben den Gefäßen mit Rollstempelverzierung auch Pingsdorfer Töpfe gebrannt worden. In dem nicht sehr entfernten Siegburg, das ja im ausgehenden Mittelalter eine weit bekannte Tonware herstellte, wurden Töpferöfen entdeckt, in denen man während des 10. und 11. Jahrhunderts Pingsdorfer Gefäße brannte. Selbst in Holland konnten Töpfereien festgestellt werden, in denen Gefäße nach Pingsdorfer Art gemacht wurden. Außer diesen vier bekannten Herstellungsorten hat es sicher noch andere gegeben, die sich mit der Fabrikation dieser Tonware befaßten. Welches der Zentren sich besonders an der Ausfuhr nach dem Norden beteiligte, wissen wir nicht. Vielleicht wird

es möglich sein, auf Grund der Tonzusammensetzung eine genaue Bestimmung vorzunehmen.

Die Einfuhr von Tonware hat also vom 9. bis 11. Jahrhundert die Handelsbeziehungen nach dem Westen beherrscht, und wir besitzen in diesen Scherben ausgezeichnete „Leitfossilien" für den Handel, Stücke, die wegen ihrer besseren Datierbarkeit zum Teil für geschichtliche Fragen, die sich an den Namen Haithabu knüpfen, von großer Bedeutung sind, da es gerade die Rollstempelkeramik und die Reliefbandamphoren sind, die für die frühe Datierung der Siedlung im Halbkreiswall herangezogen werden können, bevor die einheimische Tonware gut durchgearbeitet ist. Neben den drei Hauptgattungen, über die gesprochen wurde, gibt es auch noch andere Gefäße, deren Ursprung weniger klar ist. Es handelt sich um schlanke Kannen mit einer Ausgußtülle und einem massiven Henkel (Abb. 129). Der Ton ist dunkelgrau und auf der Außenseite glänzend schwarz poliert. Die Außenfläche ist mit horizontalen weißen Bändern bemalt, deren Zwischenräume durch Tupfen in Rautenform geschmückt sind. Der obere Rand trägt entweder dreieckige oder lange Striche, während der Zwischenraum zwischen dem Boden und dem untersten horizontalen Band durch aufgemalte Kreuze ausgefüllt ist. Diese Tonware fällt vollkommen aus dem Rahmen der einheimischen Gattungen in Haithabu heraus, von denen sie sich auch durch ihr außerordentlich spärliches Vorkommen unterscheidet. Sonst ist sie noch verbreitet in Birka (Schweden), in den Siedlungen an der Westküste Schleswig-Holsteins, wo aus Tating in Eiderstedt ein schönes Stück dieser Gattung bekannt geworden ist, in dem karolingischen Ausfuhrhafen nach dem Nordosten, Dorestad am krummen Rhein, und, wie es scheint, auch in Trier (Abb. 130). Zeitlich gehören die Gefäße dieses Typs in das 9. Jahrhundert. Ihr Herstellungsort ist vorläufig noch ganz unbekannt. Daß sie im Norden verfertigt wurden, ist nicht wahrscheinlich. Denn einerseits sprechen die Kreuze gegen die Annahme eines Entstehungszentrums im Norden, wo das Christentum im 9. Jahrhundert doch keineswegs so weitgehend festen Fuß gefaßt hatte, daß man Gefäße mit diesen Mustern verzieren konnte. Selbst wenn es in Birka und in Haithabu auch Friesen oder Sachsen in der niederdeutschen Kolonie gegeben hat, was wir nach Ausweis der anderen Funde ja annehmen müssen, so ist die Herstellung dieser Tongefäße dort doch nicht sehr wahrscheinlich. Man könnte auch an ein friesisches Zentrum denken, dagegen aber spricht die große Spärlichkeit dieser Gefäße im friesischen Material. Gerade die Wurten, jene künstlich aufgeschütteten Wohnhügel in der Marsch, sind sehr reiche Fundplätze für Tongefäßscherben, und auf ihnen beruht zum guten Teil unsere Kenntnis der karolingischen Tonware an der deutschen Bucht überhaupt. Aber in den karolingischen Schichten dieser Wohnplätze, die andere karolingische Scherben in großer Anzahl geliefert haben, fehlt diese Gattung vollkommen. Es läßt sich nach dem bisherigen Stand unserer Kenntnis der Herstellungsort an irgend einer Stelle auch nicht einmal wahrscheinlich machen. Vielleicht weist er ins niedersächsische Gebiet, aber auch das ist eine unbewiesene Vermutung.

Außer der Tonware, die uns die Handelsbeziehungen nach dem Westen sehr gut aufzeigt, sind es aber noch andere Dinge, die dorthin weisen. Die Mühlsteine (Abb. 98), die wir aus Haithabu kennen, sind alle aus einem vulkanischen Material hergestellt, das aus der Eifel, und zwar aus einem Lavastrom bei Niedermendig, stammt. Es handelt sich, wie schon beschrieben, um Drehmühlen (Abb. 99), bei denen der untere Stein festlag, während der obere darauf rotierte. Alle die Mühlsteine, die wir aus Haithabu kennen, sind in dieser Art gebildet, und fast alle bestehen aus diesem eingeführten Steinmaterial. Wenn man einen Gebrauchsgegenstand wie eine Handmühle, die ja doch fast zu jedem Haushalt



Abb. 129. Tonkanne aus Birka.
(Aufn. Stat. Hist. Mus. Stockholm.)

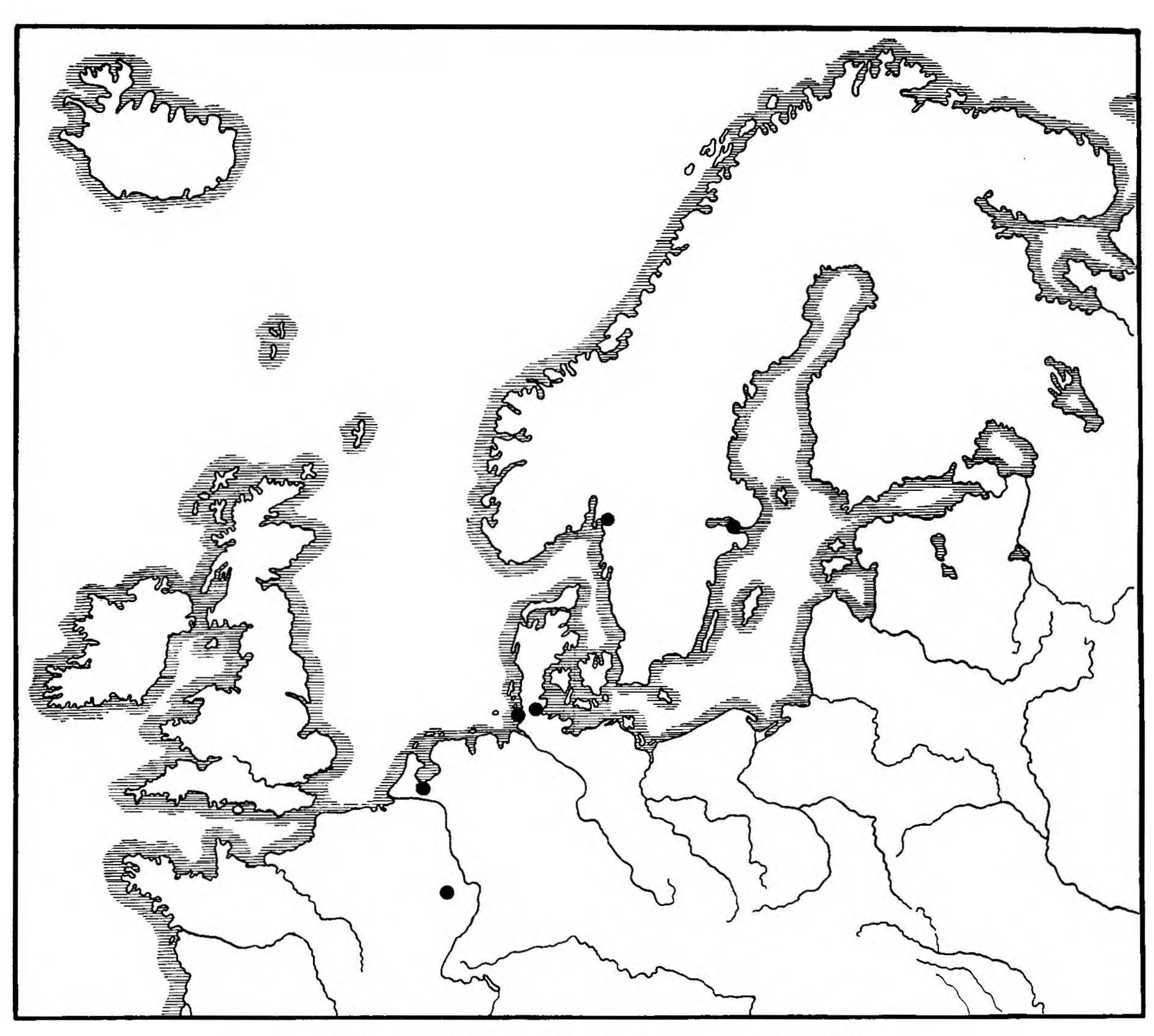


Abb. 130. Verbreitungskarte der Kannen wie Abb. 129.
In Schweden kommen noch zwei weitere Funde dazu: Adelsö und Skore (n. Arbman).

gehört, ganz aus einem Werkstoff herstellt, der eingeführt werden mußte, und den man durch einheimisches Steinmaterial zu einem guten Teil hätte ersetzen können, denn die Mühlen der vorhergehenden und der folgenden Zeit bestehen ja aus einheimischem Geschiebe, so setzt das sehr feste Handelsbeziehungen nach dem Ursprungsgebiet dieses Materials voraus, Verbindungen, die es ermöglichten, jederzeit Mühlsteine dieser Art zu kaufen, und die keineswegs mehr im Stadium zufälliger Kauffahrten nach dorthin gestanden haben können, weil dabei die Möglichkeit bestanden hätte, lange Zeit vom Westen abgeschnitten zu sein. So sind gerade die Mühlsteine ein sehr guter Beweis für die Stärke der Handelsbeziehungen nach dem Westen. Dafür sprechen auch die Münzen, die Nachbildungen karolingischer Denare aus Dorestad sind (Abb. 123). Auch die Gläser, von denen eines im Bootkammergrab vollkommen erhalten ist (Abb. 96), die aber in Bruchstücken auch sonst im Fundmaterial von Haithabu vorkommen, weisen auf das Rheingebiet hin. Der Typ der Trichtergläser, wie er im Bootkammergrab vorliegt, kommt im Norden außer in Haithabu noch auf einigen Fundstellen Schleswigs, namentlich der Westküste, vor und tritt dann sehr häufig in Birka, dem Mittelpunkt des schwedischen Handels, auf. Der Entstehungsort dieser Gläser war lange Zeit un-

bekannt und wurde teilweise auch in Haithabu vermutet, denn hier konnte schon bei einer früheren Grabung eine große Steinpackung beobachtet werden, in der zahlreiche, geschmolzene Glasreste lagen und in der die Ausgräber die Reste eines Glasofens sahen. Im Norden aber fehlen alle Vorformen und auch die Vorbedingungen für die Schaffung solcher Gefäße, wenn auch mit der Möglichkeit gerechnet werden muß, daß hier Glasgefäße hergestellt wurden, wie ja auch Glasperlen aus halbfertigen Fabrikaten gearbeitet worden zu sein scheinen. Das solche Glasgefäße, wie wir sie aus Haithabu und Birka haben, auch im Westen im Gebiet der Eifel vorkommen, ist nicht nur durch die Abbildungen solcher Gläser in Handschriften gesichert (Abb. 97), sondern auch durch das Auftreten in einem Glasofen aus karolingischer Zeit, der schon vor Jahrzehnten bei Cordel in der Eifel ausgegraben wurde. In diesem Glasofen fanden sich Reste von Gefäßen, die ganz unseren Gläsern im Norden entsprechen, und dieser Glasofen zeigt uns nun deutlich, woher die Gefäße dieser Art gekommen sind. Vorläufig wissen wir noch sehr wenig über die Glasindustrie der karolingischen und ottonischen Zeit im Gegensatz zu der reichen und vielseitigen Glasindustrie aus römischer Zeit, die uns durch Gläser und Ofenfunde gut bekannt ist. Dieser Glasofen von Cordel ist einer der wenige Fundplätze, aus denen wir eine gewisse Kenntnis des Glasbläsergewerbes jener Jahrzehnte schöpfen. Es ist sicher kein Zufall, daß auch die Gläser mit ihrem Ursprung in dasselbe Gebiet weisen, aus dem wir Mühlsteine und Tongefäße in Haithabu haben.

Auch Schmucksachen sind vielleicht in größerem Umfang nach dem Norden gekommen als die wenigen heute erhaltenen Originale zeigen. Die schon besprochene stilistische Beeinflussung setzt doch einen starken Austausch auch der Gegenstände selbst voraus. Für gewisse Schmucksachen ist das Rohmaterial sicher dorther gekommen. So haben wir in Haithabu Reste von Gagatringen, das hier in der näheren und weiteren Umgebung nicht vorkommt. Wahrscheinlich haben auch die politischen Umstellungen in Deutschland während des 10. Jahrhunderts eine gewisse Rückwirkung auf dem Norden gehabt, so die Erschließung des Harzes. Vielleicht kam dorther der Werkstoff für die Bergkristallschmuckstücke (Abb. 131), vielleicht auch ein Teil des Silbers. Wahrscheinlich hängt damit auch das stärkere Auftreten von Blei bei der Bronzelegierung zusammen.

Im ganzen geben die Funde, die nach dem niederrheinischen Gebiet zeigen, ein recht gutes Bild über die Lebhaftigkeit der Handelsbeziehungen. Wir werden uns aber die Liste der Handelswaren noch sehr viel reichhaltiger vorstellen müssen, denn wahrscheinlich ist auch Salz nach dem Norden verhandelt worden, und auch friesische Tuche scheinen hierher gekommen zu sein, abgesehen von den vielen Dingen, die zum kirchlichen Leben gehörten, wie Bronzeglocken, Wachskerzen, Bücher mit Buchmalerei, Meßgewänder und ähnliches. Alle diese Dinge können wir nur aus ganz spärlichen Erwähnungen in gelegentlichen schriftlichen Quellen erschließen. Ein kleines Nadelbruchstück aus Elfenbein kann ebenso nach Südwesten wie nach Südosten weisen.

Wie sich die Beziehungen nach dem übrigen Westeuropa gestalteten, wissen wir nicht. Daß ein Verkehr nach England und wohl auch nach Irland bestand, beweist nicht nur die Inschrift des Busdorfer Runensteines, sondern auch das Auftreten einer Goldscheibe, die mit einem Kreuz- und Flechtbandmuster verziert ist, wie wir es aus dem irisch beeinflußten, englischen Gebiet kennen (Abb. 132). Was aber an anderen Handelsgütern von den britischen Inseln nach Haithabu gelangte, wissen wir nicht. Vielleicht war es Rohmaterial zur Herstellung von Schmucksachen. Aber diese Frage, die eine gründliche chemische Behandlung aller in Haithabu gefundenen Rohstoffe voraussetzen würde, sind vorläufig noch unbearbeitet, so daß man daraus keine Schlüsse über den Handelsverkehr ziehen



Abb. 131. Besatz aus Bergkristall. Gefunden in Haithabu. 1/1.



Abb. 132. Vergoldete Zierscheibe aus Haithabu. 1/1.

kann. Der Norden, mit dem ja sicher sehr lebhafte Handelsverbindungen bestanden haben, tritt uns bei den Funden in den Specksteingefäßen entgegen. Es ist ein grauer, sich fettig anfühlender Stein, der sich in bergfrischem Zustand leicht schneiden läßt und sich durch seine Feuerfestigkeit auszeichnet, weshalb er auch heute noch zur Herstellung von Öfen benutzt wird. Die Steinbrüche, aus denen unsere Gefäße stammen, liegen in Norwegen und Schweden. Man hat in Norwegen unlängst Steinbrüche gefunden, die nach der Wikingerzeit verlassen worden zu sein scheinen. Dort hat man an den Überresten der Werktätigkeit sehr deutlich die Art der Herstellung erkennen können. Zunächst schnitt man aus dem Stein säulenartige Stücke heraus und zersägte sie in Platten, die die Dicke der gewünschten Schalen hatten; dann begann an Ort und Stelle das Aushöhlen der Schalen, so daß dort vom Rohmaterial bis zum fertigen Fabrikat alle Zwischenstücke beobachtet werden konnten. Die Specksteinschalen, die in Haithabu bekannt geworden sind, wurden also wahrscheinlich schon als fertige Stücke eingeführt. Vielleicht aber hat man auch Rohmaterial nach Haithabu verfrachtet. Das würde jedenfalls ein Steinblock aus Speckstein nahelegen, der beim Johanniskloster in Schleswig gefunden wurde. und zwar in der Mole vermauert, die in die Schlei hinausführt. Vielleicht ist es ein Zeichen dafür, daß man Speckstein auch als Rohmaterial nach Haithabu brachte. Von diesem Block stammt das Material, aus dem der Bildhauer Sünksen, ein eifriger Heimatforscher, der auch um die Erforschung des Danewerks und Haithabus sehr verdient ist, die zahlreichen, kleinen Runensteine geschnitzt hat, die heute in Schleswig im Umlauf sind. Auch ein Teil der Schmuckstücke ist sicherlich aus nördlichen Werkstätten hierher eingeführt, ohne daß wir heute schon die Erzeugnisse der einzelnen Werkstätten scheiden könnten. Auch aus dem übrigen nordeuropäischen Wikingergebiet kennen wir Funde, die nach England weisen. Außer den Münzen gehört dahin vor allem ein prachtvoller Silberbecher aus Fejø, in dem wir eine wahrscheinlich angelsächsische Arbeit sehen müssen (Abb. 133).

Was sonst aus Skandinavien hergebracht wurde, wissen wir nicht. Man muß aber damit rechnen, daß außer Speckstein und Schmucksachen noch Pelze, vielleicht auch Wachs für Kirchenlichte und andere Dinge hierhergeschafft wurden. Auch für die Nahrungsmittelversorgung der Stadt wird man vielleicht Einfuhr von Getreide oder Fleisch annehmen müssen. Sehr auffallend ist ja das starke Auftreten von Hirschgeweih in Haithabu. Wir wissen von dem Wildreichtum des Gebietes in jener Zeit nicht viel, ganz sicher war er viel größer, als er etwa heute ist. Ob aber das ganze sehr reiche Material, das hier in Haithabu verarbeitet wurde, aus der näheren Umgebung der Stadt stammte, oder ob wir auch für dieses Handwerk eine Einfuhr von Rohmaterial in Form von Hirschgeweihen annehmen müssen, ist eine offene Frage.

Vielleicht sind auch die Walfischreste, die aus Haithabu stammen, Zeugen eines solchen Nordhandels. Daß Walfische sehr begehrt waren, wissen wir aus der nordischen Literatur. Auch heute werden die Tiere gelegentlich an die jütische Westküste getrieben. Ihr Vorkommen in der Ostsee gehört aber zu den größten Seltenheiten. Schmuckgegenstände aus Walroßzahn sind in Haithabu bisher nur wenig gefunden worden. Obwohl gerade die starke Erschließung des nordeuropäischen Raumes auf dem Gebiet des sonstigen europäischen Kunstgewerbes zu



Abb. 133. Silberbecher aus Fejø (Dänemark). (Aufn. Dän. Nat. Mus. Kopenhagen.)



Abb. 134. Silberne Ringspange aus Haithabu. ⅔.

einer gewissen Verdrängung des Elfenbeins durch das neue nordische Material geführt hat. So ist das schwache Hervortreten derartiger Gegenstände in Haithabu wohl nur durch Zufall bedingt.

Der Osten des baltischen Beckens ist durch Schmuckformen wie eine silberne Rinspange vertreten (Abb. 134). Sie wirkt wie eine Illustration zu dem lebendigen Bericht, den wir von dem Besuch Gunnars in Haithabu haben, und bei dem erzählt wird, wie er einen Teil seiner Beute aus dem Baltikum dem König zum Geschenk machte. Auch was das Ziel der Wulfstanfahrt nach Truso war, wissen wir nicht. Vielleicht haben wir in Truso den lange gesuchten Umschlagplatz für den Bernsteinhandel, der ja seit dem Beginn unserer Zeitrechnung von Ostpreußen aus lebhaft betrieben wurde. Nun wird auch in Haithabu Bernstein zahlreich gefunden, und zwar sowohl in Form von Rohmaterial in unbearbeitetem Zustand, wie auch von halbfertigen und fertigen Schmuckstücken. Ob aber dieser Bernstein von der Samlandküste kam oder aus Schleswig-Holstein, wo ja noch bis ins 19. Jahrhundert hinein Bernstein in größerer Menge gewonnen wurde, läßt sich nicht sagen.

Daß gerade die ostbaltische Küste und das Südostbaltikum sehr lebhaft mit Pelzen handelte, zeigt eine Nachricht von Adam von Bremen über das Samland und seine Bedeutung für den Handel mit Fellen. Überall fanden sich ja an der Süd- und Ostküste der Ostsee kleine wikingische Stationen, die vielleicht die Bedeutung von Handelsfaktoreein hatten, wenn sie auch daneben politische Stützpunkte für die Staatsgründungen in diesem Gebiet gewesen sind. Wahrscheinlich aber stehen wirtschaftliche Gesichtpunkte, wie wir sie bei der Gründung des russischen Reiches gesehen haben, auch hinter diesen kleinen Kolonien. Daß auch der weitere Osten, Rußland, Konstantinopel und Asien, eine gewisse Bedeutung in dem Handelsleben Haithabus hatten, beweist das Auftreten von arabischen Münzen (Abb. 124). Zwar besteht dafür die Erklärungsmöglichkeit, daß diese Münzen durch den Zwischenhandel über Gotland, wo sich ja sicher schon zur Wikingerzeit ein wichtiger Stützpunkt als Vorläufer des späteren deutschen Visby befunden hat, nach Haithabu kamen, aber daß direkte Beziehungen nach jenen Gebieten bestanden, beweist uns die schon erwähnte Stelle von Adam über den Ostweg. Auch die Ähnlichkeit im Festungsbau spricht für die Annahme solcher Verbindungen. Trotzdem aber treten sie im Fundmaterial sehr zurück gegenüber den Beziehungen, die Haithabu mit dem Westen verbinden. Sie sind jedenfalls im schwedischen Fundmaterial sehr viel stärker vertreten (Abb. 135), was uns zeigt, daß Birka für den Osthandel eine bedeutend größere Rolle gespielt hat als etwa Haithabu. Auch die Gräberfunde, die wir aus den russischen Wikingerfriedhöfen besitzen, zeigen, daß an dieser Stelle der Osten eine sehr viel größere Bedeutung hatte als etwa in Haithabu. Auch dort sehen wir wie in Haithabu eine Vermischung nordischer und fremder Stilelemente, die zur Übernahm fremder Motive



Abb. 135. Orientalische Schale aus Älvkarleby (Upland). Aufn. Stat. Hist. Mus. Stockholm.

führt, wie es an einem aus Bulgarien stammenden Ortband sehr deutlich wird (Abb. 136). Von beiden großen Einflußzonen, in die der Norden jener Zeit zerfällt, die westliche und die östliche, wird Haithabu durch die westliche bestimmt. Wenn auch, wie die vereinzelten Funde und Nachrichten zeigen, seine Stellung im Osten nicht ganz unbedeutend war.

Ob die Südküste der Ostsee an dem Handel beteiligt war, wissen wir nicht. Es ist sicher kein Zufall, daß eine in Haithabu hergestellte Bronze-Parierstange auf dem Burgberg von Süsel gefunden wurde, in einem Gebiet also, das von den slavischen Wagriern bewohnt wurde, allerdings aber unter wikingischer Herrschaft gestanden zu haben scheint. In diesem Falle kann man eine direkte Ausfuhr aus Haithabu nach jenem Gebiet nachweisen. Es ist allerdings fraglich, ob es sich dabei um Handelsgut handelt, oder ob diese Parierstange in Süsel durch einen Wikinger dorthin gekommen ist, zu dessen Schwert sie ursprünglich gehörte. Auch einen Teil der Kämme, die auf slavischem Gebiet bekannt geworden sind, konnte man bisher mit Haithabu verknüpfen. Nachdem sich aber in Wollin ein ebenso bedeutendes Zentrum für die Herstellung solcher Hornschmucksachen ergeben hat, ist es doch fraglich, ob nicht Wollin sehr viel stärker für die Belieferung des slavischen Gebietes in Frage kam als Haithabu, zu dessen Einflußgebiet ja wohl in der Hauptsache die südwestliche Ecke der Ostsee gehört hat. Was aber zum Tausch nach Haithabu gebracht wurde, wissen wir nicht. Zwar treten in Haithabu Gefäße oder Reste davon auf, die nach Form und Verzierung auf das slavische Gebiet weisen. Es ist nicht so sehr die Wellenlinie, die für slavischen Ursprung spricht, denn gerade die neueren Untersuchungen haben ergeben, daß wir in der Wellenlinie kein so typisch slavisches Merkmal zu sehen haben, wie es lange Zeit angenommen wurde. Es gibt aber gewisse Formen von Wellenlinien, die in jenes Gebiet weisen, und die dann sehr viel überzeugender werden, wenn sie an Gefäßformen vorkommen, deren Ursprung ebenfalls im slavischen Gebiet zu suchen ist, und die auch von allen Gefäßformen, wie sie uns im nordischen Kreis entgegentreten, abweichen. Aber sicherlich wird man in diesen Gefäßen nicht die wesentlichen Zahlungsmittel des slavischen Gebietes sehen können. Denn in einem Gebiet, das eine eigene, durchaus entwickelte Töpferei besaß, bestand höchstens das Bedürfnis nach Einfuhr besserer Tonware, und dieses Bedürfnis wurde durch den Handel mit Westdeutschland hinreichend befriedigt. Aber gerade aus dem slavischen Gebiet können wir Handelsgüter annehmen, die sich im Boden nicht erhalten haben, wie Wachs und Pelze.



Abb. 136. Bronzeortband mit nordischer Tier- und orientalischer Pflanzenornamentik. Gefunden in Bulgarien. 1/1. Aufn. Bulgar. Nat. Mus. Sofia.

Das Bild, das diese Funde vom Handelsleben in Haithabu geben, ist ein sehr viel mannigfaltigeres als das auf Grund der geschriebenen Quellen gezeichnete. Es ist aber, wie schon gesagt, keineswegs als erschöpfend anzusehen. Was sich aus den Funden ergibt, ist die Erkenntnis, daß sich in Haithabu die Beziehungen nach dem Westen sehr viel stärker darstellen als nach dem Osten, und daß Haithabu ganz zum westlichen Einflußgebiet gehört und viel weniger stark mit den östlichen Kolonisationsgebieten der Nordgermanen und deren Hinterländern in Verbindung gestanden zu haben scheint als mit den westlichen.

Die Nahrungsmittel.

Aus dem reichhaltigen Speisezettel der Bewohner Haithabus liefern uns die Funde nur einen kleinen Ausschnitt, nur Abfälle sozusagen, aus denen wir rückschließend einen Teil der Speisen erkennen können. Nach der großen Menge von Tierknochen zu schließen, hat die Fleischnahrung, was bei der herrschenden Witterung keinesfalls verwunderlich ist, eine große Rolle gespielt. Es sind vor allen Dingen die Knochen von Rind und Schwein, daneben aber auch von Schaf und Ziege. Zahlreiche Reste von Pferdeknochen deuten darauf hin, daß das Pferdefleisch gegessen worden ist; das wissen wir auch aus schriftlichen Quellen. Wenn z. B. bei der Christianisierung Islands ausdrücklich der Verzicht auf den Genuß von Pferdefleisch ausgesprochen wird, so setzt das voraus, daß Pferdefleisch tatsächlich gegessen wurde. Wenn die Kirche darauf bestand, daß man von dieser Sitte abging, so hat das eigentlich nur dann einen Sinn, wenn dieser Brauch kultischen Ursprungs war. Es ist sehr wohl denkbar, daß er mit der Verehrung des Pferdes zusammenfällt, die wir auch sonst belegt haben. Die Reste von Geflügel sind vorläufig noch nicht untersucht. Der Größenordnung nach gehören die Knochen zu Hühnern, Enten und Gänsen. Von Wild treten Hirsch und Reh an erster Stelle auf. Daß in einer Seestadt wie Haithabu auch die Fischnahrung eine gewisse Rolle spielte, versteht sich eigentlich von selbst. So haben sich unter den Resten auch Fischgräten und Fischschuppen in größerer Menge erhalten. Die Darstellung, die At-Tartûschi von der Ernährung gibt, wenn er erzählt: „Die Hauptnahrung ihrer Bewohner besteht aus Fischen, denn die sind dort zahlreich“, stellt sicher keine genaue Wiedergabe der Verhältnisse dar, denn dagegen sprechen die erhaltenen Reste. Wohl aber wird die Fischnahrung hier eine größere Bedeutung gehabt haben als im Binnenlande. Ein in diesen Breiten sicher nicht gewöhnliches Nahrungsmittel lieferte der Walfisch. Auch heute werden ja noch ganz selten Tiere bis in diese Gegend verschlagen, und so mag es sein, daß die Wirbelreste vom Walfisch, die sich unter dem Knochenmaterial von Haithabu fanden, von Tieren stammen, die hier in der Nähe erlegt wurden. Wahrscheinlicher aber ist es, daß sie weiter aus dem Norden hierher eingeführt worden sind. Daß Wale ein beliebtes Nahrungsmittel waren, ergibt sich aus der Schilderung von Thorfinn Karlsefnis Amerikafahrt, die in der grönländischen Überlieferung bewahrt ist: „Darauf stachen sie in See mit einem Schiff, kamen in guter Verfassung nach Leifsbudir und trugen dort ihre Schiffsäcke an Land. Bald geriet in ihre Hand ein großer und guter Fang, denn ein großer und guter Wal war dort an Land getrieben. Sie gingen hin und zerlegten den Wal. So fehlte es ihnen nicht an Nahrung.“ Auch Getreidereste haben sich vereinzelt erhalten. Unter den bisher gefundenen Resten gibt es Weizen, dessen nähere Bestimmung noch aussteht. Außerdem tritt Gerste auf und eine große Hirseart. Wie das Getreide verarbeitet wurde, zeigen die Mühlsteine. Sie gehören zu der entwickelten Form der rotierenden Mühle, die es gestattete, recht gutes Mehl zu gewinnen. Die Brotbereitung kannte man schon seit der Steinzeit, wie die Funde aus den Schweizer Pfahlbauten zeigen. Ob das aber die einzige Verwendungsart für das Getreide war, ist doch unsicher. Man muß auch mit der Herstellung von Brei rechnen, den man ja bis in die Neuzeit hinein aus der Hirse bereitet. Reste von Speisen selbst ließen sich bisher noch nicht beobachten.

In diesem Zusammenhang taucht die Frage auf, wie die Lebensmittelversorgung der Stadt gesichert war. Vorläufig wissen wir noch nicht, ob in der Siedlung ausschließlich Kaufleute wohnten, oder ob wir es mit einer Ansiedlung von Ackerbürgern zu tun haben. Dieses Problem, das aufs engste mit der Frage der Entstehung des Städtewesens im Norden zusammenhängt, wird erst durch ganz großzügige Grabungen zu klären sein. Auch wenn eine Anzahl von Ackerbürgern in der Stadt wohnte, so kann die Verpflegung doch durch sie nicht gesichert gewesen sein, denn man wird sich im Halbkreiswall eine zahl-

reiche Bevölkerung vorstellen müssen. Allein die Tatsache, daß 1300 m Mauern gegen feindliche Angriffe zu verteidigen waren, setzt schon eine erhebliche Anzahl von kriegsfähigen Männern voraus. Daß diese Zahl wirklich, mindestens in der Blütezeit Haithabus, sehr groß war, beweist die Anlage einer zweiten Verteidigungsterrasse am Wall (Abb. 73), die ja doch nur notwendig war, wenn die Zahl der Männer so groß wurde, daß eine Terrasse nicht mehr ausreichte. Wenn wir also in der Stadt mit einer zahlreichen Bevölkerung rechnen müssen, so werden die wenigen Äcker direkt um die Stadt nicht zu einer Versorgung mit Lebensmitteln ausgereicht haben können. In diesem Zusammenhang gewinnt vielleicht die schwedische Siedlungstätigkeit zu Beginn des 10. Jahrhunderts eine andere Bedeutung. Als sich das schwedische Königsgeschlecht hier festsetzte, beginnt anscheinend eine intensive Besiedlung des Raumes um die Schlei. Damals entstanden die ganzen Orte mit den Namen auf -by. Dabei handelt es sich um Bauernsiedlungen, die sicherlich einmal den Zweck hatten, die politische Herrschaft der schwedischen Dynastie um die Schlei herum zu festigen, zum zweiten aber vielleicht auch eine gewisse Bedeutung für die Lebensmittelversorgung der Stadt gehabt haben. Wie weit sonst Lebensmittel eingeführt worden sind, ist durchaus unklar. Es wäre denkbar, daß nicht nur Wein, sondern auch andere Dinge aus dem Auslande bezogen wurden. Zu den Nahrungsmitteln gehören auch die Haselnüsse, deren Reste in großer Anzahl gefunden werden. Bei der im Jahre 1935 ausgegrabenen Halle lagen sie in einer dicken Schicht um den Herd herum. Auch vereinzelte Walnüsse treten auf und bilden vielleicht einen Hinweis darauf, daß solche Nahrungsmittel auch aus anderen Gebieten hierher eingeführt wurden, was sicher auch mit dem Salz der Fall war. Kerne von einer Pflaumenart sprechen für die Verwendung von Obst.

Das alles bildet aber nur einen kleinen Ausschnitt aus der Liste der Nahrungsmittel jener Zeit, eben den Teil, von dem Reste auf uns gekommen sind. Darüber hinaus hat sicher besonders die Pflanzennahrung, von der ja nur unter besonders günstigen Verhältnissen Spuren bewahrt sind, eine gewisse Bedeutung gehabt.

Die ganze Frage nach der Organisation der Lebensmittelbeschaffung ist noch ungeklärt. Sicher werden wir mit Kaufleuten rechnen müssen, deren Tätigkeit im Verkauf von Lebensmitteln bestand. Bisher haben sich im Stadtinneren nur wenig Bauten ergeben, die als Stallungen für Vieh gedeutet werden können, so daß die Wahrscheinlichkeit für eine Fleischversorgung aus eigener Wirtschaft nicht sehr groß ist.

Andererseits sprechen die Funde von Ackergeräten, zwei Pflugscharen (Abb. 104) und eine schöne Sichel (Abb. 103), dafür, daß der Getreidebau doch eine gewisse Bedeutung für die Stadt gehabt hat.

Das Nebeneinander der verschiedenen Berufe aber, ihr zahlenmäßiges Verhältnis zueinander und ihre Bedeutung für den inneren Aufbau der Stadt, ist uns heute noch vollkommen unbekannt und wird uns wohl auch nie ganz erschlossen werden.

Die religiösen Vorstellungen in Haithabu.

Das Schicksal, das die Westgermanen in den Jahrhunderten der Völkerwanderung traf, die Auseinandersetzung zwischen der eigenen Gottesvorstellung und dem christlichen Glauben, ereilte die Nordgermanen erst Jahrhunderte später, in dem Moment, wo sie aus ihrer Isolierung heraustraten und durch die Wikingerzüge in sehr viel stärkere Berührung zum südlichen und mittleren Europa kamen. Die zweieinhalb Jahrhunderte größter Machtentfaltung des Nordgermanentums sind verknüpft mit dem geistigen Ringen dieser beiden Weltanschauungen, deren Ausgang der Sieg des Christentums war, wenn es der neuen Religion auch nicht gelang, alle ethischen Werte der germanischen Weltanschauung zu zerstören und durch christliche Glaubensvorstellungen zu ersetzen. Symbolhaft spiegelt sich dieses Ringen in der Kunst jener Zeit wieder, in dem alte und neue Elemente miteinander verquickt werden (Abb. 137). Aus jenen Jahrhunderten lebt heute noch ein reiches Erbe im Volksglauben und Volksbrauch, der sehr viel konservativer ist und alte Vorstellungen sehr viel treuer bewahrt als viele andere Gebiete des geistigen Lebens. Die Geschichte Haithabus ist gekennzeichnet durch diese Auseinandersetzung. Es lebt in dieser Stadt eine starke religiöse Vorstellung, die in der germanischen Vorzeit wurzelt. Nach der Natur der Sache ist es nur sehr schwer möglich, für die Glaubensvorstellungen direkte Belege im Boden zu finden, und lange nicht alle Götter des germanischen Götterhimmels haben ihre Symbole gehabt, die uns ihren Kult veranschaulichen. Bei der Verehrung des Donnergottes Thor sind wir in der glücklichen Lage, das Auftreten solcher Glaubensvorstellungen an dem Vorkommen von Thorshämmern, den Symbolen dieses Gottes, nachweisen zu können (Abb. 22). Thor fuhr im Ziegengespann über die Himmelsbahn und schleuderte seinen Hammer, der das Geräusch des Donners erzeugt. Am bekanntesten ist vielleicht die Darstellung, wie der überlistete Gott, dem die Riesen seinen Hammer gestohlen hatten, in der Verkleidung eines Riesenmädchens diesen zurückholt. Seinen Symbolen hat man ein großes Gewicht beigelegt und hat sie zum Teil mit sehr schöner Verzierung als Amulette getragen und auch am Pferdezaumzeug verwendet. Bei den anderen Göttern haben wir kein solches Symbol. Daß der große germanische Kriegergott Odin, der Schutzherr der Kriegerbünde, hier eine Stätte der Verehrung gefunden hat, ist sicher, wenn auch nur wenig darauf hinweist.

Die Kammergräber, die uns die vorchristliche Glaubenswelt widerspiegeln, sind zu beiden Seiten einer Straße angelegt (Abb. 66), und es lebt in dieser Sitte dieselbe Vorstellung, die wir schon im Ausgang der Steinzeit im Norden sehen. Schon damals legte man die Hügelgräber auf beiden Seiten des alten Heerweges an. Es liegt diesem Brauch die Vorstellung von der engen Verbindung zwischen den Toten und den Lebenden zu Grunde. Die Vorstellung, daß die

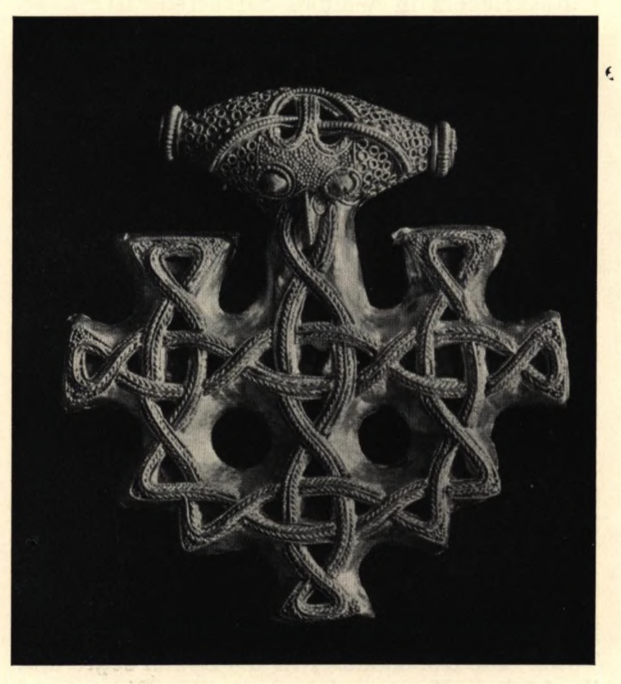


Abb. 137. Goldkreuz aus dem Schatzfund von Hiddensee. 1/1.



Abb. 138. Figurengruppe aus Bronze; der Hinterteil des Pferdes ist ergänzt. 1/1.

toten Geschlechter mit den lebenden Nachkommen verbunden sind, daß sie im Geiste mit ihnen auf der Straße mitziehen, dieses Gefühl der engen Verbundenheit, die die Lebenden ihren Vorfahren gegenüber verpflichtet, ist das tragende Motiv für das Entstehen der germanischen Kriegerbünde, in deren Ritual die enge Verknüpfung so deutlich zum Ausdruck kommt. Und zu diesen Kriegerbünden gehört der Kampfgott Odin. Wo sich solche Vorstellungen, wie sie den Männerbünden zu Grunde liegen, auch in der Gruppierung der Kammergräber andeuten, müssen wir auch die Verehrung dieses Kriegergottes annehmen. Mit ihm steht vielleicht eine kleine Figurengruppe aus Bronze in Verbindung (Abb. 138): Eine Frau mit einem Schild begrüßt einen reitenden Krieger und scheint ihm den Willkommenstrunk darzubieten. Diese Darstellung tritt gelegentlich auf Bildsteinen des Nordens wieder auf (Abb. 19) und zwar in einem Zusammenhang, der darauf schließen läßt, daß die Begrüßung eines Odinskriegers in Walhall dargestellt ist. Schon die Schildmaid deutet auf diesen Vorstellungskreis, und so haben wir für die Odinsverehrung wohl in der kleinen Figurengruppe einen direkten Beleg. Daß die Auswahl der Grabplätze um Haithabu ebenfalls auf diese Verehrung schließen läßt, wurde schon früher betont.

Sowohl Thorshämmer wie die „Odin"gruppe sind in Haithabu gewerblich hergestellt worden. Wir haben darin wohl ein Zeichen für den starken Bedarf an diesen Symbolen zu sehen. Was wir sonst über die Götterverehrung sagen können, schließt sich vollkommen den Ergebnissen an, die wir auf Grund der nordischen Literatur gewinnen. Eine wichtige Quelle für die Auffassung vom Leben nach dem Tode bieten uns aber die Gräber. Herrschend ist fast durchgängig die Skelettbestattung. Brandgräber treten zurück, wenn sie auch nicht ganz fehlen. Datierende Beigaben sind bisher nicht darin gefunden worden.

Die vorchristliche Glaubenswelt verkörpern die Kammergräber (Abb. 53), bei denen man dem Toten eine Holzkammer in den Boden setzte und ihn in diese Kammer legte mit allen Dingen, die zum Leben im Jenseits notwendig waren, beim Mann die Waffen und bei der Frau der Schmuck, dazu die Wegzehrung für die lange Reise ins Jenseits. Heergewäte und Frauengerade treten uns hier noch deutlich als Grabgut entgegen. Dem Bau dieser Gräber liegt der Hausgedanke zu Grunde, eine Vorstellung des Grabes als Halle, wie sie uns auch im Schrifttum oft entgegentritt. Im Liede von Helgi, dem Hundingstöter, das in der Edda bewahrt ist, kehrt der gefallene Held zur nächtlichen Stunde in seinen Grabhügel zurück. Dort sieht ihn die Magd und berichtet es seiner Gattin Sigrun, die in den Hügel hineingeht und die Nacht über bei ihrem Manne weilt. Eine ähnliche Vorstellung, die uns das Grab als große Halle zeigt, sehen wir in der Eyrbyggja-Saga. Der Schafhirt des Bauern Thorstein sieht den Berg offen und darin ein gewaltiges Feuer. Und er sieht, wie der Bauer Thorstein dort von den toten Männern seiner Sippe begrüßt wird, so als wenn ein Gast in die Halle seines Freundes tritt. Wir kennen ähnliche Auffassungen nicht nur aus dem Norden, sondern im salischen Gesetz ist ausdrücklich von einem Grabhaus die Rede, das über einem Verstorbenen errichtet wird. Diese Vorstellung vom Grab als Haus geht auf tatsächliche Gepflogenheiten zurück. Ibn Dustâh, ein arabischer Schriftsteller, der um 912 nach Chr. schrieb, erzählt uns sehr interessant über die Sitten der schwedischen Wikinger in Rußland: „Stirbt ein hervorragender Mann, so machen sie ihm ein Grab in Gestalt eines großen Hauses, legen ihn hinein und zusammen mit ihm legen sie in dasselbe Grab seine Kleider sowie die goldenen Armbänder, die er getragen, ferner einen Vorrat an Lebensmitteln und Gefäße mit Getränken und Geld." Grabhäuser dieser Art kennen wir aus einer ganzen Reihe von Funden in der Wikingerzeit. Hierher gehören als bekannteste Denkmale das Oseberg-Schiff oder das Gokstad-Boot, in dem wir ein solches Grabhaus haben. Diese Sitte tritt nicht erst in der Wikingerzeit auf. Wir kennen sie aus der Völkerwanderungszeit und haben sie dort in den verschiedensten Gebieten. Berühmt sind die Kammergräber von Soest in Westfalen und bekannt die Gräber ähnlicher Gestaltung bei den Alemannen. Es wird damals nicht nur Holz für die Herstellung der großen Grabkammern verwendet, sondern auch Mauerwerk, so namentlich im Rheingebiet. Diese großen Grabkammern gehen noch weiter zurück. Sie treten uns im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Jütland entgegen, wo wir neben großen Holzkammern zur Aufnahme des Toten auch Gräber aus Felsen haben, die

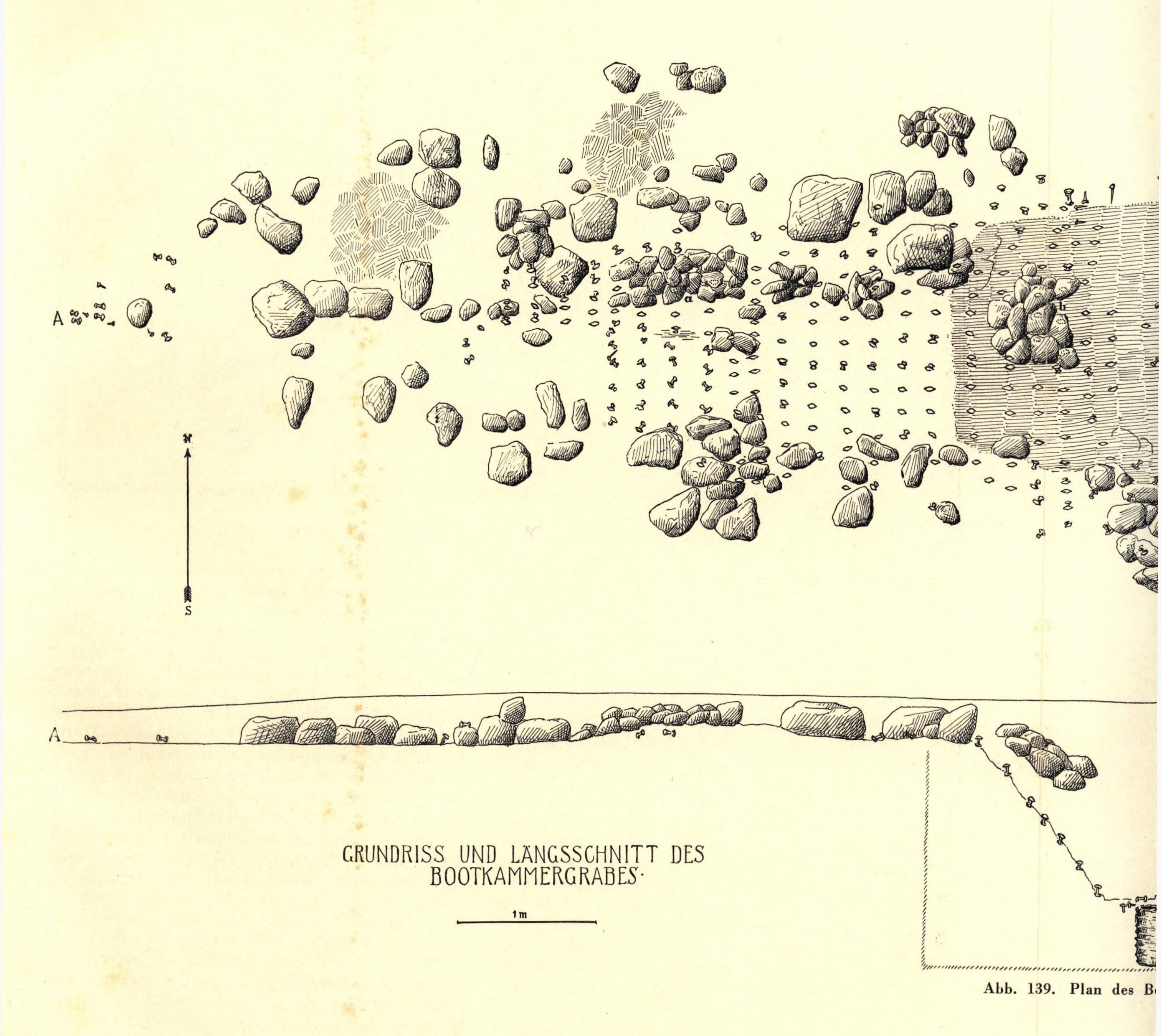


Abb. 139. Plan des B

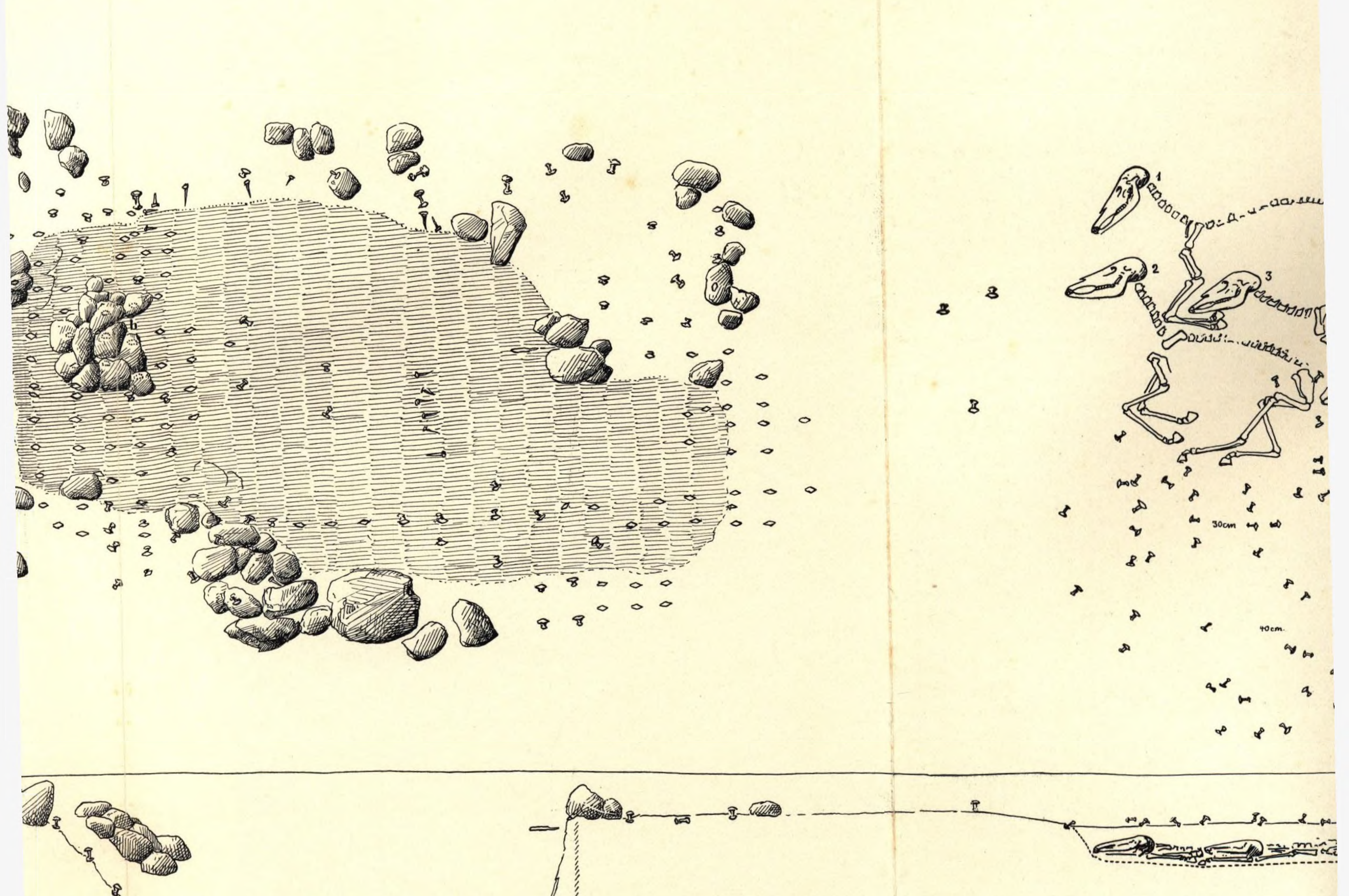
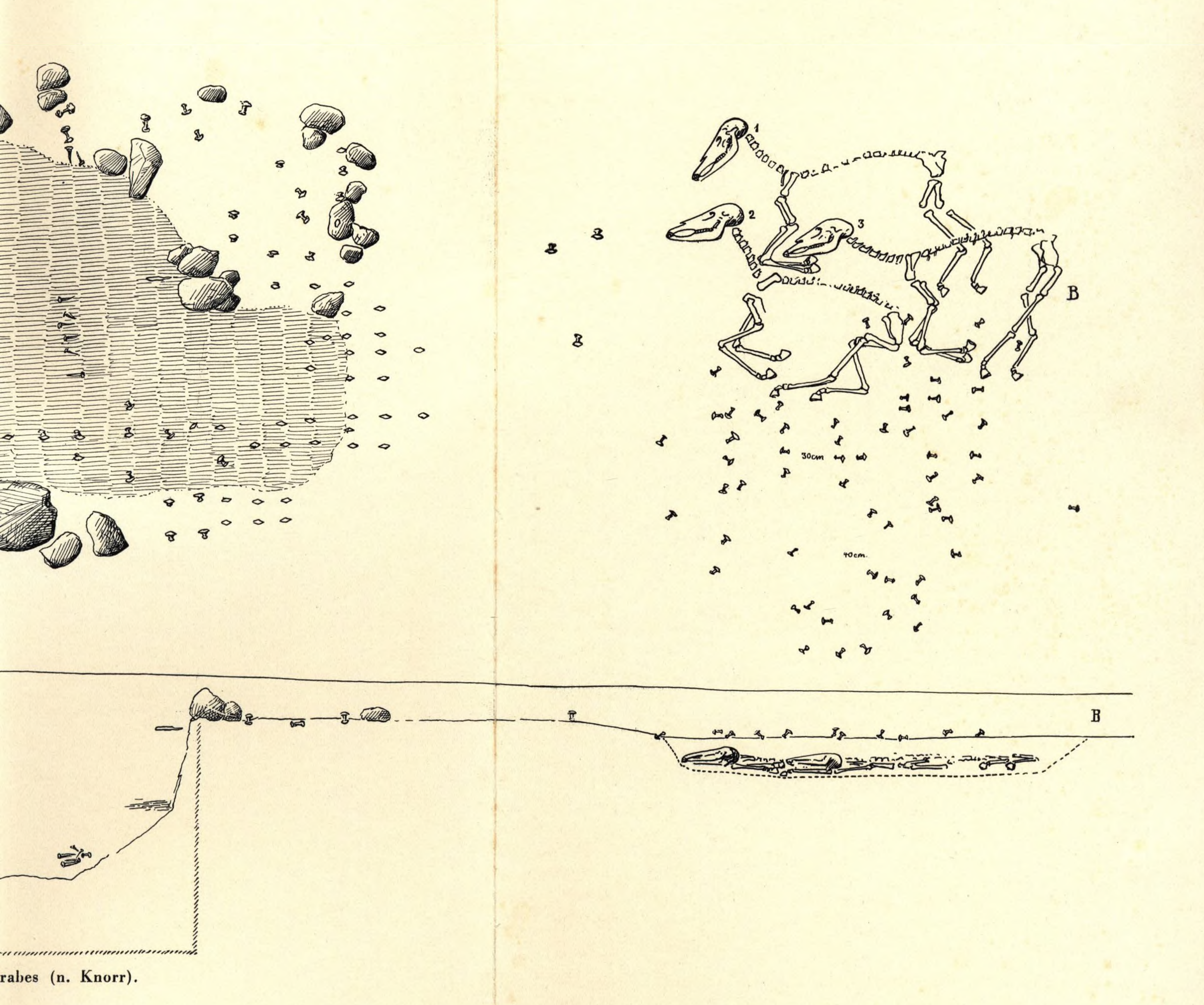


Abb. 139. Plan des Bootkammergrabes (n. Knorr).



rabes (n. Knorr).



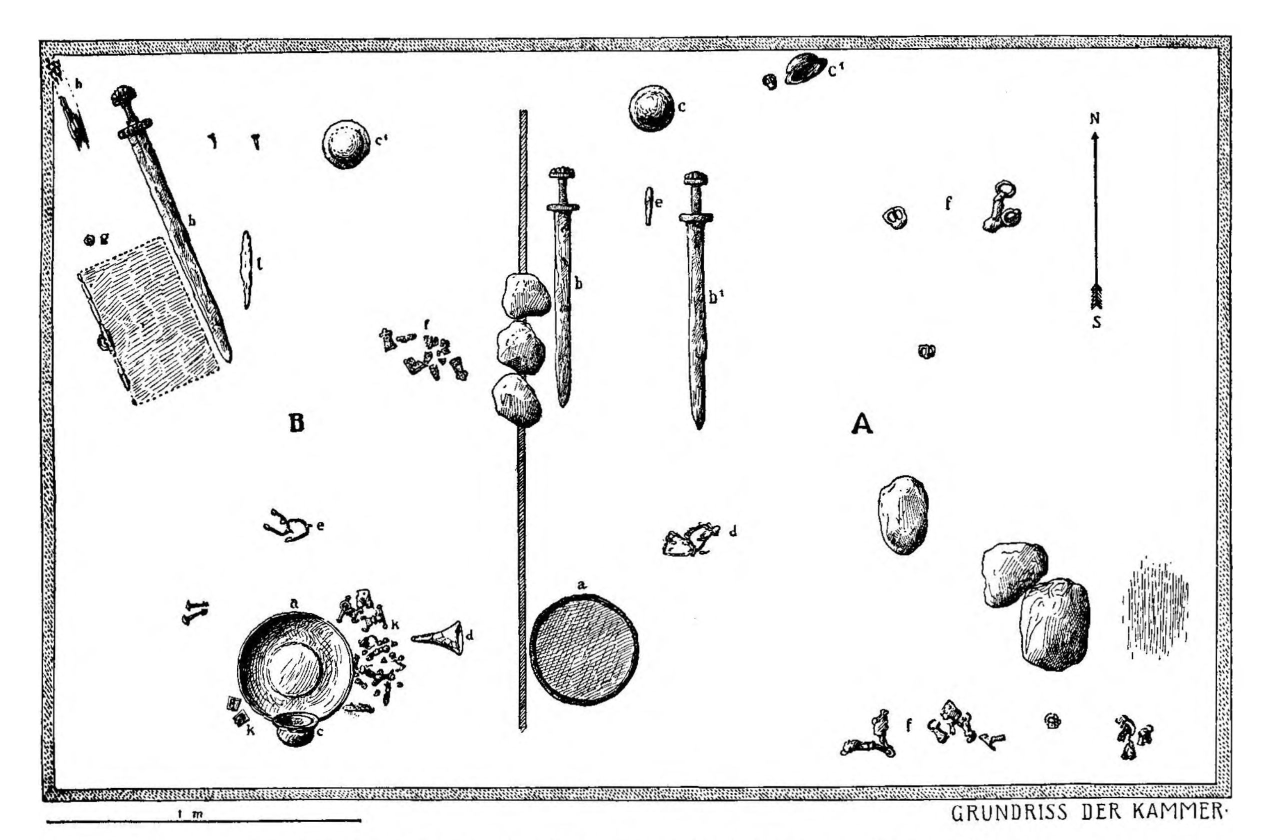


Abb. 140. Plan der Grabkammer im Bootkammergrab (n. Knorr).

einen Grabraum umschließen. In der frühen Eisenzeit, also ein halbes Jahrtausend davor, kennen wir ähnliche Vorstellungen. In einer Zeit, in der die Totenverbrennung allgemein herrschte, war der Bau großer Grabhäuser nicht notwendig, dafür aber gab man dem Toten Urnen in Gestalt des Hauses als Behälter für die Asche mit ins Grab. In der älteren Bronzezeit finden wir den Bau richtiger Häuser in den Grabhügeln. Es sind die Totenhäuser, die sich an verschiedenen Stellen in den Gräbern nachweisen lassen, eine Sitte, die eine steinzeitliche Tradition fortsetzt, wo wir einerseits Holzbauten in Form von Grabhäusern kennen, daneben aber in den Großsteingräbern der Hausgedanke in monumentaler Form auftritt. Diese enge Verbindung zwischen dem Toten und seinem Haus geht auf eine noch viel frühere Zeit zurück, wo man ihn wirklich in der Wohnung bestattete. In der älteren Steinzeit sehen wir das Niederlegen des Toten auf dem Herd. Damals tritt uns zum ersten Mal dieser Brauch entgegen. Er führt dann auf dem eben angedeuteten Wege bis in die Wikingerzeit und geht weit in die geschichtliche Zeit hinein. Denn wenn man sich das ganze Mittelalter hindurch Friedrich Barbarossa im Kyffhäuser sitzend dachte, so berührt sich dieser Gedankengang mit den Vorstellungen, wie sie uns in der Eyrbyggja-Saga entgegentreten, aufs engste. Diese Sitte lebt heute weiter im Bau der ausgemauerten Grüfte, der uns gelegentlich auf neuen Friedhöfen entgegentritt. Wenn wir uns nach dem Sinn dieser engen Verknüpfung zwischen dem Toten und seinem Haus fragen, dann kommen wir damit in einen Vorstellungskreis, der sich den Toten weiter lebend dachte, und zwar ohne Trennung von Körper und Seele. Es ist die Zeit des Leichenkultes, auf den ja letzten Endes auch die Grabbeigaben vorgeschichtlicher Zeit zurückgehen. Aus diesem Gedankengang erklären sich auch die engen Verbindungen der Hausgemeinschaft, die ein verstorbenes Glied der Sippe nicht ausscheidet aus dem Sippenverband, sondern es sich nur unter anderen Bedingungen weiter lebend vorstellt, eine Überlegung, die noch in mancher Rechtsanschauung späterer Zeit, so z. B. im friesischen Recht, ihren Niederschlag gefunden hat. Und wie eng die Verbindungen

zwischen dem Toten und seinem Gehöft noch in späterer Zeit waren, zeigt uns eine sehr interessante Stelle der Laxadæla-Saga, wo Hrappr bestimmt, daß er unter der Schwelle seines Wohnhauses begraben werden will, damit er nach dem Tode sein Anwesen überblicken könnte. Es ist die enge Gemeinschaft zwischen den Toten und den Lebenden, die hier in der Sitte des Grabhauses ihre Ausprägung findet. In der Vorstellung von Barbarossa und in den modernen „Kammergräbern" ragt also eine vorchristliche Totenauffassung weit bis in die Gegenwart hinein, bis in eine Zeit, wo das Christentum die Trennung der Seele vom Körper nach dem Tode lehrt und wo moderne naturwissenschaftliche Erkenntnisse seit Jahrhunderten gezeigt haben, daß es sich beim Leichnam nur um eine tote Materie handelt.

Als reichstes Grab dieser Gruppe in Haithabu haben wir das Bootkammergrab (Plan 2, Abb. 139), dicht vor dem Südtore der Stadt. In einer Holzkammer (Plan 140) waren zwei oder drei Männer — Knochen waren kaum bewahrt — mit sehr reichen Beigaben bestattet. Sie hatten ihre Schwerter (Abb. 141), Pfeile, wahrscheinlich auch Bogen, ihre Schilde und das Pferdezaumzeug mitbekommen und außerdem in einem Eimer und einer Bronzeschale die Wegzehrung. Ein schöner, aus dem Westen eingeführter Glasbecher (Abb. 96) lag ebenfalls in dieser Kammer. Weiter hatte man den beiden Männern drei Pferde mitgegeben, und über diese ganze Anlage hatte man ein großes Wikingerboot gestellt, das die Männer hintragen sollte in das Reich der toten Krieger, denn es liegt dieser Beigabe die Vorstellung zugrunde, daß die Toten ein großes Wasser überqueren müssen, bevor sie ins Totenreich kommen, während man den Verstorbenen manchmal nur ein Geldstück in den Mund legte, damit sie den Fährmann bezahlen konnten, wie wir das sowohl im griechischen wie auch im germanischen Kreise sehen. Andererseits taucht dann im Norden die Sitte der Schiffsbeigabe auf, in der jüngeren Bronzezeit zuerst in der Form einer Schiffsetzung, und diese Sitte erscheint dann später wieder. In den nachchristlichen Jahrhunderten gewinnt die Beigabe von Schiffen immer mehr an Bedeutung. Das Grab enthielt also außer den Überresten der Toten selbst Waffen, Schiffe, Pferde und Speisen bzw. Getränke. Es sind genau die Dinge, deren Verladung wir auf dem Teppich von Bayeux vor dem Beginn des großen Kriegszuges nach England sehen, und die zum Kriege gehören. Hier tritt uns in einem Grab um 900 dieselbe Vorstellung entgegen, die wir im 11. Jahrhundert auf dem Teppich von Bayeux dargestellt sehen. Dieses Grab zeigt, wie man sich das Fortleben der Toten vorstellte und wofür man sie ausrüstete.


Abb. 141. Schwert aus dem Bootkammergrab (n. Knorr).

Als dann in Haithabu im 10. Jahrhundert der Kammergräberfriedhof eingeebnet wurde und Platz machte für ein neues Stadtviertel, da wird rein äußerlich mit der alten Glaubenstradition gebrochen, wenn auch viele Anschauungen weiterleben und sich in der Volkskunst und im Volksbrauch noch sehr lange erhalten haben. Die Auseinandersetzung mit dem Christentum wird äußerlich in der Wikingerzeit abgeschlossen, innerlich geht der Kampf zwischen diesen beiden Welten weiter.

In die Zeit des Bestehens unserer Handelsstadt fällt, wie wir sahen, die große Auseinandersetzung zwischen dem germanischen Glauben und der neuen, vom Süden eindringenden Religion des Christentums. Von zwei Richtungen her drangen die neuen Ideen gegen den Norden vor. Von Westen her bemühte sich die Römische Kirche um eine Bekehrung des Nordens, und von Osten gehen namentlich seit der Gründung des russischen Reiches starke Versuche des byzantinischen Christentums aus, die Welt des Ostens und Nordens zu erobern. Hier war es Kiew, das man sich zum Mittelpunkt der neuen Bestrebungen ausersehen hatte. Die Geschichte des nordischen Kiew ist eng verbunden mit diesen Bewegungen. Dorthin gehört die Reise der Großfürstin Olga, deren nordgermanischer Name Helga lautet, nach Byzanz, worüber wir in dem vom byzantinischen Kaiser Konstantinos Porphyrogenetos selbst verfaßten Buch

„Über die Zeremonien" sehr interessante Aufschlüsse haben, die uns zeigen, wie ein solcher Empfang einer nordischen Fürstin in Byzanz verlief. Im Westen waren die Bestrebungen der christlichen Kirche, festen Fuß im Norden zu fassen, aufs engste mit der Geschichte Haithabus verknüpft. Hier ging die Mission wie einst bei der Ausbreitung des Christentums im Mittelmeergebiet dieselben Wege, die der Handel nahm. In den großen Mittelpunkten des Verkehrs, in denen wir ja eine starke Anhäufung von Menschen aus aller Herren Länder hatten, war der Boden für eine Mission besonders geeignet, und so sehen wir auch, wie in der Wikingerzeit das Wirken der ersten großen Missionare an die Nähe der großen Handelsmittelpunkte gebunden ist. Hierhin gehören Männer wie Ebo von Reims, der die Missionsarbeit im nordgermanischen Kreise einleitete, und dann der eigentliche Apostel des Nordens, Ansgar. Er wurde in die großen Pläne Ludwigs des Frommen eingespannt und übernahm die Aufgabe einer Missionierung des Nordens. Ob er allerdings im Jahre 826 bis nach Haithabu vorgedrungen ist, und ob vollends die Missionsschule, die zur Ausbildung junger Missionare irgendwo im Norden angelegt wurde, in Haithabu lag, das wissen wir nicht. Vielleicht ist mit größerer Wahrscheinlichkeit anzunehmen, daß er sie im Lehnsgebiet des dänischen Prinzen Harald, dem er ja für die Fahrt nach dem Norden beigegeben war, anlegte, sich also irgendwo an der deutschen Nordseeküste befand. Etwas näher kennen wir seine Wirksamkeit in Schweden, und als er dann wieder zurückkam, gelang es ihm, auch in Haithabu festen Fuß zu fassen. Der ältere Horich, der um 850 in Haithabu als König saß, gestattete ihm um die Mitte des 9. Jahrhunderts, eine Kirche in Haithabu zu bauen, und diese Kirche bekam eine Glocke. Nach einem kurzen Rückschlag beim Tode Horichs I. wurde durch Horich II. das Werk Ansgars weiter gefördert, und als Rimbert, der Schüler und Nachfolger Ansgars, nach dem Norden kam, fand er hier eine kleine Kirche vor. Das Jahr 934 bedeutet für Haithabu die Einführung des Christentums als Staatsreligion durch die zwangsweise Bekehrung Knubas, von der uns ja Adam in seiner Bremischen Kirchengeschichte berichtet. Aus dieser Zeit mindestens müssen wir wohl eine Kirche in Haithabu annehmen; ob die neue Religion allerdings festen Fuß gefaßt hat, wissen wir nicht, trotzdem im Jahre 947 Schleswig zusammen mit Ripen und Aarhus Bistum wurde und auf der Synode von Ingelheim die neuen Bischöfe erscheinen. Dabei fragt sich natürlich, ob diese Missionsbischöfe ihren Sitz tatsächlich im Missionsgebiet hatten, oder ob sie außerhalb ihres Aufgabenbereiches irgendwo in Nordwestdeutschland saßen. Sehr fest scheint die neue Religion noch nicht in Haithabu verwurzelt gewesen zu sein, denn als um 950 At-Tartûschi nach Schleswig kam, da berichtete er sehr ausführlich von vorchristlichen Kulten, während ausdrücklich gesagt wird, daß es nur eine kleine Anzahl von Christen gäbe, die dort eine Kirche hätten. Für die Folgezeit haben wir nicht eben viel Mitteilungen über das Christentum und das kirchliche Leben in Haithabu, bis im Jahre 1134 der Steinbau des ältesten Domes auf dem Nordufer der Schlei als fertiges Denkmal erwähnt wird. Es ist der Hinweis auf die inzwischen eingetretene Verschiebung der politischen und geistlichen Macht auf das Nordufer der Schlei.

Zu derselben Zeit etwa, aus der wir den älteren Dom in Schleswig haben, entstand auf dem Südufer der Schlei, dicht nördlich des Halbkreiswalles, der die alte Stadt umschließt, die kleine Kirche von Haddeby (Abb. 44). In ihrem Namen bewahrt sich die Tradition des alten Haithabu, dessen Name sonst in unserem Gebiet nicht wieder auftritt. Schon sehr früh hing an dieser Stelle die Überlieferung, daß Ansgar hier eine Kirche gebaut hat, obwohl später andere Kirchen auf dem Nordufer der Schlei diesen Ruhm für sich in Anspruch nahmen. Heute steht die Kirche ganz allein da. Das Dorf, zu dem sie gehört, liegt weit davon entfernt, und die Kirchenbesucher vom Ostufer des Noores mußten in der früheren Zeit den weiten Umweg um die Südspitze der beiden Buchten machen, weil eine Landverbindung bei der Mündung des Noores in die Schlei nicht bestand. Anstatt aber mit dem Schiff über das Noor zu fahren, konnte man sehr gut auch nach Schleswig kommen, wohin eine alte Schiffsverbindung bestanden haben muß, wie der heutige Ortsname „Fahrdorf" lehrt. In der Zeit um 1200 oder im 12. Jahrhundert, als die heutige Kirche von Haddeby gebaut wurde, bestand, wenigstens nach den Siedlungsverhältnissen, keine Notwendigkeit, an dieser Stelle so dicht neben der Bischofskirche eine kleine Landkirche fernab jeder größeren Siedlung zu bauen. Darum taucht auch schon früh die Annahme auf, daß diese kleine Kirche eine ältere Tradition fortsetze, daß die Zeit, in der eine Kirchengründung an dieser Stelle sinnvoll war, lange vor dem heutigen Bau liegt. So wäre es sehr wohl denkbar, daß Ansgar



Abb. 142. Zwei Skelette (mit Resten eines Holzsarges beim hinteren Grabe) vom Flachgräberfeld (von Süden gesehen).

an dieser Stelle seine Kirche errichtet hat. Nur ist es fraglich, warum er sie nicht in die Stadt hinein verlegte. Es wäre aber durchaus denkbar, daß er die Genehmigung zum Bau einer Kirche nur für einen außerhalb der Siedlung liegenden Bauplatz bekommen hätte. Vielleicht muß man auch hier mit Verhältnissen rechnen, die denen des ältesten Lübecks noch ähnlich sind, denn dort wohnten die deutschen Kaufleute außerhalb der umwallten, slavischen Siedlung, wenn auch die Kirche innerhalb des Walles lag. Vielleicht haben wir in der Nähe der Haddebyer Kirche die alte niederdeutsche Kaufmannssiedlung zu suchen, die wir wohl schon für das beginnende 9. Jahrhundert in Haithabu annehmen müssen. Diese Frage wird der Spaten eines Tages klären können. Daß unter der heutigen Steinkirche ein älterer Holzbau gelegen hat, haben Untersuchungen an dieser Stelle wahrscheinlich gemacht. Ob es sich bei dem Holzbau allerdings um eine Kirche handelt, oder was wir sonst darin zu suchen haben, steht noch dahin.

In der Kirchhofsmauer von Haddeby befand sich ursprünglich ein Stein, der lange, ausgeschliffene Rillen besaß. Steine dieser Art kennen wir aus dem Norden unter dem Namen der „Schwertschleifsteine" häufiger. Ihre Datierung in die Wikingerzeit können wir auf Grund der nordischen Verhältnisse annehmen. In späteren, mittelalterlichen Kirchen finden sich gelegentlich ähnliche Steine mit Schleifrinnen für Schwerter, in denen unter geheimnisvollen Umständen vor kriegerischen Unternehmungen die Schwerter geschliffen wurden, um ihnen dadurch gleichzeitig eine magische Kraft zu geben. Dieser Brauch ist — und dafür spricht auch bei den mittelalterlichen Denkmälern die große Heimlichkeit der Zeremonie — vorchristlich und aus heidnischen Grundanschauungen der Waffenweihung erwachsen. Interessant ist nun das Vorkommen dieses Steins in der Kirchhofsmauer, denn das könnte vielleicht dafür sprechen, daß ursprünglich an dieser Stelle eine vorchristliche Kultstätte gelegen hätte. Die Vermauerung eines solchen Steines in der Kirchhofsmauer entspricht durchaus den Gepflogenheiten der Kirche, die

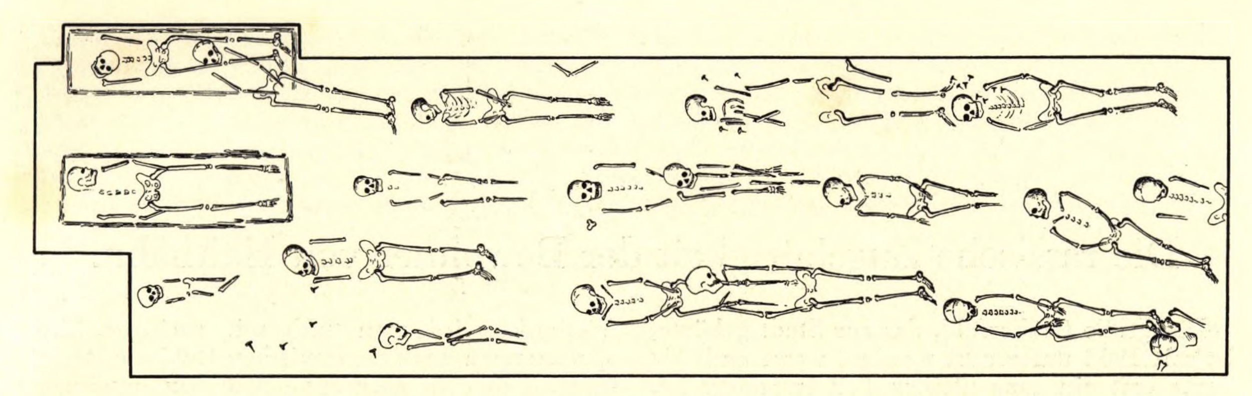


Abb. 143. Ausschnitt aus dem Plan des großen Gräberfeldes von Haithabu. Etwa 1 : 60.

Verehrung solcher Dinge im christlichen Sinne umzugestalten, und zwar durch Einbeziehung solcher Kultdenkmäler in die kirchlichen Bauten. Es ließen sich für diesen Brauch eine ganze Reihe von Vergleichsstücken beibringen. Auffallend ist jedenfalls dieses Vorkommen, und die Frage wird vielleicht einmal durch Untersuchungen bei der Kirche geklärt werden können.

Daß im 10. Jahrhundert das Christentum allmählich festeren Boden fand, zeigt das große Gräberfeld innerhalb der Stadt, auf dem die Toten in Holzsärgen (Abb. 142) meistens ohne Beigaben streng in ost-westlicher Richtung bestattet waren, so daß der Kopf im Westen und die Füße im Osten lagen, und der Tote der aufgehenden Sonne entgegensehen konnte (Abb. 143). Aus diesem Friedhof treten uns in der Beigabenlosigkeit und der strengen Ausrichtung der Gräber christliche Momente entgegen, die mindestens einen großen Einfluß neuer Glaubensvorstellungen beweisen. Einen direkten Hinweis für das Vorhandensein christlicher Geräte haben wir in einem kleinen Symbol zu sehen, das einen geflügelten Stier darstellt (Abb. 144). Es ist das Symbol des Evangelisten Lukas. Aus Blei hergestellt, hat es wohl ursprünglich als Beschlagstück auf irgendeinem anderen Gerät gesessen, vielleicht auf dem Einbanddeckel eines Buches, denn daß christliche Bücher mit Buchmalereien und kirchliche Geräte aller Art nach dem Norden gekommen sind, wissen wir aus einer ganz kurzen Notiz, die besagt, daß Hrabanus Maurus derartige Dinge nach Schweden geschickt hätte. Sonst finden sich unter den Geräten und Schmucksachen wenige Stücke, die man hierhin rechnen könnte. Zu erwähnen ist noch die große, vergoldete Silberscheibe, die ein Kreuzmuster trägt. Die Ausfüllung des Kreuzes mit Bandgeschlinge und die sonstige Verzierung der Platte weist auf einen Einfluß hin, der aus dem irisch beeinflußten Teile Englands ausgegangen ist, aber diese Scheibe braucht nicht unbedingt als Beweis dafür angesehen zu werden, daß ihre Trägerin eine Frau, die in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts gelebt hat, eine Christin war. Dem widersprechen eigentlich die reichen Beigaben, die sich in dem Grab dieser Frau fanden, und gerade im Verzicht auf Beigaben drückt sich die christliche Vorstellung aus. Die Scheibe selbst war auch als Schmuck sehr ansprechend und könnte wohl allein diesem Zweck gedient haben. Im Jahre 1935 wurde ein kleines Bronzekruzifix gefunden, das den auch sonst im Norden gelegentlich gefundenen Stücken des 9., 10. und 11. Jahrhunderts entspricht.

Daß Haithabu später auch einen Ruf als christlicher Mittelpunkt hatte, legt die kurze Bemerkung der Gisli-Saga nahe, die besagt, daß zwei isländische Frauen, Aud und Gunnhild, nach Haithabu kamen und sich dort taufen ließen. Seit 934 scheint das Christentum in Haithabu Staatsreligion gewesen zu sein, denn als die Stadt im Jahre 983 an Harald Gormsson fällt und dem dänischen Reiche eingegliedert wird, da ist Harald schon Christ. Das Verhältnis der germanischen Gottesvorstellung und des Christentums zueinander können wir mit dem uns zur Verfügung stehenden Material nur schlecht erfassen, aber neben der neuen Religion scheint die alte Glaubensvorstellung doch noch lange weitergelebt zu haben und geht für uns faßbar bis in die romantische Kunst des Gebietes um Haithabu.



Abb. 144. Lukassymbol aus Haithabu. 1/1.

Die rassische Zugehörigkeit der Bewohner von Haithabu.

Das große Gräberfeld, das zur Stadt gehörte, ist seit 1902 untersucht worden, wenn auch bis heute erst ein ganz kleiner Teil freigelegt ist. Die Bedeutung dieses Friedhofes beruht darin, daß hier etwa 3—4000 Tote bestattet sind, deren Knochenreste bei systematischen Grabungen noch zu heben sind. Damit gewinnen wir ein ganz ausgezeichnetes Material für die Frage nach der rassischen Zusammensetzung der Germanen in der größten Stadt des Nordens. Eine solche Stadt wirkt natürlich auf sehr viele Menschen anziehend, und ein Friedhof innerhalb der Handelsstadt ist anders zu beurteilen als ein Friedhof, der zu einem Bauerndorf der Wikingerzeit gehört. Aber der Einzugsbereich der Siedlung ist ja in der Hauptsache auf den europäischen Norden beschränkt, und die stark nivellierenden Tendenzen, die die modernen Städte ausüben, sind für diese frühe Zeit noch nicht in demselben Umfange anzunehmen. Waren es doch im wesentlichen Nordgermanen, Sachsen und Friesen, also artverwandte Völker, die hier zusammenkamen und ihre Toten auf dem Gräberfeld bestatteten.

Vielleicht wird man auch mit geringen Einsprengungen aus dem slavischen Gebiet rechnen müssen, aber die anthropologische Untersuchung des nord- und westslavischen Gebietes hat gezeigt, daß ein nennenswerter Unterschied zwischen dem germanischen Kreis und dem slavischen Gebiet in jener Zeit noch kaum festzustellen ist. So würde sich auch anthropologisch ein Einströmen slavischer Elemente nur sehr schwer nachweisen lassen. — Unter diesen Voraussetzungen ist es also sehr gut erklärlich, daß das Skelettmaterial in Haithabu sehr einheitlich ist. Von den 19 Schädeln, die noch so gut erhalten waren, daß sie gemessen werden konnten (Abb. 145), ist 1 kurz, 5 mittel und 13 lang, so daß das Überwiegen der Langschädlichkeit für Haithabu sehr deutlich in diesem Befund zum Ausdruck kommt. Bei den langen Schädeln lassen sich zwei Sonderformen nachweisen, eine mit niedrigem und eine mit hoch gewölbtem Gehirnschädel, die eine schmalgesichtig, die andere breitgesichtig. Es sind also die beiden Formen, die seit der Steinzeit in dem nordischen Material nebeneinander vorkommen und





Abb. 145. Schädel vom Flachgräberfeld aus Haithabu.

deren Wurzel, wie es scheint, bis ins Paläolithikum zurück zu verfolgen ist. Das Auftreten von Kurz- und Mittelschädeln in Haithabu kann nicht so sehr verwundern, ist doch dieses rassische Element schon seit der mittleren Steinzeit im Norden nachweisbar, wo es vielleicht aus einer Urbevölkerung herzuleiten ist. Im ganzen spielt es aber im Knochenmaterial der Wikingerzeit nur eine ganz untergeordnete Rolle, wie es ja auch bei den germanischen Reihengräberfeldern Mittel- und Süddeutschlands in der Völkerwanderungszeit sehr stark zurücktritt. Rassisch werden wir uns also die Bewohner der Stadt ziemlich einheitlich vorstellen müssen.

Haithabus Stellung in der deutschen Geschichte.

Seit Haithabu durch die große Arbeit Sophus Müllers im Jahre 1897 in den Kreis historischer Probleme eingeführt wurde, hat es über 30 Jahre lang als Denkmal der Frühzeit nur für die Geschichte des Nordens gegolten. In der Darstellung der deutschen Geschichte spielt es bis heute — und zwar unverdient — keine Rolle.

Hier, an der Grenze zwischen Nordgermanen und Westgermanen, laufen die Fäden vielfach herüber und hinüber. Hier entsteht eine Stadt, die in ihrer politischen Entwicklung das Schicksal einer Grenzstadt im umstrittenen Raum hat. Bisher hat man die Stadt im wesentlichen als wikingisch, also nordgermanisch betrachtet, und doch hat sie auch für die deutsche Geschichte eine große Bedeutung. Eine Anzahl von Funden weist in den deutschen Westen. Man hat sie bisher stets als Handelsgut betrachtet, das von Wikingern nach dem Norden gebracht wurde, und diese Deutung ist durchaus möglich. Seit 1934 ist uns aber der Hausbau etwas bekannter geworden und zwar an Stellen, wo der Baustoff selbst gut erhalten ist, und dabei beobachten wir nun dasselbe Nebeneinander, das wir bei den Funden sehen. Im Stabbau tritt uns das nordgermanische Bauelement entgegen, das uns, wie schon die Tierornamentik einen nordgermanischen Bevölkerungsanteil verrät. Daneben gibt es eine Bauweise, die Flechtwände in ganz besonderer Art verwendet und dadurch Zwischenschichten bei den Wänden schafft, die aus wärmetechnischen Gründen angebracht sind und also Erkenntnisse vorwegnehmen, die sonst als Erfindungen späterer Zeiten gelten könnten.

Diese Bauweise lehnt sich nun ganz an westgermanischen Brauch an. Auf den Terpen — den künstlich gegen die Flut aufgeschütteten Wohnhügeln Hollands — findet sich eine ähnliche Bauart sehr früh. Auf sächsischem Gebiet tritt uns derselbe Baugedanke in der Zeit Haithabus auf der Stellerburg entgegen. Dieses Eindringen friesisch-niedersächsischen Gutes im Hausbau ist durch den Handel nicht mehr zu erklären. Es muß getragen sein durch eine Bevölkerung, die aus dem Ursprungsgebiet dieser Bauweise kam. Diese Entdeckung ist die Bestätigung für die Mitteilung Adams von Bremen, der berichtet, daß Heinrich I., der im Jahre 934 das Haithabu-Reich zur deutschen Nordmark machte, hier eine sächsische Kolonie anlegte. So müssen wir in Haithabu mindestens seit dem 10. Jahrhundert, wahrscheinlich aber schon seit dem 9. mit einer deutschen Kolonie rechnen. Diese Kolonie geht dann bei der Verlegung der Stadt auf das Nordufer — ein Vorgang, der wohl zwischen 1070 und 1130 erfolgt sein muß —, nach Schleswig über.

Als in der Mitte des 12. Jahrhunderts Lübeck entsteht, da setzt diese junge, niederdeutsche Gründung ganz zielbewußt die Traditionen der Wikingerzeit fort. Mit ganz erstaunlich sicherem Instinkt treffen die deutschen Kaufleute die Auswahl der Orte, an denen sie ihre Handelsplätze anlegen. Die Tatsache, daß fast alle diese Orte heute noch wirtschaftliche Mittelpunkte bilden, spricht am besten für die Güte der Platzwahl. Sie kann nur erfolgt sein aus einer ausgezeichneten Kenntnis der wirtschaftlichen und politischen Gegebenheiten im Ostseeraum. Diese Kenntnisse konnten sich die niederdeutschen Kaufleute nicht in der kurzen Zeit ihres Aufenthaltes in Lübeck aneignen. Nun hängt die Gründung Lübecks wohl zusammen mit der Zerstörung einer russischen Kaufflotte im Hafen von Schleswig durch Sven Grathe. Durch dieses Ereignis war der Kauffrieden verletzt und die deutschen Kaufleute sahen sich, wie Rörig in seiner Geschichte der deutschen Hanse zeigt, nach einem anderen Platz um, den sie dann von Heinrich dem Löwen in Lübeck bekamen. Vor der Gründung Lübecks saßen also deutsche Kaufmannsgeschlechter in Schleswig und davor, wie die Funde lehren, in Haithabu. Die dreihundert Jahre der Geschichte Haithabus sind also verknüpft mit der Pionierarbeit deutscher Kauf-

leute, die notwendig war, um das große Werk der deutschen Hanse entstehen zu lassen und die nordgermanische Herrschaft im Ostseebecken durch eine deutsche abzulösen. In diesem Zusammenhang gewinnt auch der Zug Heinrich I. eine andere Bedeutung. Es ist der erste deutsche Vorstoß an die Ostseeküste und der Versuch eines deutschen Königs, dem deutschen Kaufmann auch politisch ein Rückgrat für seine Tätigkeit im Ostseeraum zu geben. Das es gerade ein Sachse war, der den Ostseeraum erschließen wollte, ist nicht so verwunderlich, waren doch diesem germanischen Stamm die Gegebenheiten des Ostens aus seinen Grenzkämpfen bekannt. Es ist kein Zufall, sondern durch die gesamte Lage bedingt, daß es gerade deutsche Könige aus sächsischem Geschlecht waren, die nach Haithabu kamen. Zweimal hat die Stadt fürstlichen Besuch aus dem Südwesten gesehen, Heinrich I. und Otto II. drangen bis zu ihr vor. Beide kamen an der Spitze von Heeren nach dem Norden, um dem Deutschtum Rechte zu erkämpfen, die erst viel später zu dauerndem Gewinn führen sollten. Noch war die Zeit für jene großen Ideen nicht reif, die hier von Männern mit nüchternem Wirklichkeitssinn und klarem Blick für politische Gegebenheiten vertreten und zum Teil auch in die Tat umgesetzt wurden.

Der große Rückschlag von 983, der durch die Niederlage in Italien bedingt war, hat das politisch Errungene zerstört. Die Ansiedlung der deutschen Kaufleute aber blieb auch unter fremder Herrschaft bestehen. In demselben Jahre gingen die Marken zwischen Elbe und Oder verloren. So bedeutet das Jahr 983 die Vernichtung aller Erfolge der sächsischen Kaiser an der Ostgrenze des Reiches.

Die spätere Kolonisation ist einerseits eine bäuerliche, die zur Besiedlung des flachen Landes führte, andererseits eine bürgerliche, die dem deutschen Bauern in den Hansestädten wirtschaftliche und z. T. auch kulturelle Mittelpunkte gab. Aus dieser Verflechtung erklärt sich wohl teilweise der durchschlagende Erfolg der Kolonisation. Unter den sächsischen Kaisern beginnt im 10. Jahrhundert die Besetzung ostdeutschen Bodens als Anfang der großen Ostbewegung; die Geschichte Haithabus zeigt uns, daß damit, wie auch später, die kaufmännische Kolonisation Hand in Hand ging.

Wir sehen, daß dieses Nebeneinander, das das 12. und 13. Jahrhundert auszeichnet, in der Anlage schon im 10. Jahrhundert vorhanden ist. Der große Zusammenbruch des Jahres 983 hat die Keime erstickt. Volkstumsmäßig aber wirken die Erfolge des 10. Jahrhunderts bei der Kolonisation nach bis in die Hansezeit und dieses Fortbestehen deutschen Einflusses an der Ostsee ist eng mit dem Namen Haithabu verknüpft. Diese Verhältnisse weisen der Stadt ihren Platz in der deutschen Geschichte an.

So bildet Haithabu nicht nur ein Forschungsproblem, das Deutschland und den skandinavischen Norden zu gemeinsamer Arbeit zusammenführt, das uns die mannigfaltige Verflechtung der deutschen und der nordischen Frühgeschichte zeigt, sondern nimmt auch in der deutschen Geschichte einen bedeutungsvollen Platz ein als das große Denkmal aus dem Beginn des Kampfes um die Ostsee, der durch die Hanse mit einem Siege des Deutschtums abgeschlossen wurde.

Literatur.

I. Die Germanen vor der Wikingerzeit.

H. Güntert, Der Ursprung der Germanen. Heidelberg 1934.

H. Günther, Herkunft und Rassengeschichte der Germanen. München 1935.

T. E. Karsten, Die Germanen. Berlin-Leipzig 1928.

K. Kersten, Zur älteren nordischen Bronzezeit. Neumünster 1935.

G. Kossinna, Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit. 2. Aufl. Leipzig 1934.

G. Kossinna, Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Chr. Geb. Leipzig 1932.

G. Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft. 7. Aufl. Leipzig 1936.

O. Montelius, Kulturgeschichte Schwedens. Leipzig 1906.

S. Müller, Nordische Altertumskunde. Straßburg 1897/98.

G. Neckel, Kulturkunde der Germanen auf sprachwissenschaftlicher Grundlage. Berlin 1934.

C. Schuchhardt, Vorgeschichte von Deutschland. 3. Aufl. München-Berlin 1935.

C. Schuchhardt, Deutsche Vor- und Frühgeschichte in Bildern. 2. Aufl. München-Berlin 1936.

W. Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild. München 1934.

G. Schwantes, Die Germanen. Volk und Rasse. Bd. I (1926). S. 69 ff. 153 ff.

G. Schwantes, Deutschlands Urgeschichte. 7. Aufl. Leipzig 1936.

G. Schwantes, Die Vorgeschichte Schleswig-Holsteins. Neumünster 1934 ff.

E. Sprockhoff, Zur Entstehung der Germanen. Hirt-Festschrift. Bd. I. Heidelberg 1936.

E. Wahle, Deutsche Vorzeit. Leipzig 1932.

II. Die Wikingerzeit.

H. Arbman-M. Stenberger, Vikingar i Västerled. Stockholm 1935.

T. Arne, La Suède et l'Orient. Upsala 1914.

A. W. Brøgger, Gamle Emigranter. Oslo 1928.

A. Bugge, Die Wikinger. 1906.

T. Kendrick, A History of the Vikings. London 1930.

G. Kossinna, Wikinger und Waräger. Mannus Bd. 21 (1930).

B. Nerman, Die Verbindungen zwischen Skandinavien und dem Ostbaltikum in der jüngeren Eisenzeit. Stockholm 1929.

R. Nordenstreng, Die Züge der Wikinger. Leipzig 1925.

A. Olrik, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit. 2. Aufl. Heidelberg 1925.

P. Paulsen, Stand der Forschung über die Kultur der Wikingerzeit. 22. Bericht der Röm.-Germ. Kommission. Frankfurt a. M. 1933.

H. Shetelig, Vikingeminner i Vest-Europa. Oslo 1933.

Th. Strasser, Wikinger und Normannen. Hamburg-Berlin-Leipzig 1928.

W. Vogel, Die Normannen und das fränkische Reich bis zur Gründung der Normandie (799—911). Heidelberg 1906.

III. Haithabu.

a) Auf Grund geschriebener Quellen:

V. la Cour, Sønderjyllands Historie. Bd. I. Kopenhagen 1930 f.

F. Frahm, Beiträge zur Baugeschichte des Danewerkes. Nordelbingen IX. (1934). S. 370 ff.

F. Frahm, Schleswig-Haithabu und die Ansgarkirche in Haddeby. Ztschr. d. Ges. f. schl.-holst. Gesch. Bd. 62 (1934). S. 156 ff.

F. Frahm, Grabungen und Forschungen aus der Wikingerzeit der Schleswiger Landenge. Histor. Ztschr. Bd. 151 (1933).

S. Müller-C. Neergaard, Danevirke. Kopenhagen 1903.

O. Scheel, Zu den historischen Quellengruppen des Haithabu-Problems. Congressus secundus. Riga 1931. S. 207 ff.

O. Scheel-P. Paulsen, Geschichtliche Quellen zur Frage Schleswig-Haithabu. Kiel 1930.

b) Mit besonderer Berücksichtigung der Ausgrabungen:

G. Haseloff, Die Ergebnisse der Ausgrabungen in Haithabu 1935. Schleswiger Nachrichten 12. XI. 1935.

H. Jankuhn, Die Ausgrabungen in Haithabu 1930 bis 1933. Nordelbingen IV. 1934.

H. Jankuhn, Die Ausgrabungen in Haithabu 1934. Nordelbingen IX. 1935.

H. Jankuhn, Das Kunstgewerbe in Haithabu. Jahrb. f. praehist. und ethnogr. Kunst. 1935.

H. Jankuhn, Die Ausgrabungen in Haithabu. Bd. I. (im Druck).

F. Knorr, Schleswig und Haithabu. Schl.-Holst. Jahrbuch 1924.

G. Schwantes, Führer durch Haithabu. Schleswig 1932.

G. Schwantes, Die Ausgrabungen in Haithabu. Ztschr. f. Ethn. Bd. 63. (1931). S. 234 ff.

G. Schwantes, Die Ausgrabungen in Haithabu. Congressus secundus. Riga 1931. S. 217 ff.

Die in Übersetzung angeführten Sagastellen sind der Sammlung Thule z. T. auch der Sorie „Bauern und Helden" entnommen. Die Eddaverse sind nach der Übersetzung von Felix Genzmer wiedergegeben. Die auszugsweise gebrachte Schilderung der Bestattung in Bolgar ist der Übersetzung von Frähn entnommen.

Bildvorlagen stellten in dankenswerter Weise zur Verfügung:

Statens Histor. Museum, Stockholm; Dänisches National-Museum, Kopenhagen; Universitatets Oldsaksamling, Oslo; Prussia Museum, Königsberg; Staatl. Museum für Vor- und Frühgeschichte, Berlin; Wallraff-Richarly Mus. Köln; Röm.-Germ. Zentral-Mus. Mainz; Museum vorgeschichtlicher Altertümer, Kiel.

Die Zeichnungen der Funde und auch die Vorlagen für die Farbtafel fertigte Fräulein M. Holst-Kiel an.

Die Karten und Pläne wurden von Fräulein M. Holst-Kiel, Herrn Fr. W. Sasse-Stettin und Herrn cand. phil. Aner-Kiel gezeichnet.

Eine Anzahl von Druckstöcken stellte das Museum vorgeschichtlicher Altertümer Kiel zur Verfügung.

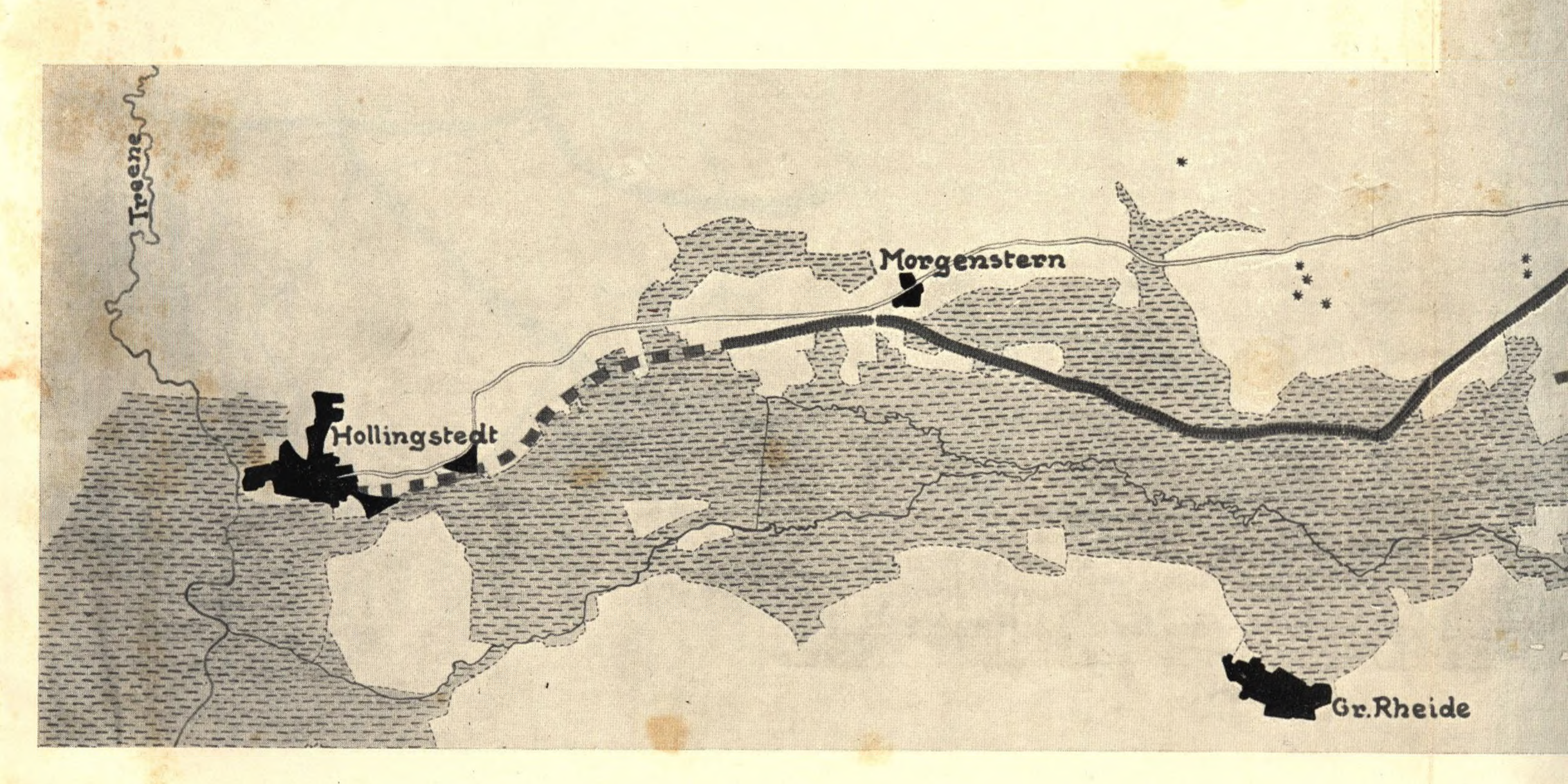
Herr Dr. K. Hucke bin ich für die Überlassung seiner noch ungedruckten Dissertation über die Slaven in Wagrien zu Dank verpflichtet. Die Eintragung der slavischen Siedlungen auf der Karte S. 35 erfolgte auf Grund seiner Untersuchung.

Die in dieser Arbeit bereits berücksichtigte Ausgrabung am Danewerk (1936) wurde durch das Archaeologische Institut des Deutschen Reiches, Berlin, ermöglicht.

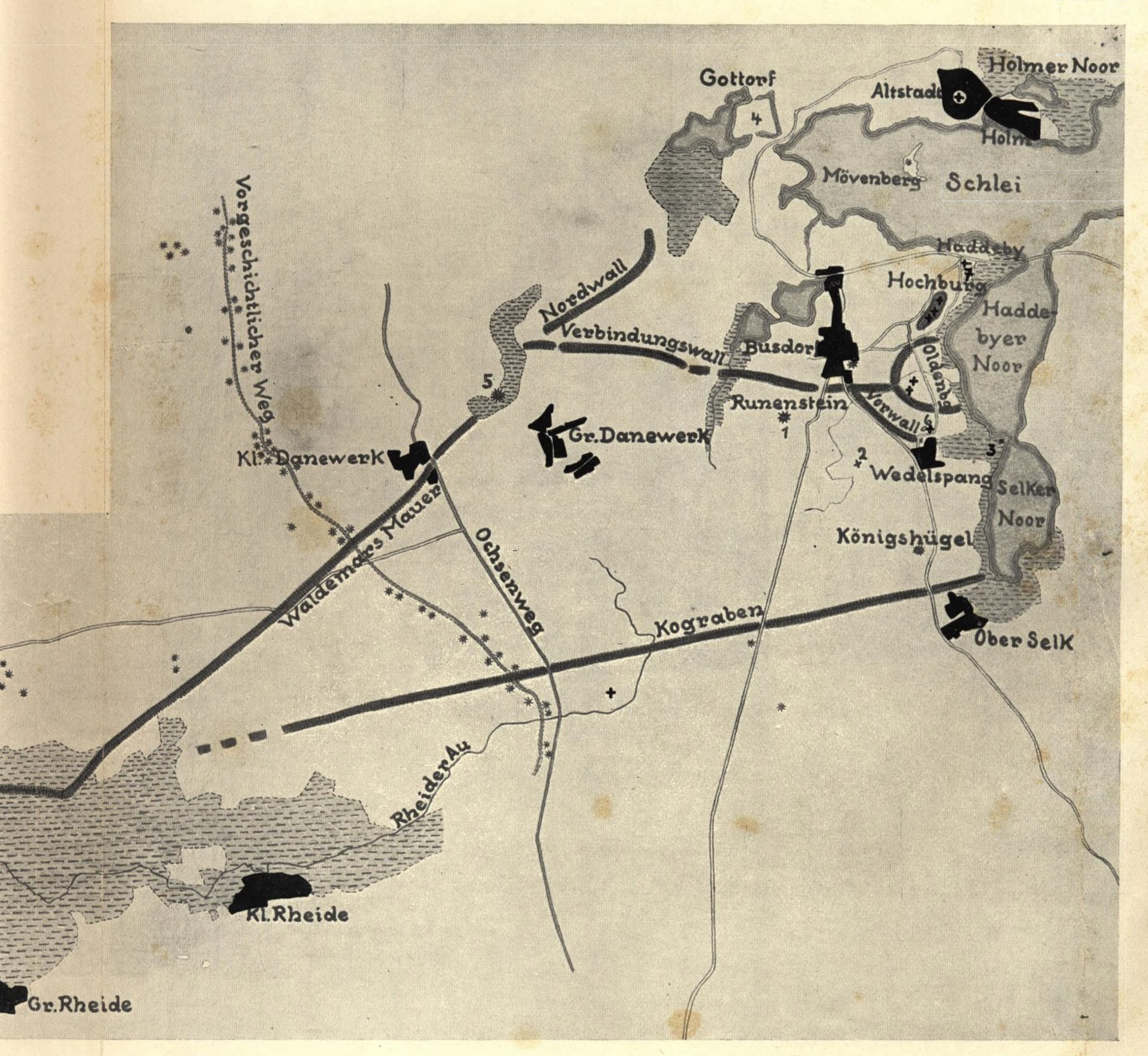
Register.

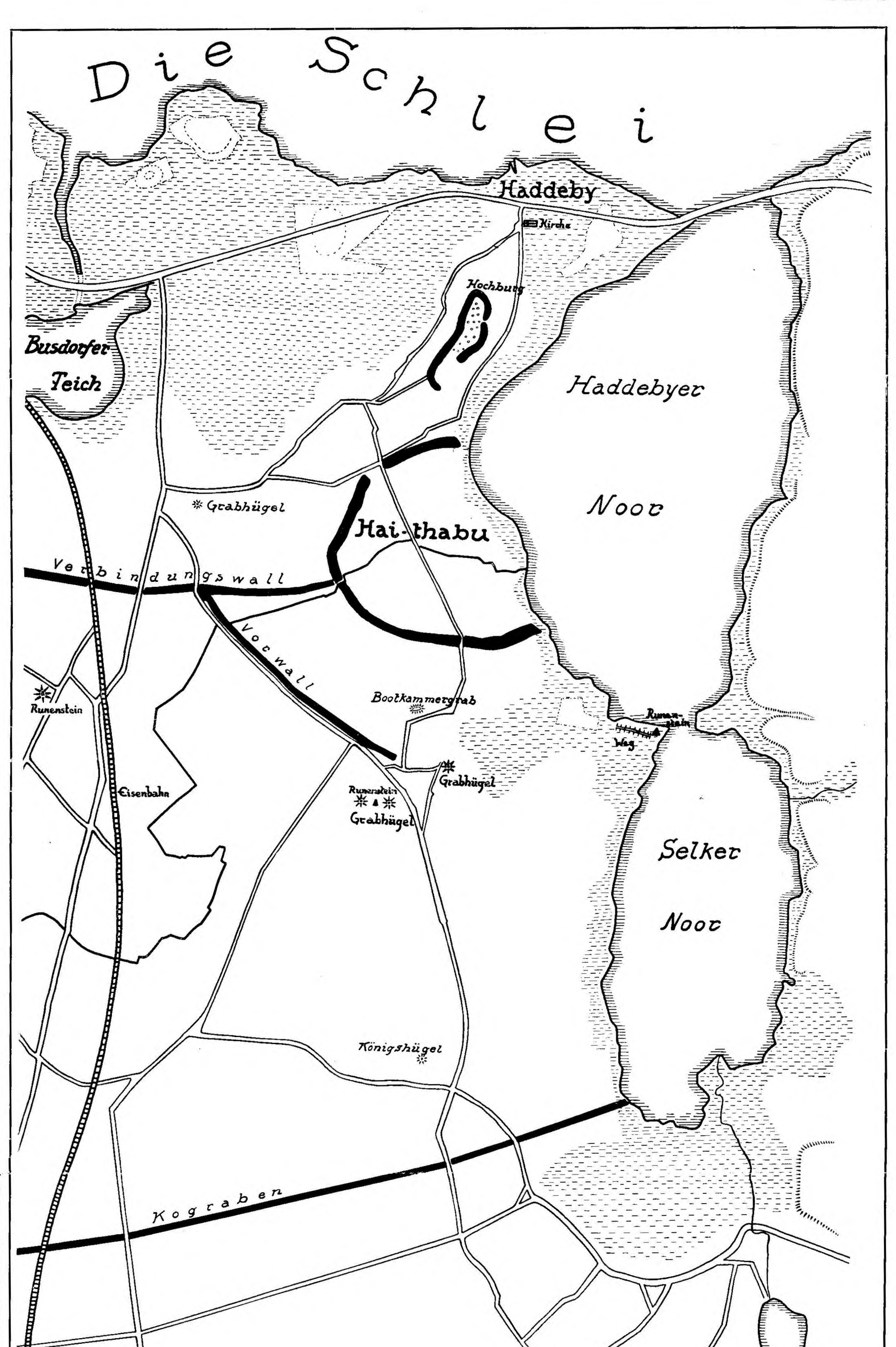
Plan des Danewerkes. 1:50000.

1. Skartha-Stein. 2. Erik-Stein. 3. Großer Sigtryggstein. 4. Kleiner Sigtryggstein. 5. Thyraburg. 6. Bootkammergrab. 7. Haddebyer Kirche. ✳ Grabhügel. ◆ Heutige Siedlungen. + Wikingerzeitliche Gräber.

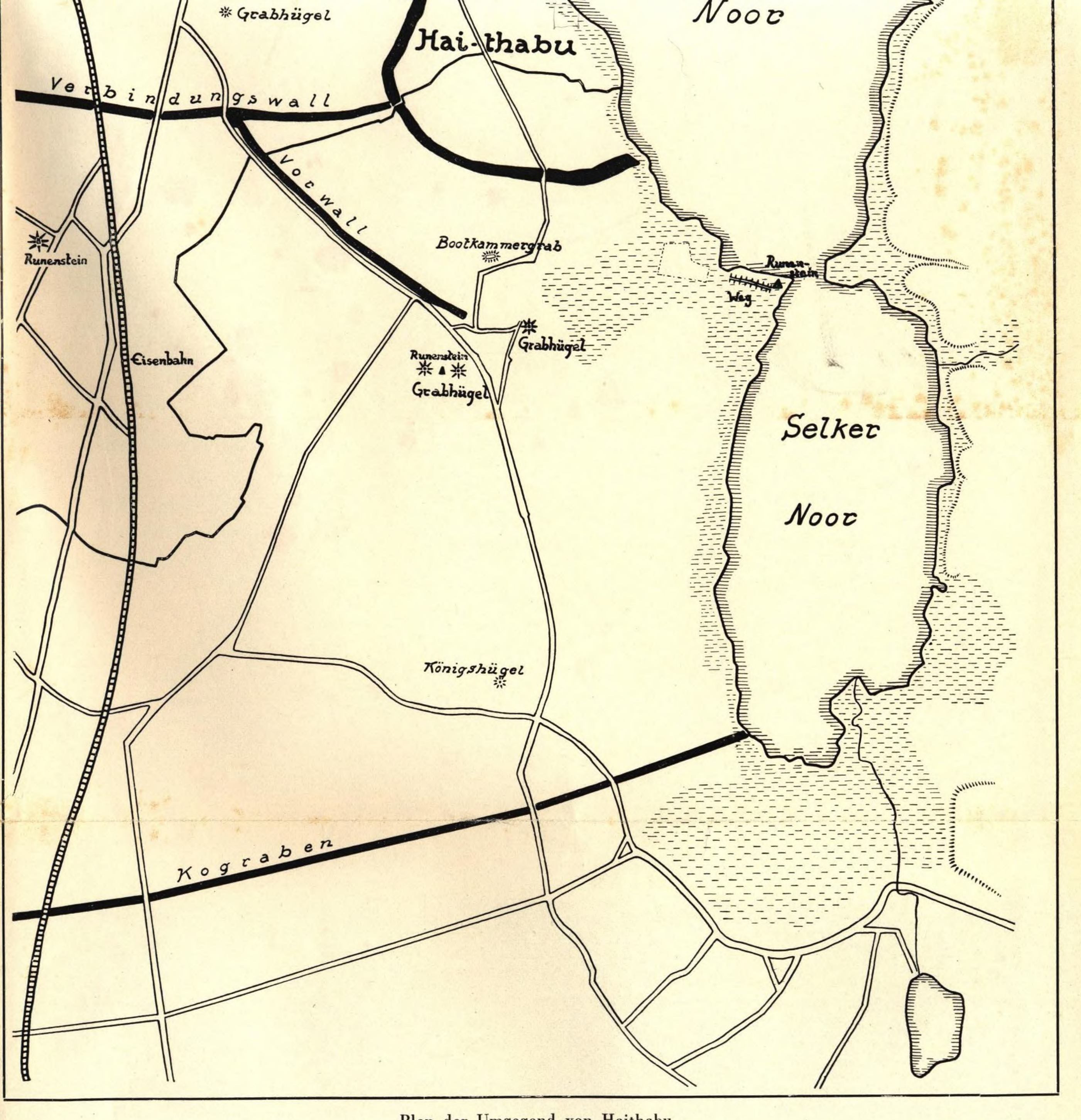


Plan 1


Gottorf
4
Holmer Noor
Altstadt
Holm
Mövenberg
Schlei
Haddeby
Hochburg
Haddebyer Noor
Oldenburg
Vorgeschichtlicher Weg
Nordwall
Verbindungswall
Busdorf
5
Runenstein
1
Verwall
Kl. Danewerk
Gr. Danewerk
2
Wedelspang
3
Selker Noor
Königshügel
Waldemars Mauer
Ochsenweg
Kograben
Ober Selk
Rheider Au
Kl. Rheide
Gr. Rheide



Die Schlei
Haddeby
Kirche
Hochburg
Busdorfer Teich
Haddebyer
Noor
Grabhügel
Hai-thabu
Verbindungswall
Vorwall
Bootkammergrab
Runenstein
Weg
Runenstein
Grabhügel
Eisenbahn
Runenstein
Grabhügel
Selker
Noor
Königshügel
Kograben



Plan der Umgegend von Haithabu.

Plan von Haithabu. 1:2500.

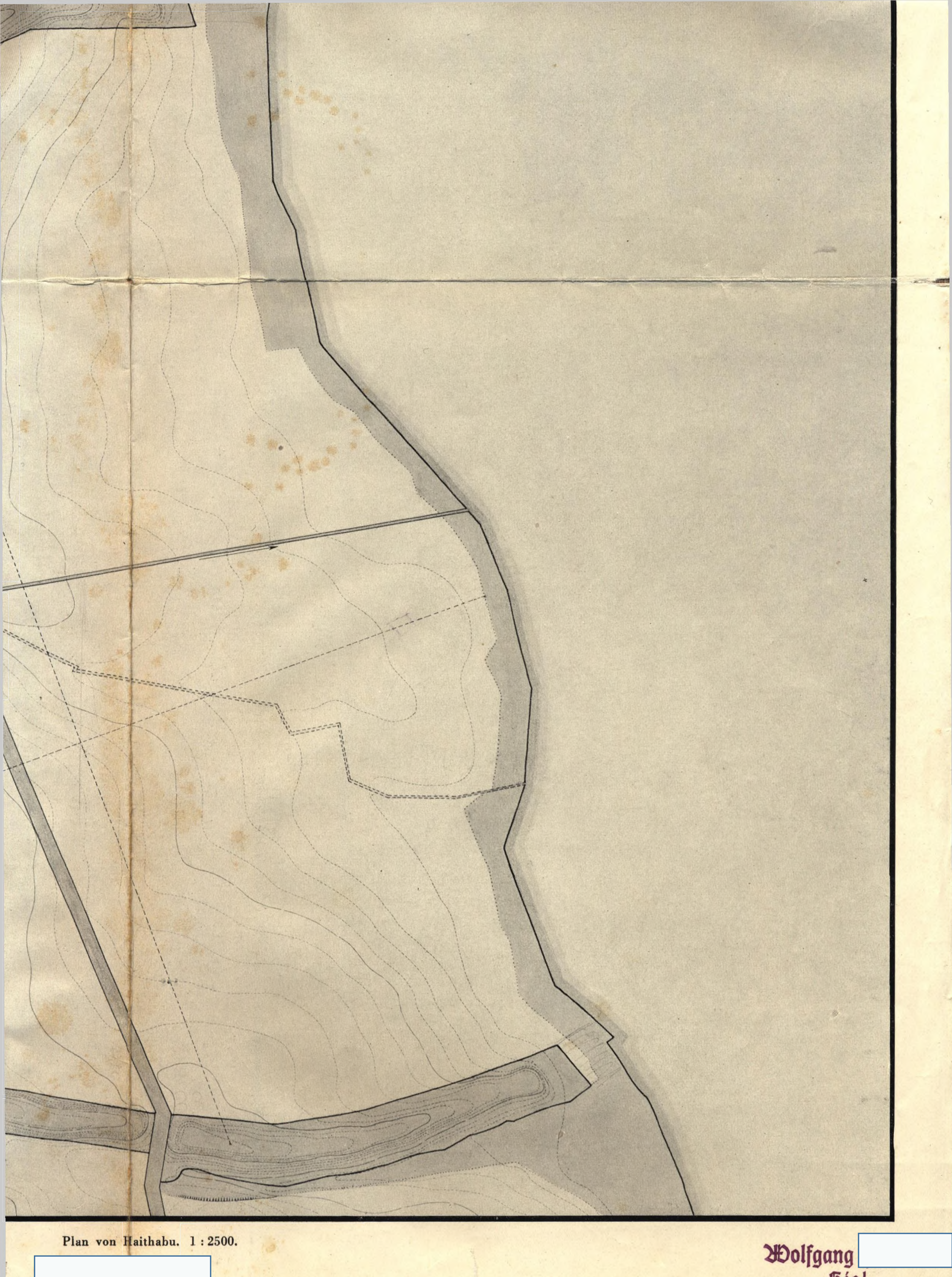
Die Höhenlinien geben den Abstand von je 1 m an, die nicht punktierten, glatt durchgezogenen Linien bezeichnen die 5 m Abstände. Die Höhenunterschiede im Innenraum des Halbkreiswalles betragen bis zu 15 m. Der Wall erreicht im südlichen Teil eine Höhe von 10—11 m. Beim Anschluß an das Ufer des Noores sind in der Neuzeit Teile abgegraben worden und haben zum Auffüllen der sumpfigen Wiesen gedient. Am Nordtor ist der Wall ebenfalls abgegraben worden. Beim Bach ist der ältere, in den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts zugeschüttete Lauf mit gebrochenen Linien eingezeichnet.

Die beiden durch den Innenraum senkrecht zueinander laufenden gestrichelten Linien geben die Meßachsen an. Sie sind an den Endpunkten durch offenstehende Kreuzsteine und am Schnittpunkt durch einen versenkten Kreuzstein gekennzeichnet. An diesen Meßachsen wurden die von 1930 bis 1934 angelegten Suchgräben entlang geführt.

Bei der Hochburg ist der südöstlichste Teil des Ringwalles schon früh durch Ziegeleibetrieb zerstört worden. Die nördliche Torwange des Nordosttores ist erst jüngst abgegraben worden. Die runden Flecken im Innenraum geben die flachen Hügelgräber an, von denen eine kleine Anzahl untersucht ist.

Die östlich der Hochburg zwischen Weg und Noorufer liegende, im Osten gradlinig abschließende Terrasse ist durch den früheren Ziegeleibetrieb entstanden.

Die grau getönten Flächen am Noorufer, nordwestlich der Hochburg, am westlichen Teil des Bachlaufes und südlich vom Südwall geben feuchtes Wiesengelände an.



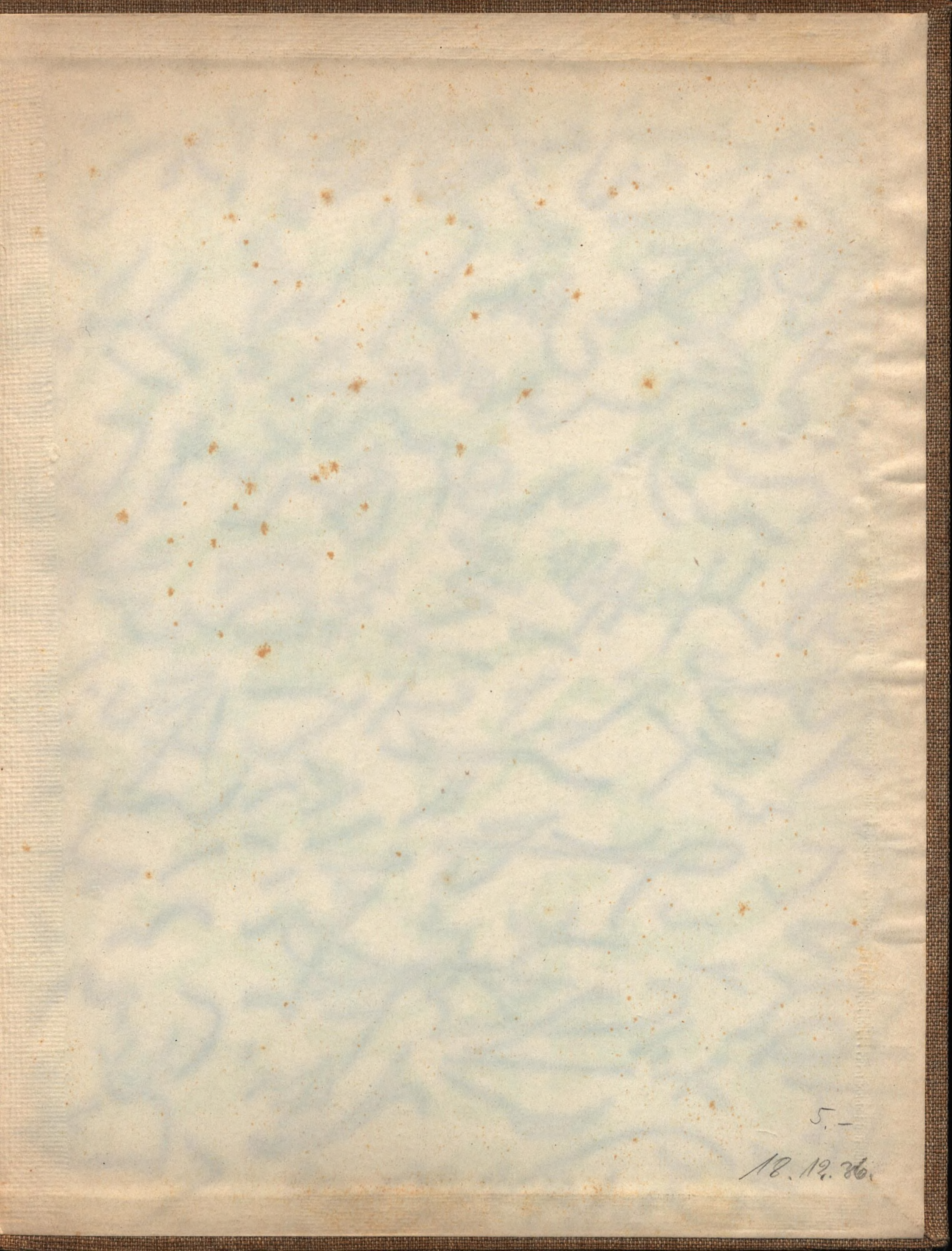
Plan von Haithabu. 1 : 2500.



Plan von Haithabu. 1 : 2500.







5.-
18.12.86.

